SACHSEN UND ANHALT

Jahrbuch der Historischen Kommission
für die Provinz Sachsen
und für Anhalt

herausgegeben
von
Walter Möllenberg

Band 9

Magdeburg 1933
Selbstverlag der Historischen Kommission
Auslieferung durch Ernst Holtermann, Magdeburg

Xa 266

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0001

SACHSEN UND ANHALT

Jahrbuch der Historischen Kommission
für die Provinz Sachsen
und für Anhalt

herausgegeben
von
Walter Möllenberg

Band 9

Magdeburg 1933
Selbstverlag der Historischen Kommission
Auslieferung durch Ernst Holtermann, Magdeburg

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0005

Zur Nachricht

Die Zeitschrift „Sachsen und Anhalt", Jahrbuch der Historischen Kommission für die Provinz Sachsen und für Anhalt, erscheint jährlich in einem Umfang von ca. 20 Bogen.

Sie ist durch jede Buchhandlung oder direkt durch die Auslieferungsstelle für den Buchhandel: Ernst Holtermann, Magdeburg, Breiter Weg 195, zu beziehen.

Bezugspreis 6.— RM.

Das Jahrbuch wird im Auftrage der Historischen Kommission herausgegeben von dem ersten Vorsitzenden **Staatsarchivdirektor Dr. Möllenberg, Magdeburg, Augustastraße 25,** mit Unterstützung von Universitätsprofessor Dr. W. Holtzmann, Halle, und Staatsminister a. D. Dr. h. c. Müller, Dessau.

Alle für das Jahrbuch bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die oben bezeichnete Adresse Magdeburg, Augustastraße 25, zu richten.

Nachdruck verboten.

Druck von August Hopfer, Burg b. M.

UNIV. U. LANDES... HALLE (SAALE)

Xa 266 (9. 1933)
AH

Inhalt

Seite

Sachsen und Anhalt. Zur wirtschaftlichen Einheit des mitteldeutschen Raumes. Von Archiv- und Bibliotheksdirektor Dr. **Erich Neuß** in Halle a. S. . . . . 1—26

Die Schlacht von Riade und die Anfänge des deutschen Staates. Von Privatdozent Dr. **Martin Lintzel** in Halle a. S. . . . . 27—51

Thietmar und die Magdeburgische Geschichtschreibung. Von Dr. **Eberhard Kessel** in Berlin . . . . . 52—85

Die auf -ingerode endigenden Ortsnamen am Harz. Von Akademieprofessor Dr. **Martin Waehler** in Erfurt . . . . . 86—94

Das Land Anhalt und die kaiserliche Kriegsführung 1625—1631. Von Dr. **Hans Georg Uflacker** in Dessau . . . . . 95—108

Johann Heinrich Rolle. Ein mitteldeutscher Musiker des 18. Jahrhunderts. Von Dr. **Erich Valentin** in Magdeburg . . . . . 109—160

Georg Heinrich von Berenhorst. Ein Anhaltinischer Theoretiker und Geschichtschreiber der Kriegskunst am Ende des 18. Jahrhunderts. Von Dr. **Eberhard Kessel** in Berlin . . . . . 161—198

400 Jahre Hennebergische Geschichtsschreibung. Von Staatsarchivrat Dr. **Wilhelm Engel** in Weimar . . . . . 199—230

Literatur:

I. Zeitschriftenrundschau. Von Staatsarchivdirektor Dr. **Walter Möllenberg** in Magdeburg unter Mitarbeit von Staatsarchivrat Dr. **Johannes Bauermann** in Münster i. W., Staatsarchivrat Dr. **Adolf Diestelkamp** in Magdeburg, Universitätsprofessor Dr. **Robert Holtzmann** in Berlin und Amtsgerichtsrat Dr. **Rudolf Schildmacher** in Schönebeck . . . . . 231—258

A. Zeitschriften der Provinz Sachsen und Anhalts:

Jahrbuch der Denkmalpflege in der Provinz Sachsen und in Anhalt S. 230. — Zeitschrift des Vereins für Kirchengeschichte der Provinz Sachsen und des Freistaates Anhalt S. 232 f. — Zeitschrift des Harz-Vereins für Geschichte und Altertumskunde S. 233 f. — Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg S. 234 f. — Mitteilungen des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt S. 235 f. — Jahresbericht des Altmärkischen Vereins für vaterländische Geschichte zu Salzwedel S. 236. — Zerbster Jahrbuch S. 236 f. — Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Naturwissenschaft in Sangerhausen S. 237 f. — Mitteilungen des Sächsisch-Thüringischen Vereins für Erdkunde zu Halle a. S. S. 238. — Schriften des Hennebergischen Geschichtsvereins (Schleusingen) S. 238. — Schriftenreihe des Köthener Heimatmuseums S. 238. — Das Merseburger Land S. 239. — Ekkehard S. 239. —

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0007

Seite

Heimatzeitschriften:

Montagsblatt. Wissenschaftliche Beilage der Magdeburgischen Zeitung. S. 239 ff. — Unser Eichsfeld S. 242 f. — Heimatglocken des Kreises Calbe S. 243 f. — Am Heimatborn. Beilage zum „Quedlinburger Kreisblatt" S. 244 f. —

Heimatkalender:

Heimatkalender für Halle und den Saalkreis S. 246. — Heimatkalender für die Alt-Bernburger Lande S. 246. — Heimatkalender für den Kreis Eckartsberga S. 246 f. — Mansfelder Heimatkalender S. 247. — Querfurter Jahrbuch S. 247.

B. Sonstige Zeitschriften:

Mannus. Zeitschrift für Vorgeschichte S. 248 f. — Prähistorische Zeitschrift S. 249. — Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit S. 249 f. — Die Denkmalpflege S. 250. — Historisches Jahrbuch S. 250 f. — Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine S. 251. — Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte S. 251. — Zeitschrift für deutsche Philologie S. 251. — Jahrbücher für Kultur und Geschichte der Slaven S. 251 f. — Zeitschrift für slavische Philologie S. 252. — Zeitschrift für Kirchengeschichte S. 252. — Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige S. 252 f. — Franziskanische Studien S. 253 f. — Archiv für Reformationsgeschichte S. 254. — Luther-Jahrbuch S. 254. — Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland S. 254 f. — Deutsche Hefte für Volks- und Kulturbodenforschung S. 255. — Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde S. 255. — Zeitschrift für Ortsnamenforschung S. 255. — Familiengeschichtliche Blätter S. 256. — Archiv für Sippenforschung S. 256. — Blätter für Münzfreunde S. 256 f. — Berliner Münzblätter S. 257. — Frankfurter Münzzeitung S. 257 f. — Jahrbuch des Braunschweigischen Geschichtsvereins S. 258. — Baltische Studien S. 258. — Mainzer Zeitschrift S. 258. — Fuldaer Geschichtsblätter S. 258. — Zeitschrift für Schlesische Geschichte S. 258. —

II. Anzeigen und Besprechungen . . . . . 259—301

1. Quellenkunde

Sachsenspiegel, Land- und Lehnrecht (W. Möllenberg) S. 259.

Marsilii de Padua Defensor Pacis fasc. I (A. Diestelkamp) S. 259 f.

Otto Grotefend, Urkunden der Familie von Saldern (W. Möllenberg) S. 260.

C. Köhler, Ilfelder Regesten (W. Möllenberg) S. 260 f.

Rundes Chronik der Stadt Halle 1750—1835 (W. Möllenberg) S. 261 f.

Altmärkisches Quellenbuch zur Heimatgeschichte der Altmark und der Nachbargebiete (W. Möllenberg) S. 262.

2. Archive, Museen und Bibliotheken

Willy Flach, Geschichte der reußischen Archive (W. Möllenberg) S. 262.

S. Berger, Verzeichnis der Museen, Heimat- und Geschichtsvereine u. a. m. in der Provinz Sachsen und im Freistaat Anhalt (W. Möllenberg) S. 262 f.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0008

3. Siegelwesen

Hermann Bier, Märkische Siegel (Wentz) S. 263.

4. Bibliographie

Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. Germanistische Abteilung. Generalregister zu den Bänden I—L (W. Möllenberg) S. 263f.

5. Deutsche Geschichte im allgemeinen

Georg Gilardone, Tilly. Der Heilige im Harnisch (W. Möllenberg) S. 264.

Otto Lerche, Gustav Adolf (W. Möllenberg) S. 264.

Otto Lerche u. Friedrich Schulze, Breitenfeld (W. Möllenberg) S. 264.

Otto Lerche, Lützen (W. Möllenberg) S. 265.

6. Geographie, Landes- und Volkskunde

Max Bathe, Die Herkunft der Siedler in den Landen Jerichow (W. Möllenberg) S. 265.

Meine schöne Heimat, der Kreis Torgau (W. Möllenberg) S. 265.

Hans Genz, Die Veränderungen der Kulturlandschaft zur Industrielandschaft im Braunkohlenrevier Weißenfels-Zeitz (Th. Ulrich) S. 265f.

Herbert Buschendorf, Die Kulturgeographie des Eichsfeldes (Th. Ulrich) S. 266.

Walter Heinrich, Wiprecht von Groitzsch und seine Siedlungen (W. Möllenberg) S. 266f.

Wolfgang Ebert, Das Wurzener Land (A. Diestelkamp) S. 267f.

Gerhard Hankow, Die Entwicklung der Kulturlandschaft in der Leipziger Tieflandschaft seit dem Jahre 1800 (Th. Ulrich) S. 268.

Walter Frenzel, Vorgeschichte der Lausitzen; Land und Volk, insbesondere die Wenden. **Felix Burkhardt,** Die Entwicklung des Wendentums im Spiegel der Statistik. **Derselbe,** Der Rückgang des Wendentums (Th. Ulrich) S. 268f.

Georg Schnath, Hannover und Westfalen in der Raumgeschichte Nordwestdeutschlands (W. Möllenberg) S. 269.

Hans-Walter Klewitz, Studien zur territorialen Entwicklung des Bistums Hildesheim (A. Diestelkamp) S. 269f.

Ulrich Roshop, Die Entwicklung des ländlichen Siedlungs- und Flurbildes in der Grafschaft Diepholz (A. Diestelkamp) S. 270f.

Herbert Krüger, Höxter und Corvey (A. Diestelkamp) S. 271f.

7. Wirtschaftsgeschichte

Walther Vohland, Die ausländischen Wanderarbeiter und ihr Ersatz in den Kreisen Torgau, Delitzsch und Saalkreis (Th. Ulrich) S. 272.

Artur Nestler, Die Entwicklung der Zuckerfabrik Zeitz (Th. Ulrich) S. 272f.

Erich Wasmann, Die wirtschaftlichen Wirkungen und Folgen des Dreißigjährigen Krieges für die Mark Duderstadt (Th. Ulrich) S. 273f.

8. Verfassungs- und Rechtsgeschichte

Martin Lintzel, Die Stände der deutschen Volksrechte, hauptsächlich der Lex Saxonum (W. Möllenberg) S. 274.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0009

Karl Hoede, Vom Rolandliede zu den Rolandsäulen (W. Möllenberg) S. 274f.

Hans Eberhardt, Die Anfänge des Territorialfürstentums in Nordthüringen (W. Möllenberg) S. 275.

Wilhelm Zimmermann, Die Entstehung der provinziellen Selbstverwaltung in Preußen 1848—1875 (W. Möllenberg) S. 275f.

9. Kirchenrecht und Kirchengeschichte

H. Wiedemann, Die Sachsenbekehrung (M. Lintzel) S. 276.

Germania sacra. 1. Abt. Die Bistümer der Kirchenprovinz Magdeburg. 2. Bd. Das Bistum Havelberg (W. Möllenberg) S. 276f.

Gottfried Wentz, Der geistliche Grundbesitz in der Mark Brandenburg und angrenzenden Gebieten im Bereich der Diözesen Halberstadt, Verden und Magdeburg um das Jahr 1535 (A. Diestelkamp) S. 277.

Hugo Th. Heijman, Ord. Praem., Untersuchungen über die Prämonstratensergewohnheiten (Th. Ulrich) S. 277ff.

Bernhard Sommerlad, Der Deutsche Orden in Thüringen (Willy Flach) S. 279ff.

Wolfgang Gresky, Der thüringische Archidiakonat Jechaburg (W. Möllenberg) S. 282.

Adolf Diestelkamp, Zur Frühgeschichte des Benediktinernonnenklosters Krevese (W. Möllenberg) S. 282f.

Hermann Pusch, Kloster Rohr (Th. Ulrich) S. 283f.

Werner Ronneberger, Das Zisterzienser-Nonnenkloster zum Heiligen Kreuz bei Saalburg a. d. Saale (W. Möllenberg) S. 284.

Nikolaus Görich, Geschichte des eichsfeldischen ehemaligen Zisterzienserinnenklosters Anrode (Th. Ulrich) S. 285.

Herbert Sange, Bischof Albrecht III. von Halberstadt (A. Diestelkamp) S. 285f.

S. Steinherz, Dokumente zur Geschichte des großen abendländischen Schismas (1385—95) (W. Holtzmann) S. 287.

Fritz Herrmann, Die Protokolle des Mainzer Domkapitels. 3. Bd. (A. Diestelkamp) S. 287f.

Gallus Haselbeck O. F. M., Urkunden, Akten, Briefe und chronikalische Aufzeichnungen zur Geschichte der Thüringischen Ordensprovinz 1521—1600 (A. Diestelkamp) S. 288f.

Ferdinand Doelle, Der Klostersturm von Torgau im Jahre 1525 (Agnes Bartscherer) S. 289ff.

M. Riemer, Meine Amtsvorgänger in Badeleben (W. Möllenberg) S. 291.

Arno Werner, Vier Jahrhunderte im Dienste der Kirchenmusik (W. Möllenberg) S. 291f.

Franz Ständer, Das Eichsfeldische Kirchenlied bis zum Zeitalter der Aufklärung (Th. Ulrich) S. 292.

10. Universitäten

Zeugnisse fränkischer Kultur (A. Diestelkamp) S. 293.

11. Münzgeschichte

Max v. Bahrfeldt, Niedersächsisches Münzarchiv. III. u. IV. Band (A. Diestelkamp) S. 293f.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0010

12. Kunstgeschichte Seite

Friedrich Haesler, Der Merseburger Dom des Jahres 1015 (W. Möllenberg) S. 294.

Marie Schuette, Gestickte Bildteppiche und Decken des Mittelalters Bd. II: Braunschweig. Die Klöster Ebstorf und Isenhagen. Wernigerode. Kloster Drübeck. Halberstadt (A. Diestelkamp) S. 294ff.

13. Biographisches

Wolfram Suchier, Justizrat Dr. med. J. A. Büchner als Arzt und Dichter (W. Möllenberg) S. 296.

Paul Herre, Die geheime Ehe des Erbprinzen Wilhelm Gustav von Anhalt-Dessau und die Reichsgrafen von Anhalt (W. Möllenberg) S. 296.

Anne-Lore Gräfin Vitzthum, Julius Wilhelm von Oppel, ein sächsischer Staatsmann aus der Zeit der Befreiungskriege (W. Möllenberg) S. 296f.

Josef Pfitzner, Bakuninstudien (W. Möllenberg) S. 297.

14. Ortsgeschichte

Erich Neuß, Das Giebichensteiner Dichterparadies. Johann Friedrich Reichardt und die „Herberge der Romantik" (W. Möllenberg) S. 297.

Adolf Schmiedecke, Die Revolution 1848—49 in Halle (W. Möllenberg) S. 298.

Erich Neuß, Geschichte der Stadtsparkasse zu Halle 1857 bis 1932 (W. Möllenberg) S. 298.

Ernst Borkowsky, Die Schweden. Erlebnisse einer kursächsischen Stadt im Dreißigjährigen Kriege (W. Möllenberg) S. 298f.

Franz Lorenz, Profen und seine Umgebung (Th. Ulrich) S. 299.

Theodor Lorentzen, Ursprung und Anfänge der Stadt Schleusingen (Th. Ulrich) S. 299.

W. Däther, Der Prozeß gegen Margarete Minden und Genossen (W. Möllenberg) S. 300.

Reinhold Specht, Die Rats- und Stadtapotheke zu Zerbst 1531 bis 1931 (W. Möllenberg) S. 300.

15. Festschriften

Festschrift Valentin Hopf zum achtzigsten Geburtstag 27. Januar 1933 (W. Möllenberg) S. 300f.

Bei der Schriftleitung eingegangene Besprechungsstücke 301

Nachrichten

Historische Kommission für die Provinz Sachsen und für Anhalt. Bericht über das Jahr 1932/33. Erstattet vom Vorsitzenden Staatsarchivdirektor Dr. Möllenberg in Magdeburg . . . . 302—303

Verzeichnis der Mitglieder der Historischen Kommission für die Provinz Sachsen und für Anhalt (Stand vom 1. April 1933) . 304

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0011

Sachsen und Anhalt.

Zur wirtschaftlichen Einheit des mitteldeutschen Raumes.

Von Erich Neuss.

Vorbemerkung. Walter Möllenberg hat den 8. Band dieses Jahrbuches mit einem Beitrag „Sachsen und Anhalt. Zur geschichtlichen Einheit des mitteldeutschen Raumes" eingeleitet. Mit allem Vorbedacht schließt sich die vorliegende Arbeit in der Formulierung des Themas an den Aufsatz von Möllenberg an: seiner Anregung verdankt sie ihre Entstehung, und wie jener Beitrag zur geschichtlichen Einheit des mitteldeutschen Raumes wollen auch die folgenden Darlegungen sich in den Dienst der Provinz als unmittelbarer Teilnehmerin an den Auswirkungen der unumgänglichen Reichsreform stellen. Andererseits geschieht dies auch mit allem Vorbehalt: von der wirtschaftlichen Einheit eines durch mancherlei völlig außerwirtschaftliche Umstände geschaffenen politischen Verwaltungsbezirkes zu sprechen, selbst wenn der Augenschein oder eine oberflächliche Untersuchung eine solche Einheit erkennen läßt, ist in der Zeit des internationalen Monopolkapitalismus ein gefahrvolles wissenschaftliches Bemühen. Es ist kein Zweifel, daß die Beherrschungs- und Verbindungstendenzen, die der hochkapitalistischen Wirtschaftsperiode eigentümlich sind, in großem Umfange sich der im provinzialsächsischen und anhaltischen Raume angesiedelten Industrien bemächtigt haben[1]); wenn nicht in der Form der unmittelbaren oder mittelbaren Besitzergreifung oder unter Anwendung kartellmäßiger Bindungen, so doch durch die nicht weniger tief berührende Unterwerfung unter die Preisbildung auf dem Weltmarkte. Derartige Einflüsse sind selbst dem gut unterrichteten und fortgesetzt beobachtenden Forscher auf wirtschaftswissenschaftlichem Gebiete nicht immer bekannt; vielfach machen sie sich unter dem völligen Ausschluß der Öffentlichkeit geltend. Schließlich darf man nicht vergessen, daß selbst „Länder"grenzen im verfassungsrechtlichen Sinne — und um wieviel weniger Provinz-, Bezirks-, Kreisgrenzen! — auf die Erscheinungen des heimischen Wirtschaftslebens doch nur von sehr bedingter Geltung sind; sie lenken wohl den Verkehr mit Behörden aller Art, mit Kammern und Wirtschaftsverbänden in bestimmte Richtungen, allein sie haben im Allgemeinen für die Fragen der Rohstoffbeschaffung, des Produktionsprozesses, des Absatzes der Waren usw. keine überragende Bedeutung.

Aus diesem Grunde wird in der folgenden Darstellung, wie es auch schon das Thema andeutet, nicht von der wirtschaftlichen Einheit des provinzialsächsisch-anhaltischen Raumes[2]), sondern von der des mittel-

[1]) Vgl. Fritz Zschüntsch, Die Kapitalgesellschaften im mitteldeutschen Wirtschaftsbezirk und ihre Entwicklung in den letzten zwei Jahrzehnten (Beiträge z. mitteld. Wirtschaftsgeschichte und Wirtschaftskunde 12). Halberstadt 1931.

[2]) Der — unter Einschluß des Freistaates Thüringen — Hoffmann in seiner Schrift „Der mitteldeutsche Wirtschaftsbezirk" (Veröffentlichungen des Wirtschafts-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0013

deutschen Raumes die Rede sein; freilich unter starker Berücksichtigung der Grundtatsachen und Erkenntnisse, welche als Kern des mitteldeutschen Raumes im wesentlichen die Provinz Sachsen und den Freistaat Anhalt erscheinen lassen. Denn es kann nicht unsere Aufgabe sein, einen neuen Vorschlag zur Abgrenzung eines mitteldeutschen Wirtschaftsgebietes zu bringen. Dieses Feld, welches gleichermaßen von Historikern, Geographen, Sozialökonomen und Kommunalpolitikern bestellt worden ist, hat sich erschöpft, und es wird lediglich Sache zukünftiger Entscheidungen sein, welche der mehr als zwanzig Abgrenzungsvorschläge überhaupt diskutabel sind und etwaigen Gebietsumbildungen zugrunde gelegt werden können.

*

Wohl aber verdient die Frage eine nähere Untersuchung, ob unter Beachtung der geologischen, geographischen, verkehrspolitischen und wirtschaftlichen Gegebenheiten auf dem jetzigen bzw. nach verwaltungsrationellen Gesichtspunkten in seiner Grenzziehung vereinfachten[3]) Gebiet der Provinz Sachsen und des Freistaates Anhalt sich im Laufe der letzten 125 Jahre ein wirtschaftliches Leben entwickelt hat, welches für das genannte Gebiet schlechthin charakteristisch, d. h. aufgebaut ist auf den ihm eigentümlichen ober- und unterirdischen Bodenschätzen, abhängig ist von den orographischen und verkehrsgeographischen Verhältnissen — mit andern Worten und in einem vielleicht etwas kühn anmutenden Bilde ausgedrückt: ein Wirtschaftsleben, das sich auch entwickelt hätte, wenn die Provinz Sachsen und Anhalt eine selbständige staatlich geordnete Volkswirtschaft unter ähnlichen Gebilden sein würde. Es ist natürlich ausgeschlossen, an dieser Stelle die Entwicklung des industriell-gewerblichen Lebens in den verschiedenen Gebietsteilen, aus denen seit 1815 die Provinz Sachsen sich zusammensetzt, seit den frühesten Anfängen einer nicht mehr vom mittelalterlich-städtischen Wirtschaftsrecht abhängigen, also kapitalistischen

verbandes Sachsen-Anhalt Heft 1 1926) zuneigt, während Hübener in seinem Aufsatz „Die Neugliederung Mitteldeutschlands" (Sonderdruck aus „Reich u. Länder", Zeitschrift für die Entwicklung der Verfassung und Verwaltung in Deutschland. Stuttgart-Berlin, Verlag J. Heß) den Regierungsbezirk Erfurt — mit guten Gründen übrigens — bei einer künftigen Gliederung des mitteldeutschen Raumes der Einheit Thüringen innerhalb der Dreiheit: Thüringen-Sachsen-Anhalt-Obersachsen (letzteres = heutiger Freistaat Sachsen) zuweist.

[3]) Nämlich entsprechend den Grenzbereinigungsmöglichkeiten, wie sie aus der vom Landeshauptmann der Provinz Sachsen, Dr. Hübener, herausgegebenen Denkschrift „Mitteldeutschland auf dem Wege zu Einheit" (Merseburg 1927), hervorgehen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0014

Produktionsweise zu schildern. Ausgangspunkt unserer weiteren Betrachtungen soll vielmehr eine Zusammenstellung des wichtigsten Erbgutes an industrieller Urproduktion, Weiterverarbeitung und Fertigwarenfabrikation sein, das im Augenblick der Entstehung der Provinz von den einzelnen Landesteilen eingebracht wurde. Sodann ist zu schildern, inwieweit diese Erbmasse sich auch für die Folgezeit der hochkapitalistischen Wirtschaftsentwicklung als lebensfähig und vor allem als lebensbildend erwiesen hat, und welche sachliche Vermehrung und Ausgestaltung das wirtschaftliche Leben in der Provinz bis zur Gegenwart auf Grund der mannigfachen natürlichen Gegebenheiten erfahren hat. Schließlich ist die Frage zu beantworten, ob und inwieweit die gegenwärtige Struktur des provinzialsächsischen Wirtschaftslebens, insbesondere der industriellen Produktion die Erhaltung der Provinz Sachsen mit Einschluß des Freistaates Anhalt als Verwaltungseinheit empfiehlt. Unbeschadet einer natürlicheren, d. h. vernünftigen Grenzgestaltung etwa auf Grund von Staatsverträgen, die übrigens nicht ohne Vorgang innerhalb des Gebietes der Provinz Sachsen sind[4]), oder von Akten der Landesgesetzgebung, wie sie in der Form der Verordnungen über die Neugliederung von Landkreisen vom 1. August 1932 (Preuß. Gesetzsammlung S. 255 ff.) und vom 27. September 1932 (ebenda S. 315 ff.) durchgeführt worden sind.

I. Das Gebiet, über welches sich die folgenden Betrachtungen und Untersuchungen erstrecken sollen, wird gebildet durch die Provinz Sachsen — und zwar in der Gestalt, die sie durch die jüngste Gesetzgebung (s. o.) erhalten hat[5]) —, den Freistaat Anhalt, gewisse Teile des Freistaates Braunschweig, nämlich jenes Gebiet auf dem Unterharz, das im Westen durch die Grenzlinie Bad Sachsa—Brocken (Wasserscheide Elbe—Weser) von der preußischen Provinz Hannover abgeschlossen wird. Diese Freiheit nehmen wir uns, und sie versteht sich nicht nur aus dem Grunde, weil der Ostharz wegen seiner geographischen Gestaltung auch wirtschaftlich nach Nordosten, Osten und Südosten, also nach provinzialsächsischem Gebiete neigt, sondern auch im Anschluß an jene Vorschläge künftiger Grenzbeziehung, wie sie in der Denkschrift

[4]) Mitteldeutschland auf dem Wege zur Einheit, S. 17, 28.

[5]) Vgl. auch Mitteilungsblatt f. d. Mitglieder des Landtages der Provinz Sachsen, 6. Jahrg. (1932) S. 71 ff., S. 85 ff. und S. 92 f.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0015

„Reichsreform und Harzgebiet“[6]) niedergelegt worden sind. Dagegen wurden die Kreise Schleusingen und Ziegenrück außer Betracht gelassen, da sie innerhalb des gänzlich anders gearteten thüringischen Wirtschaftsgebietes liegen; das gleiche gilt von dem zipfelartig in staatsthüringisches Gebiet hineinreichenden südlichen Teile des Kreises Weißensee, zu dem die Exclave Mühlberg gehört. Der Stadtkreis Erfurt bleibt im folgenden aus geschichtlichen Gründen wenigstens nicht unberücksichtigt[7]).

II. Als die Provinz Sachsen 1815 gebildet wurde, wurden eine Anzahl Territorien zu einer Einheit endgültig[8]) zusammengeschweißt, die bis dahin mehr oder weniger selbständige Wirtschaftsgebiete oder Teile von solchen gewesen waren und immerhin eine von zentraler Stelle ausgehende wirtschaftspolitische Pflege genossen hatten. Unter Weglassung wirtschaftlich zunächst bedeutungsloserer Territorien (wie z. B. die der freien Reichsstädte Nordhausen und Mühlhausen, Stift Quedlinburg, die Grafschaften Stolberg-Wernigerode, St.-Roßla und St.-Stolberg u. a.) waren dies: der Kurkreis nebst einigen Exklaven an der Elbe, die nördliche Spitze des meißnischen Kreises und der Norden des Leipziger Kreises, die Hauptteile der ehemaligen Hochstifte Merseburg und Naumburg-Zeitz, der thüringische Kreis mit dem ehem. Fürstentum Querfurt und den drei Fünfteln altsächsischen Anteils an der Grafschaft Mansfeld als zuvor kursächsische Gebietsteile; das Fürstentum Eichsfeld als ehedem kurmainzischer Besitz, an dessen Fläche unmittelbar oder mittelbar Mühlhausen, die Ganerbschaft Treffurt und die Grafschaft Hohnstein anschließen und seither also ein zusammenhängendes preußisches Gebiet bilden; die Altmark, das Fürstentum

[6]) Reichsreform und Harzgebiet. Gutachten über eine Neuregelung der Grenze im Harze zwischen den Provinzen Sachsen und Hannover nach wasserwirtschaftlichen und landeskulturellen Gesichtspunkten. Herausgegeben vom Landeshauptmann der Provinz Sachsen. Merseburg 1930.

[7]) Die Frage, ob der Freistaat Thüringen einer künftigen Provinz „Mitteldeutschland“ zugeteilt werden soll oder ob, wie nicht wenige wollen, Thüringen zum (größeren) Wirtschaftsgebiet Mitteldeutschland gehört, steht hier nicht zur Debatte. Andererseits besteht kein Zweifel darüber, daß Erfurt heute und in Zukunft, obwohl zu Preußen gehörig, der wirtschaftliche Mittelpunkt des durch die relative Vorherrschaft der Fertigwarenindustrie ausgezeichneten Kernstückes des Freistaates Thüringen ist.

[8]) Der Reichsdeputationshauptschluß von 1803 hatte bereits für Preußen neue Gebietserwerbungen im Bereich der heutigen Provinz Sachsen zur Folge gehabt. Vgl. Alfred Kirchhoff, Die territoriale Zusammensetzung der Provinz Sachsen (Mitt. d. Vereins f. Erdkunde zu Halle 1891, S. 1 ff.) und besonders Walter Friedensburg, Die Provinz Sachsen, ihre Entstehung und Entwicklung. Halle 1919.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0016

Halberstadt nebst der Grafschaft Aschersleben, das Herzogtum Magdeburg, der Saalkreis, welche seit 1415 bzw. 1650 bzw. 1680 unter brandenburgischer Herrschaft vereinigt waren und zu denen im Laufe des 18. Jahrhunderts noch der gegenwärtige Kreis Ziesar und die nichtsächsischen zwei Fünftel der Grafschaft Mansfeld (1780) kamen.

Mit der Bildung dieser preußischen Provinz Sachsen wurden die in ihren Grenzen seit Jahrhunderten ziemlich unveränderten anhaltischen Lande, ferner die südlich des Kyffhäusers liegenden Gebietsteile schwarzburg-rudolstädtischer und schwarzburg-sondershäuser Herrschaft sowie die sachsen-weimarische Exclave Allstedt rings von preußischem Gebiet umschlossene, aneinander grenzende Exclaven, deren wirtschaftspolitisches Fremdkörpertum mit der Gründung des Deutschen Zollvereins schon wenige Jahre nach der Bildung der Provinz Sachsen einem wirtschaftlichen Anschlusse an eben diese preußische Provinz weichen mußte. So sind, von unerheblichen Einsprengseln abgesehen, anhaltisches und — seit 1919 — gesamtthüringisches Staatsgebiet in die Provinz Sachsen bis heute eingefügt geblieben, und wenn dieser Umstand, wie in den letzten Jahren zur Genüge nachgewiesen worden ist, auch in mancher Hinsicht das reibungslose Funktionieren des mitteldeutschen Wirtschaftslebens beeinträchtigt, so hat er andererseits doch nicht verhindern können, daß diese staatlich nicht zur Provinz Sachsen zählenden Territorien die gleiche Entwicklung ihrer wirtschaftlichen Kräfte haben erleben müssen, wie das sie rings umgebende preußische Nachbarland.

Die in der Provinz Sachsen vereinigten preußischen und ehedem nichtpreußischen Landesteile sind dann in den Regierungsbezirken Magdeburg, Merseburg und Erfurt zusammengefaßt worden, und so willkürlich dem oberflächlichen Blick die Bildung der Provinz und damit auch ihre Unterteilung erscheinen mag, so sinn- und zweckvoll wird im Allgemeinen die Abgrenzung der Regierungsbezirke, wenn man sich überlegt, daß sich jeweils nichtpreußische Gebiete (nämlich Anhalt und thüringische Staaten) zwischen die drei Regierungsbezirke schieben. Nicht aus diesem Grunde, aber gewiß dank einer mehr instinktiven Erfassung des Wesentlichen wurden damit Verwaltungsbezirke auf geographischen Räumen abgesteckt, die unter sich wesensverschieden, in sich aber durchaus wesenseigentümlich waren. Daß der Regierungsbezirk Magdeburg mit geringen Ausnahmen eine land- und forstwirtschaftlich genützte Tieflandsebene umfaßte, der Regierungsbezirk Merseburg sich dagegen in sanftem Abfallen vom erzreichen Unterharz über das mittelsaalische Schwarzerde- und Lößgebiet bis zu den dürftigen Sandböden und Kiefernwäldern der Niederlausitz erstreckte, der

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0017

uns hier angehende Teil des Regierungsbezirkes Erfurt unter dem geologischen Leitmotiv der thüringischen Triasmulde steht, sind Umstände, die für die wirtschaftliche Struktur dieser Gebiete schon im Augenblick der Entstehung der Provinz von hervorragender Bedeutung waren und in Zukunft von größter Wichtigkeit werden sollten.

*

III. Unstreitig war der Regierungsbezirk Merseburg der auf dem Felde der gewerblichen Urproduktion und Fertigwarenfabrikation fortgeschrittenste, auf jeden Fall der am reichsten gegliederte. Unstreitig stand die Landwirtschaft in dem preußischen Regierungsbezirk Magdeburg schon vor der Bildung der Provinz auf einer Höhe, deren Ursache gleichermaßen die außerordentliche Fruchtbarkeit des Bodens, die Intelligenz der Bauern und Gutsbesitzer und die Fürsorge der preußischen Könige, insbesondere Friedrichs des Großen war. Es ist kein Zufall, daß die Magdeburger Börde der eigentliche Ausgangspunkt für die deutsche Rübenzuckerindustrie geworden ist. Im Regierungsbezirk Erfurt wurden dagegen Landesteile unter einer Verwaltung vereinigt, die sowohl unter verschiedener staatlicher Hoheit gestanden hatten, als auch von der Natur überaus unterschiedlich bedacht waren: das Eichsfeld — in sich wiederum gegensätzlich, aber im ganzen der Urtyp einer von der Natur wie von den Menschen gleichermaßen vernachlässigten Landschaft — und die ehemals kursächsischen Gebiete, der thüringer Kreis zwischen Hainich und Schmücke, fruchtbar in den Niederungen, ertragfähig noch auf den Kalkböden und selbst in den Keuperstrichen immerhin von einer Bodenkultur, die die des Eichsfeldes übertraf, im ganzen die Pflege eines Staates verspüren lassend, der sich um die Entwicklung der Landeskultur und den Aufstieg der Manufakturen kaum weniger bemüht hatte, als der preußische Nachbar. Dies alles sind übrigens Tatsachen, die bis heute — zum mindesten in ihren Auswirkungen — festzustellen und auf die Gesamtstruktur des Wirtschaftslebens innerhalb der drei Regierungsbezirke, soweit wir sie räumlich unsern Betrachtungen zugrunde legen, von deutlich sichtbarem charaktergebendem Einfluß geblieben sind; ebenso ist seit der Bildung der Provinz auch in einem andern Punkt keine merkliche Wandlung eingetreten: in der Verteilung von Wald-, Acker-, Weide- und Ödland; es sei denn, daß die Standorte von Industrie und Bergbau die landwirtschaftlich nutzbare Fläche eingeengt haben — ein Verlust freilich, der trotz der in mehr als hundert Jahren gestiegenen Bevölkerungsdichte und wegen der qualitativ und quantitativ gesteigerten Ertragsfähigkeit kaum ins Gewicht fällt.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0018

IV. Es ist nun nicht leicht, auf knappem Raume eine beschreibende Darstellung des gewerblichen Zustandes der drei Regierungsbezirke im 3. Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts zu geben. Die wertvollen Mitteilungen Ferbers[9]) sind rein statistischer Natur und geben keinen Aufschluß über die örtliche Verteilung der einzelnen Fabrikationszweige. Allerdings sind wir hinsichtlich des Regierungsbezirkes Merseburg über den industriellen Zustand im Jahre 1825 durch ein gedrucktes, damals allen Behörden und Stadtverwaltungen zugestelltes „Verzeichnis der vorzüglichsten Fabrik- und Manufakturanstalten im Regierungsbezirk" unterrichtet. In gedrängter Form sei dies Verzeichnis hier wiedergegeben:

Bergbau- und Hüttenbetriebe: Kupfer- und Silbergewinnung in den gewerkschaftlichen Gruben und Hütten im Mansfeldischen. Eisenhämmer in Lauchhammer für Guß-, Stab- und Schmiedeeisen, in Torna bei Düben für Schmiede- und Zeugeisen.

Salinenindustrie: Gewinnung von Kochsalz, daneben von gelbem (Vieh-) Salz, schwarzem Dünge- und Glaubersalz in Halle, Dürrenberg, Kösen, Artern, Teuditz und Kötschau. Pottascheküche in Sangerhausen.

Textilindustrie: Baumwollwaren (weiße Ware, Kattune, Musseline, Mulls, Piqués, Piquéedecken, Mützen, Strümpfe, Barchent, Molton) in Naumburg, Zeitz und Eilenburg. Wollwaren (mittlere und einfache Tuche, Kasimirs, Kords, Flanelle, Merinos, Bombassins, Berkane, Westenzeuge aus Wolle, Baumwolle und Seide gemischt, Cachemirs, brochierte Kleider und Tücher in türkischer und französischer Art, Handschuhe und Strümpfe) in Torgau, Bitterfeld, Düben, Eilenburg, Zeitz, Naumburg und insbesondere Halle. Leinewand (thüringisches Leinen, ordinäre Hausleinewand, Drell) in der Grafschaft Stolberg, in den Kreisen Eckartsberga, Naumburg und Zeitz als Erzeugnisse der von den Bauern betriebenen Winterarbeit.

Chemische Industrie: Glaubersalz, Soda, Salmiak, Scheidewasser, Vitriolöl in Teuditz und Großwig (Kr. Wittenberg), Neublau in Halle, Wachsbleichen in Eilenburg und Zeitz.

Papier-, Leder- und Federnverarbeitung bzw. Herstellung: Kefersteinsche Papierfabrik in Cröllwitz bei Halle, in Halle Papiertapetenherstellung; Loh- und Weißgerbereien ebenda und in Naumburg, Zeitz, Merseburg und Eckartsberga; Federnzubereitung in Naumburg.

Industrie der Steine und Erden: Wedgewoodartige Fabrikate in Belgern, pharmazeutische Gefäße in Hohenleipisch, Öfen in Halle.

Nahrungs- und Genußmittelindustrie: Stärke, Stärkepuder und Nudeln in Halle (Jahresproduktion im Werte von 120 000 Talern!), Rüböl in vielen Mühlen des Bezirks, Tabakwaren in Zörbig, Eilenburg und Delitzsch.

An dieser Aufstellung ist — ehe wir ähnliche Bilder von den beiden andern Regierungsbezirken zu zeichnen versuchen — mehreres be-

[9]) Ferber, Beiträge zur Kenntnis des gewerblichen und commerziellen Zustandes der preußischen Monarchie. Berlin 1829. — Derselbe, Neue Beiträge . . . Berlin 1832.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0019

merkenswert: kaum die Hälfte der angeführten Gewerbezweige bewegt sich in anderen als handwerklichen Produktionsformen; größere Kapitalien sind nur in wenigen investiert, wie z. B. in der Kupferschieferverhüttung, in der Papierfabrikation, in den Salinenbetrieben usw. Da der Kupferschieferbergbau genannt wird, ist es verwunderlich, daß der staatliche Wettin-Löbejüner Bergbau auf Steinkohlen verschwiegen wird, dagegen ist es nicht weiter erstaunlich, daß die bereits seit 1738 bestehenden, damals schon zahlreichen, aber sehr kleinen Braunkohlengruben und die Braunkohlenformereien — von denen es z. B. in Halle kaum ein Jahrzehnt später schon an die 90 gab — gar nicht erwähnt werden. Man machte sich von den Entwicklungsmöglichkeiten, die in dieser Industrie steckten oder die an sie herangetragen werden konnten, nicht die geringste Vorstellung, ja, man maß ihr überhaupt keine Bedeutung zu. Die genannten Gewerbezweige stehen ferner in keinerlei funktionellem Zusammenhang untereinander; ohne Gefahr für die übrigen könnte irgendeine dieser Industrien zugrunde gehen. Schließlich geben sich einige von ihnen deutlich als Reste jener in Manufakturen betriebenen Spezialgewerbezweige zu erkennen, in deren Erweckung die merkantilistische Wirtschaftspolitik Preußens sowohl wie Kursachsens sich freigebig, aber nicht immer glücklich zeigte. Die Mehrzahl dieser Gewerbe spielt daher in der Übergangszeit von 1816—1834 — und das trifft auch für die übrigen in der Provinz Sachsen vereinigten preußischen und von ihr umschlossenen „ausländischen" Gebietsteile zu — eine durchaus ephemere Rolle; es sind typische Notzeitindustrien, zwar nicht eigens für die Zeit der Not ins Leben gerufen, wie dies in unseren Tagen mit der maschinellen Strumpfstrickerei als Heimarbeit oder mit der Seidenraupenzucht versucht worden ist, aber bedeutungslos in dem Augenblick, als das anlagebereite Kapital in wirklich ertragverheißende Wirtschaftszweige: in die Braunkohlenindustrie, in die Rübenzuckerfabrikation und in die Maschinenindustrie strömte.

V. Das wirtschaftliche Gesamtbild des Regierungsbezirkes Magdeburg erhielt im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts seine eigentümliche Färbung durch den großen Handels- und Umschlagsplatz an der Elbe, durch die Stadt Magdeburg. Magdeburg verdankt seine wirtschaftliche Stellung, insbesondere nach dem Dreißigjährigen Kriege, durchaus seiner verkehrswirtschaftlichen Lage, erst in zweiter Linie dem Umstande seiner außergewöhnlichen politischen und militärischen Bedeutung im Verbande des brandenburgisch-preußischen Staates. Die Ergebnisse der staatlichen Wirtschaftspolitik des 18. Jahrhunderts waren in Magdeburg um die Jahrhundertwende ebenso fragwürdig wie z. B. in Halle, wo die mannigfachen Spezialproduktionen des Textilgewerbes

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0020

um 1800 nur noch ein jammervoll hinsiechendes Dasein führten[10]). Warenhandel und Speditionsverkehr, der reiche handwerkliche Güterbedarf einer stark mit militärischen und beamteten Elementen durchsetzten Bevölkerung, ließen indes diesen Zerfall in Magdeburg bei weitem nicht so kraß in die Erscheinung treten. Solider begründet war dagegen das ländliche Textilgewerbe, die Tuchindustrie in Burg, die Handschuhmacherei in Neuhaldensleben, Halberstadt und Osterwieck, die Leineweberei als freilich vormerkantilistische, ausgesprochene Winter-Heimproduktion der ländlichen Bevölkerung. Bildeten doch das Herzogtum Magdeburg, das Fürstentum Halberstadt und die Altmark in ihrer Gesamtheit ein ganz anderes „Hinterland", als es etwa der Saalkreis für Halle sein konnte. Während dieser als Rohstoffquelle völlig unzulänglich war, genügte jenes Gebiet von stark landwirtschaftlichem Gepräge solchen Ansprüchen durchaus. Im übrigen haben sich die erwähnten Sparten der Textilindustrie im Regierungsbezirk Magdeburg bis auf den heutigen Tag annähernd halten können.

Sonst war das gewerbliche Bild dieses Bezirks um das Jahr 1820 wenig abwechslungsreich. Die Städte boten durchweg die übliche Kombination bürgerlicher Nahrungen: Ackerbau, Branntweinbrennerei, hier und da Tabak- und Cichorienanbau, am Nordrand des Harzes, insbesondere um Quedlinburg, die Anfänge der Samenzucht, deren große Zeit aber erst ein Menschenalter später kommen sollte, nicht zuletzt unter dem Einfluß der Rübenzuckerindustrie, die — und das ist ein Ruhm der Provinz — ihre ersten selbständigen Schritte im Magdeburgischen tat[11]). Rübenzuckerfabrikation und -handel, auch der Handel mit Rohrzucker, sind hier überhaupt die Wurzeln, die aus der neuen Zeit noch in die Periode des preußischen Spätmerkantilismus hinabreichen und als solche eine lebendige Verbindung bilden, während all die anderen Gewerbe: die Seidenmanufakturen, die Tabakfabrikation und Tabakspinnerei, die Tuchindustrie diese Kraft nicht bewiesen haben. Von den übrigen Städten ragten außer den schon genannten nur wenige durch ihren wirtschaftlichen Sondercharakter hervor: Aken mit seinem ausgedehnten Holzhandel, Staßfurt, Groß-Salze (Frohse) und Schönebeck mit ihren Salinen, die Hüttenorte Ilsenburg und Thale am Nordrand des Harzes. Deuten alle diese, heute geringfügig erscheinenden Tatsachen,

[10]) Vgl. Neuß, Die Geschichte des halleschen Wirtschaftslebens vom Ausgang des 18. Jahrhunderts bis zum Weltkriege (Halberstadt 1924), S. 16 ff.

[11]) Vgl. Wilhelm Stieda, Franz Karl Achard und die Frühzeit der deutschen Zuckerindustrie (Leipzig 1928), S. 25 ff. Ferner: Rudolf E. Grotkaß, Die Zuckerfabrikation im Magdeburgischen . . . bis zum Jahre 1827 . . . (Magdeburgs Wirtschaftsleben in der Vergangenheit II) Magdeburg o. J. (1927).

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0021

auch kaum eine spätere großlinige und großzügige wirtschaftliche Entwicklung des Magdeburger Bezirks an (die, wie noch gezeigt werden wird, von anderen Grundlagen aus erfolgte), so besteht doch kein Zweifel darüber, daß man schon im 18. Jahrhundert die gewerbliche und landwirtschaftliche Entwicklungsfähigkeit dieses westelbischen Landesteiles der Monarchie klar erkannt hat. Von der Bedeutung, die die preußischen Könige mit Recht ihrer Elbefestung und -stadt zusprachen ganz zu schweigen, scheint uns doch der in das Anfangsstadium der Ausführung getretene Plan Friedrichs des Großen, das Städtedreieck Frohse—Gr. Salze—Schönebeck zu einer großen, planvoll angelegten Industriestadt zu entwickeln[12]), in mehr als einer Hinsicht zukunftweisend. Er wußte, was die Elbe-Wasserstraße für jeden Erwerbszweig, der sich an ihrem Rande niederließ, zu bedeuten hatte.

Um das allgemeine wirtschaftliche Bild der um 1820 bestehenden anhaltischen Fürstentümer zu zeichnen, brauchen wir nur das über den Magdeburger Bezirk Gesagte zu wiederholen: ein Gebiet von ausgesprochen land- und forstwirtschaftlicher Nutzung, Ackerbürgertum in den Städten, Gemüsebauern auf den fruchtbaren Alluvialböden der Flußniederungen (z. B. Zerbst); einzig und allein das „Oberherzogtum" (wie es später genannt wurde) zeichnete sich durch seinen Metallerzbergbau und die damit verbundene Hüttenindustrie und Metallwarenfabrikation aus. Die Mitglieder des gleicherweise wie in Brandenburg-Preußen in das Land gerufenen hugenottischen Refuges vermochten ihrer neuen Heimat eine gewerbliche Eigenart von Dauer nicht zu verleihen.

VI. Um vieles gleichmäßiger war die wirtschaftliche Struktur der im neuen Regierungsbezirk Erfurt zusammengefaßten Gebiete um diese Zeit. In weiten Teilen von der Natur weit weniger begünstigt, als die beiden andern Regierungsbezirke, bar nennenswerter Bodenschätze, stellenweise unter den Folgen einer nicht gerade glücklich wirkenden Verwaltung leidend, spielte zwar auch hier die Landwirtschaft, insbesondere in den fruchtbaren Strichen um die mittlere Unstrut, die ökonomische Hauptrolle, neben der das häusliche Textilgewerbe des oberen Eichsfeldes durchaus nur ein Armutsbrot neben den kargen Erträgnissen eines klimatisch ungünstig beeinflußten, mit Ausnahme der Talgründe mageren Ackerbodens bot. Die Städte, selbst und vor allem Erfurt, daneben aber auch die ehemaligen Reichsstädte Mühlhausen und Nordhausen waren politisch und wirtschaftlich durch eine Periode des Verkommens und des Niederganges geschritten; freilich galt das nicht für den ertragreichen gartenmäßigen Anbau edler Gemüse und Sämerei-

[12]) Die Provinz Sachsen in Wort und Bild Bd. I (Berlin 1900) S. 242.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0022

pflanzen, der Erfurt schon damals wie in der Folgezeit auszeichnete. Die Pflanze freilich, die vom Mittelalter bis ins 18. Jahrhundert hinein den industriellen und commerziellen Ruhm Erfurts begründet hatte, der Färberwaid, war im Begriffe, durch den Indigo nunmehr völlig verdrängt zu werden. Waren doch Städte wie Tennstedt, Langensalza und Weißensee noch im 18. Jahrhundert auf den Waidbau angewiesen. Das schon genannte Nordhausen zeichnete sich lediglich durch seine seit dem 16. Jahrhundert bestehende Branntweinbrennerei und seine eben aus kleinen Anfängen sich entwickelnde Tabakverarbeitung aus, während Mühlhausen am Rande des Obereichsfeldes immer noch als Mittelpunkt der Handweberei und -spinnerei galt und dies auch in bezug auf das später mechanisierte Textilgewerbe geblieben ist. Ähnliches galt für Heiligenstadt, dessen Hauptnahrungszweig neben städtischer Ackerwirtschaft, Steinbrüchen und einer seit alters bestehenden Papierfabrikation gleichfalls die Handweberei bis weit ins 19. Jahrhundert hinein blieb[13]).

Auffallend ist im wirtschaftlichen Gesamtbild der Provinz um 1825 der fast völlige Mangel an Exportgewerben. Soweit sie nicht dem Mangel günstiger Standortsbedingungen und sonstiger Existenzvoraussetzungen zum Opfer gefallen oder dem zweischneidigen Schwert der Kontinentalsperre erlegen waren, führten sie nur noch in wenigen Städten der Provinz ein bedrängtes Dasein; ein Musterbeispiel für das langsame, Jahrzehnte währende Sterben solcher ehemals bedeutender Gewerbezweige ist das Schicksal der Wuchererschen Flanell- und Golgasdruckerei in Halle[14]). Der die Provinz durchziehende Handelsverkehr bewegte sich als ausgesprochener Transitverkehr in den seit Jahrhunderten vorgezeichneten Richtungen; dabei war Magdeburg ein Hauptstützpunkt in der Nord-Süd-Richtung, Halle ein solcher in der Ost-West-Richtung, Erfurt in der Nordost-Südwest-Richtung. Man muß übrigens bedenken, daß erst Maaßens Zollgesetz vom Jahre 1818 die Zollschranken an den preußischen Provinzgrenzen, die Gründung des Zollvereins seit dem Jahre 1834 die letzten Handelshindernisse im mitteldeutschen Raum beseitigte. Überhaupt sind die 20 Jahre vom Wiener Frieden bis zum Inkrafttreten des Zollvereins preußischerseits ausgefüllt mit Bestrebungen, dem erwarteten und erhofften wirtschaftlichen Aufschwung die Wege zu ebnen. Dies hat sich für die Provinz Sachsen in

[13]) Vgl. auch Johannes Müller, Valentin Degenhardt und die wirtschaftliche Entwicklung des Eichsfeldes (in: Grahmann und Hübschmann, Zwischen Werra und Elbe. Leipzig 1930).

[14]) Neuß, Geschichte der Golgasdruckerei von Matheus Wucherer in Halle a. S. (Thüring.-Sächs. Zeitschrift f. Geschichte und Kunst XVIII. Bd. (1929) S. 56 ff.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0023

einem beschleunigten Wegebau und in der technischen und verkehrspolitischen Verbesserung der Hauptwasserstraße Saale-Elbe, d. h. von der Verbindung der bereits ab Halle schiffbaren Saale mit der schon früher schiffbar gemachten Unstrut bis zur Beseitigung des Magdeburger Stapelrechtes ausgewirkt[15]).

*

VII. Es ist nicht zuviel behauptet, wenn man aller demnächst einsetzenden ökonomischen Entfaltung und Entwicklung unbeschadet sagt, daß mit dem Jahre 1834 die wirtschaftliche Struktur der Provinz Sachsen fast schlagartig in den großen Wandlungsprozeß eintritt, der bis in die Zeit des Weltkrieges hinein fortdauert — schlagartig im Sinne gewisser chemischer Vereinigungen. Und wie hier aus völlig farblosen Lösungen plötzlich reicher farbiger Niederschlag ausfällt, so entsteht unter dem geheimnisvollen Einfluß neuer Kräfte auf dem wirtschaftlich zunächst eintönigen Grunde der Provinz ein vielgestaltiges wirtschaftliches Leben. Und es ist des weiteren nicht zu viel gesagt, daß dieser langdauernde, aber mit einiger Gesetzmäßigkeit sich vollziehende Prozeß eingeleitet wird von der Zuckerrübe. Diese unscheinbare Hackfrucht hat in der deutschen Wirtschaftsgeschichte eine dreifache Rolle gespielt: sie hat bedeutende Teile der deutschen Landwirtschaft technisch und wirtschaftlich revolutioniert, sie hat eine neue Industrie, die Rübenzuckerindustrie ins Leben gerufen, sie hat schließlich — und diese letzte Rolle interessiert uns in dieser Betrachtung vorzugsweise — das wirtschaftliche Gesicht der Provinz Sachsen und nur der Provinz Sachsen in solcher Ausschließlichkeit bestimmt. Die Provinz Sachsen ist in weiten Teilen ein Land der besseren und besten Böden. Trotz der reichlich vorhandenen reinen Sandböden, der von Wiesen oder Wald bestandenen Flächen, finden sich eigentlich in allen Teilen des von uns betrachteten Provinzgebietes solche Böden von hoher Fruchtbarkeit: die Magdeburger Börde und ihre Randgebiete einschließlich einiger Striche der nördlichen Altmark, die anhaltische Ebene vom Harz bis zum Fläming und fast der ganze „Hallgau" einschließlich der Mansfelder und Querfurter Ackerbauebenen und der Randgebiete an der sächsischen Grenze, die goldene Aue, Teile des Unstruttales wie überhaupt einigermaßen breitere Talböden, die Gegend um Erfurt.... Natürlich greifen diese Böden, typische Rübenböden, auch über die Provinzgrenzen hinaus, desgleichen der Rübenanbau, aber in diesen Bezirken hat er nicht die spezielle Funktion ausgeübt, wie innerhalb der Provinz. Der unmittelbare Anlaß zur Einführung des Zuckerrübenbaues sei nur ge-

[15]) Neuß, Die wirtschaftliche Entwicklung der Stadt Halle . . . S. 53 ff.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0024

streift: es war die Getreideknise der 20er Jahre, die den Landwirt zwang, zum lohnenderen Hackfruchtbau überzugehen. Hierbei hatte er die Wahl zwischen der Kartoffel und der Rübe. Erstere war die gegebene Frucht für die ärmeren, besonders für die sandigen Böden; die Rübe aber wurde die Nachfolgerin der Zichorienwurzel, die man, ohne die an sie geknüpften Erwartungen erfüllt zu sehen, auf den späteren Rübenboden anbaute. Schwierigkeiten konnte diese Wahl nicht bereiten, und da der Anbau der Zuckerrübe im Vertrauen auf die Zukunft und unter dem sichtbaren Eindruck der günstigen Wirkung der Rübe und der mit ihrer Kultur verbundenen Bodenbearbeitung auf den Gesamtbetrieb nachhaltig aufgenommen wurde, entstanden in der Provinz Sachsen in kurzer Zeit eine große Anzahl Rübenzuckerfabriken[16]). Weder die weitere Ausbreitung dieses Gewerbes im Inland, noch die außerdeutsche Rübenzuckerindustrie, ganz zu schweigen von der Rohrzuckerherstellung, vermochten seinen Siegeslauf in der Provinz aufzuhalten, der dazu führte, daß Magdeburg der wichtigste Handelsplatz für Rübenzucker, und größere und günstig gelegene Orte in der Provinz Standorte der Rübenzuckerraffination wurden. Die Provinz Sachsen einschließlich Braunschweig und Anhalt erzeugten im Jahre 1926/27 37 % der deutschen Verbrauchszuckerproduktion, 38 % der Rohzuckerproduktion und innerhalb dieses Bereiches lagen 36 % der deutschen Rübenanbaufläche. Es sei noch erwähnt, daß die physiologische Veredelung der Zuckerrübe während des Jahrhunderts 1830—1930 fast ausschließlich in der Provinz Sachsen stattgefunden hat, und daß der hiermit in engstem Zusammenhang stehende züchterische Anbau und der Handel mit Rübensamen seinen Mittelpunkt in Anlehnung an die alte Tradition des nördlichen Harzrandes, insbesondere der Stadt Quedlinburg, ebendort fand.

VIII. Die Rübenzuckerindustrie ist eine durchaus materiallagergebundene Industrie, d. h. sie kann nur in der Nähe ihrer Rohstoffgrundlage bestehen. Und zwar aus doppelten Gründen: die Transportkosten und die Transportdauer für den Rohstoff spielen eine ausschlaggebende Rolle. Rohstoff ist aber nicht nur die Rübe, sondern auch die Kohle. Es ist schwer zu sagen, welche Entwicklung die Rübenzuckerindustrie in der Provinz genommen hätte, wenn der Boden dieser Provinz nicht unter den Rübenböden zugleich auch die Kohle, und zwar die Braunkohle zur Verfügung gestellt hätte. Es gibt drei große Braunkohlen-

[16]) 1855 gab es in „Deutschland" 222 Zuckerfabriken, davon lagen über 100 in der Provinz Sachsen. Neuß, Die wirtschaftliche Entwicklung der Stadt Halle... S. 249. — Dagegen in der Provinz Schlesien (mit ähnlichen Anbauverhältnissen) nur 47, in Anhalt aber 21. Sart. v. Waltershausen, Deutsche Wirtschaftsgeschichte 1815—1914 (Jena 1920) S. 118.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0025

vorkommen in Deutschland: das rheinische, das am spätesten industriell erschlossen und kapitalistisch ausgebeutet wurde, das ostelbische (das mit seinen westlichsten Vorkommen noch in die Provinz hineinragt) und das mitteldeutsche. Letzteres erstreckt sich im wesentlichen innerhalb der Grenzen des von uns betrachteten provinzialsächsischen Gebietes. Nur an zwei Stellen greift es darüber hinaus: westlich Magdeburg ein wenig in das Braunschweigische, südwestlich Halle in den Freistaat Sachsen. Bedeutsam ist, daß die provinzialsächsische Braunkohlenindustrie im wahrsten Sinne des Wortes durch die Zuckerrübe zum kapitalistischen Leben erweckt worden ist. Wohl waren im 4. Jahrzehnt die Braunkohlenlager der Provinz nicht unbekannt; d. h. bei weitem nicht alle und die bekannten nicht in ihrer Mächtigkeit und Verbreitung. Die bestehenden Betriebe waren primitiv in der Ausrüstung, ihre Leistung hielt sich im Rahmen eines kaum sich verändernden Bedarfes, nennenswertes Kapital war in ihnen nicht investiert. Grundeigentümerbergbau herrschte im (ehemals kursächsischen) Mandatsgebiet, Mutungsbergbau im urpreußischen Anteil der Provinz; mit geringen Ausnahmen (staatliche Tagebaugruben) waren es immer Bauerngruben, Raubbaugruben.

Der binnen anderthalb Jahrzehnten ins für damalige Verhältnisse Ungemessene steigende Kohlenbedarf der Zuckerfabriken brachte zwangsläufig die kapitalistische Erschließung des mitteldeutschen Braunkohlenbergbaus, die Beseitigung der Betriebszersplitterung, die Bildung großer, sei es auf der einzelnen Unternehmerpersönlichkeit beruhender, sei es in Gesellschaftsform erstehender, auf mehrere und technisch zeitgemäß ausgestattete Betriebseinheiten sich stützende Unternehmungen. Diese großen Unternehmungen nannten sich zwar im Anfang noch oft nach der ersten, von ihnen erschlossenen und ausgebeuteten Grube, aber schon um die Zeit des deutsch-französischen Krieges waren Firmennamen wie Adolf Riebeck, Werschen-Weißenfelser Braunkohlen-A.-G., Dörstewitz-Rattmannsdorfer Braunkohlengesellschaft, Sächsisch-Thüringische-A.-G. für Braunkohlenverwertung (sie wurde später mit den A. Riebeckschen Montanwerken verschmolzen), etwas später die Anhaltischen Kohlenwerke ebenso bekannt wie kurz vor dem Weltkriege oder wie heute. Daß die Entwicklung der Braunkohlenindustrie nur ein Werk der Zuckerrübe gewesen ist, erhellt daraus, daß die Brikettfabrikation zum ersten Male im Jahre 1858 versucht, in größerem Maßstabe aber erst nach 1870 durchgeführt wurde, daß ferner die chemische Aufbereitung der Braunkohle, die der Braunkohlenindustrie ein ganz neues Gesicht geben sollte, gleichfalls erst nach 1855 in bedeutendem Umfange, d. h. industriell betrieben wurde — zu einer Zeit also, wo die Mehrzahl

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0026

der oben genannten Unternehmungen und daneben noch manches andere bedeutende (z. B. Bruckdorf-Nietlebener Bergbauverein, die Bauermeisterschen Gruben bei Bitterfeld) schon längst ins Leben getreten waren. Das geht aus den Förderungszahlen hervor. Wenn z. B. im Jahre 1850 im Regierungsbezirk Merseburg 251 000 Tonnen Braunkohle gefördert wurden und im ganzen 10 Zuckerfabriken im gleichen Bezirk bestanden, von denen eine jede nach aktenmäßigen Angaben durchschnittlich 30 000 Tonnen Kohle verbrauchte, so bedeutet das, daß die Zuckerfabriken die Hauptabnehmer waren, neben denen der Hausbrand, der geringe Eigenbedarf der Gruben sowie die chemisch aufbereitete Kohle eine untergeordnete Rolle spielten.

Wenn man eine Wirtschaftskarte der Provinz Sachsen und Anhalts zur Hand nimmt, so sieht man auf den ersten Blick, daß die Verbreitung der Braunkohlenlagerstätten sich annähernd auch heute noch mit dem Anbau der Zuckerrübe deckt, daß zumindest die Kohle in keinem Falle weit von der Stätte der Rübenverarbeitung liegt. (Eine Ausnahme macht vielleicht der „thüringische" Teil der Provinz, also der Kreis Eckartsberga und die Gegend nördlich Erfurt. Allein auch diese Gebiete konnten frühzeitig genug — 1846 wurde die Bahn von Halle nach Eisenach eröffnet — vom Zeitz-Weißenfelser Braunkohlenrevier aus beliefert werden, indem an den meisten Stationen einfach Braunkohlenlager- und Formplätze eingerichtet wurden.) Die große Staßfurt-Helmstedter Braunkohlenmulde, die kleineren Mulden im westlichen Winkel der Saale-Elbe-Vereinigung, das Nachterstedter Vorkommen, das Bitterfelder Revier und die benachbarten Braunkohlenfelder im Anhaltischen, die Nietlebener und die Oberröblinger Mulde, die kleinen Vorkommen des Mansfelder Seekreises (die, wie z. B. Schwittersdorf, einer Zuckerfabrik geradezu das Leben gegeben haben), das riesige, nur von der Elster in zwei Teile geschnittene Vorkommen zwischen Halle, Merseburg, Weißenfels, Zeitz, Meuselwitz, Borna und Leipzig, das Geiseltal, die kleineren Mulden in der Helme-Aue, in der Rohne-Aue südlich Blankenheim, von den kleinsten ganz zu schweigen, sie alle liegen unter Rübenboden, und überall ist die großartige Wechselwirkung zwischen beiden erkennbar. Indessen: heute ist sie nicht mehr vorhanden; die provinzialsächsischen Zuckerfabriken verarbeiten nur noch rund 6 % der im gleichen Bereich geförderten Rohbraunkohle. Dieser ungeheure Umschwung gegenüber den Verhältnissen der Braunkohlengründerjahre zwischen 1831 und 1850 hat freilich schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts begonnen, als die Braunkohle ihrer produktionswirtschaftlichen Eigengesetzlichkeit unterworfen wurde, und als man erkannte, daß ein großer Teil der innerhalb der Provinz Sachsen vorhandenen

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0027

Braunkohlenlager der Ausgangspunkt einer ganz neuen Industrie: der chemischen Aufbereitung gewisser stark bitumenhaltiger Braunkohlenarten, der Braunkohlenverschwelung, der Mineralölindustrie werden würde. Diese Schwelkohlenlager fanden sich — seit dem Ende der 40er Jahre — lediglich in der Provinz Sachsen; in ihr entwickelte sich die Schwelerei- und Mineralölindustrie, ausgehend von dem Werschen-Weißenfelser Revier (z. T. auch vom Bitterfelder Revier) und übergreifend auf die schwelkohlehaltigen Mulden von Oberröblingen-Teutschental, Dörstewitz, Nietleben, Nachterstedt und Helmstedt-Oschersleben. Ihr Hauptverbreitungsgebiet ist jedoch bis auf den heutigen Tag die Gegend westlich, südöstlich und — bis vor kurzem — auch südwestlich von Halle geblieben. Die Unternehmungen, die sich damals im Besitz schwelwürdiger Braunkohlenvorräte sahen, suchten nicht nur diesen kostbaren Besitz zu vergrößern und die Erzeugung von Paraffinen und Mineralölen gegenüber den gleichen oder ähnlichen Erzeugnissen aus dem fremden Petroleum technisch zu vervollkommnen und damit wirtschaftlich zu erhalten, sie verlegten vielmehr das Schwergewicht ihrer Produktion auf die Verschwelung und die Verarbeitung des erzielten Teers und wurden so selbst die stärksten Verbraucher von Braunkohle, von Feuerkohle wie von Schwelkohle. Das drückt sich in den Ziffern der Braunkohlenförderung im Regierungsbezirk Merseburg (als dem Hauptsitz der Mineralölindustrie) während der entscheidenden Jahre deutlich aus: (in 1000 Tonnen) 1850: 751; 1855: 1091; 1860: 1593; 1865: 2659; 1870: 2832.

Träger dieser Entwicklung waren ausschließlich provinzialsächsische Gesellschaften, provinzialsächsisches Kapital. Das Leipziger Kapital, was z. B. sich bei der Begründung der Werschen-Weißenfelser Aktiengesellschaft betätigte, war im Vergleich zu dem bald hereinströmenden hallischen, Weißenfelser und Naumburger Kapital unbedeutend; seine persönlichen Träger zogen sich überdies bald aus der Zeitz-Weißenfelser Braunkohlenindustrie zurück[17]). Erst seit dem Jahre 1911 reichte die finanzielle Kraft der Provinz nicht mehr aus, die damals gebotenen Transaktionen und Fusionen ohne fremde Hilfe durchzuführen.

Heute hat der Begriff der chemischen Aufbereitung der Braunkohle technisch und wirtschaftlich einen anderen Inhalt bekommen. Obwohl die Verschwelung der Braunkohle und die darauf folgende Verarbeitung des Braunkohlenteers in der Gegenwart in bedeutendem Umfange noch wie früher vorgenommen wird (nur mit dem Unterschiede, daß eigentliche Schwefelkohle nicht mehr zur Verfügung steht, sondern lediglich

[17]) Hierfür sei auf meine (noch nicht gedruckte) Geschichte der Werschen-Weißenfelser-Braunkohlen A.-G. 1855—1930 verwiesen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0028

eine Feuerkohle mit angemessenem Bitumengehalt verschwelt wird), so sind doch die Bemühungen um die unmittelbare Herstellung von Kohlenwasserstoffverbindungen auf dem Wege der sogenannten Kohleverflüssigung von vollem Erfolge begleitet gewesen, wie denn überhaupt auf diesem Gebiete — und das heißt auch: im Raume unserer Provinz — Umwälzungen in der Braunkohlenindustrie noch zu erwarten sind, die eine ähnliche Rolle spielen werden, wie vor 70 Jahren die Braunkohlenverschwelung, 20 Jahre später die Brikettierung der Braunkohle und nach weiteren 30 Jahren die Gewinnung von elektrischer Kraft auf und aus der Braunkohle und ihre ökonomisch einwandfreie, also rentierliche Verfrachtung in hochgespannter Form durch die Überlandleitungen bis zum kleinsten Abnehmer. Diese beiden vorletzten Stufen der Entwicklung haben auch, zeitlich nur wenig später, das rheinische und das ostelbische Braunkohlengebiet durchschritten, allein Ausgangspunkt der Brikettierung — mit der sich die Braunkohle nun an den dritten großen Abnehmer, den Hausbrand, mit überwältigendem Erfolg wandte — war wiederum die Provinz Sachsen. Im Jahre 1858 wurde das erste Brikett auf der Grube v. d. Heydt bei Halle gepreßt, es folgte eine zehnjährige Vorbereitungszeit, um dann in den 70er, vor allem aber unter dem zunächst beängstigendem Druck der böhmischen Kohle in den 80er Jahren, den Siegeslauf anzutreten, dessen Ende auch heute, nachdem die deutsche Braunkohlenförderung die der Steinkohle überflügelt hat, noch nicht abzusehen ist. Wirtschaftsorganisatorisch sind die provinzialsächsischen Braunkohlenvorräte heute wenigen beherrschenden Unternehmungen zugeteilt, die von außerhalb der Provinzgrenzen in Produktion und Absatz regelnd eingreifen, es ist aber so, daß im großen und ganzen die Grenzen sich mit den Berührungszonen der verschiedenen braunkohlenindustriellen Machtbereiche decken — so z. B. im Osten.

*

IX. Es bedürfte längerer geologischer Erörterungen, um darzutun, in welchem Maße alle Verhältnisse der Provinz Sachsen, nicht zum wenigsten die wirtschaftlichen, letzten Endes auf den Umstand zurückzuführen sind, daß dieses Land vor undenklich langer Zeit von dem Faltengebirge der sog. mitteldeutschen oder variskischen Alpen in südöstlich-nordwestlicher Richtung durchzogen war. Das Ergebnis wäre verblüffend. Hier nur soviel, daß die Fundamente dieses inzwischen abgetragenen Gebirges noch wohl erhalten und unschwer zu erkunden sind, trotz der Verwischungen, die spätere Bedeckungen und Faltungen hervorgerufen haben. Ohne diese variskische Auffaltung keine Provinz Sachsen in ihrer spezifischen Bodenbeschaffenheit im weitesten Sinne

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0029

des Wortes, ohne sie wahrscheinlich keine mitteldeutsche — sagen wir ruhig provinzialsächsische Kaliindustrie. Es schien lange Jahre so, als ob der westliche Süden der Provinz ähnlicher Segnungen nicht teilhaftig werden sollte, wie die übrigen Teile der Provinz mit ihren reichen Braunkohlenschätzen. Dies Gebiet entbehrte der tertiären Bedeckung, die im Allgemeinen die Voraussetzung des Braunkohlenvorkommens ist; die mittlere Formation der Trias, der Muschelkalk, gab weiten Strichen ein eigentümliches Gepräge, andere bedeckte die obere: der Keuper, während Abdachungen der thüringischen Ebene oder örtliche Faltungen die unterste, den Buntsandstein ans Tageslicht brachten. Frühzeitig wußte man wohl vom Salzreichtum des hierunter liegenden Zechsteins, den Salzquellen verrieten. Ähnliches, aber doch grundverschiedenes bot das zwischen Harz und Flechtinger Höhenzug liegende Land: Salzquellen und Salzfunde auf einer SO—NW gerichteten Linie. Faltungsvorgänge schufen hier die Salzlinien, preßten die Salzstöcke heraus, auf denen dann der Bergbau auf Salz umging. Aus diesem Bergbau auf Steinsalz ward um die Zeit des Krieges von 1870 und 71 der Bergbau auf die verschiedenen im Steinsalz liegenden Kalisalze, deren Unentbehrlichkeit als Bodennährmittel man erkannt hatte. Auf den Salzlinien des Magdeburger Regierungsbezirkes ging Bohrung auf Bohrung, Schacht auf Schacht nieder. Es war nur eine Frage der Zeit, nun auf den Buntsandsteinhöhen des Mansfelder Landes, der Finne und der Hainleite, die ja unmittelbar den salz- und, wie nun die Bohrungen erwiesen, auch kaliführenden Zechsteinschichten auflagen, die gleiche Kaliindustrie aus dem Boden zu stampfen. Um das Jahr 1910 war dieser Prozeß vollendet, die Provinz im Süden und im Norden von zwei fast parallel laufenden „Kalifronten" durchzogen, die südliche beginnend bei Bibra im Kreise Eckartsberga und endigend bei Duderstadt (Eichsfeld), die nördliche erstreckt sich von Baalberge südlich Bernburg über Staßfurt, Egeln, Oschersleben, Helmstedt bis nach Fallersleben im Braunschweigischen. Zwischen beiden liegt die, freilich mehrfach unterbrochene mittlere Front, die sich von Schlettau bei Halle durch das Mansfelder Land nach Aschersleben und weiter über Dardesheim bis nach Wolfenbüttel hinzieht. Und gleichen die Schächte den Ave-Maria-Perlen eines Rosenkranzes, so reihen sich die Paternoster-Perlen der den Rohstoff mechanisch oder chemisch aufbereitenden Kalifabriken regelmäßig zwischen sie. Obwohl während der letzten Jahre die mitteldeutsche Kaliindustrie in ihrem wirtschaftlichen Aufbau und in ihrer Stellung innerhalb der deutschen Volkswirtschaft ganz einschneidenden Änderungen unterworfen worden ist — Änderungen, die sich zwangsläufig aus der Gesamtstruktur der deutschen Kaliindustrie

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0030

überhaupt, aus den Folgen des Krieges und aus dem sehr wechselnden Reinkaligehalt der verschiedenen Lagerstätten ergaben[18]) — so hat dies alles ihre Bedeutung für unsere Provinz nicht herabmindern können, deren Hauptstadt Magdeburg immer noch Sitz der Verwaltung eines beträchtlichen Teiles der mitteldeutschen Kaliindustrie ist.

X. Der Kalibergbau hat neben der Braunkohle recht eigentlich die chemische Industrie in der Provinz heimisch gemacht. Beide haben übrigens auch — das sei an dieser Stelle hervorgehoben — die wirtschaftsräumliche Einheit der Provinz befestigt, indem sie das sich zwischen ihren Norden und ihren Süden schiebende Anhaltische Land in gleicher Weise in bestimmte Bahnen der Industrialisierung gewiesen haben; denn Anhalt hat an beiden Industrien (und selbstverständlich auch an der Zuckerindustrie) einen gebührenden Anteil. Die chemische Industrie der Provinz leitet sich zunächst unmittelbar aus den aus der Erde gewonnenen Rohstoffen ab, aus der Braunkohle und aus den Kalisalzen. Aber in dem gleichen Maße, wie die Braunkohlenförderung unter dem Einfluß der Auffindung neuer mächtiger Kohlenlager — wir denken insbesondere an das Bitterfelder Revier und an das Geiseltal, das in seinem, an 100 m mächtigen Flöz allein 15 % der gesamten deutschen Braunkohlenvorräte birgt — und der Einführung mechanischer Förderungsmethoden mit bis dahin unbekannter Leistungsfähigkeit stieg[19]), im gleichen Maße wurden die Voraussetzungen für Zweige der chemischen Industrie geschaffen, die mit der Braunkohle zwar nur in einem mittelbaren, deshalb aber nicht weniger innigen und notwendigen Zusammenhang stehen. Man lege sich einmal diese Frage vor: wo hätte die vielverzweigte, hochleistungsfähige Bitterfelder chemische Industrie einen besseren Standort finden können, als gerade

[18]) Diese Veränderungen geben sich in den Prozentzahlen der mitteldeutschen Kaliförderung, gemessen an der deutschen Gesamt-Kaliförderung, zu erkennen:

	Magdeburg	Halle	Nordhausen	*Eisenach*	Zusammen
1921	27,6	12,4	18,9	*15,9*	74,8
1928	15,9	5,1	20,0	*34,3*	74,3

Die Kaliförderung hat sich also zugunsten der außerhalb der Provinz an der mittleren Werra liegenden Gruben mit hochwertigen Kalilagern verschoben. (Nach: Flatau und Platow, Mittelland, Deutschlands aufstrebendes Wirtschaftsreich (Magdeburg o. J.) S. 35.)

[19]) Braunkohlenförderung in Deutschland (in Millionen Tonnen):

1885	1900	1913	1928
15	40	87	166

Im Regierungsbezirk Merseburg:

1880	1885	1890	1895	1900	1905	1910	1921	1925	1930
5,1	6,4	7	8,1	12,3	15,3	19,0	34,2	38,0	40,1

hier, inmitten schier unerschöpflicher Braunkohlenvorräte, in nächster Nähe sämtlicher Rohstoffe, die für die Erbauung von Fabrikgebäuden und der Inneneinrichtung chemischer Erzeugungsstätten (Bitterfelder Tonwarenindustrie!) unentbehrlich sind, am Kreuzungspunkt zweier bedeutender Verkehrswege, die ihre Erzeugnisse nach Norden und Süden, nach Westen und Osten, über die Gebirge und an die Küste bringen, im Innern des Reiches, fern von mehr oder weniger bedrohten Grenzen, in unmittelbarer Nähe unversieglicher Wasserströme — wir sehen in der Tat keine Provinz Deutschlands, die ähnlich Naturgegebenes hätte bieten können. Daß im Gebiete des Geiseltales erst sehr viel später trotz gleicher Vorbedingungen eine chemische Industrie von ähnlichem Umfange, nämlich die Gewinnung von Luftstickstoff und seine Bindung an bestimmte Stickstoffträger zu Düngezwecken im Ammoniakwerk Merseburg (Leunawerk), entstand, hat unter anderem seinen sehr einfachen Grund in der viel später erfolgten bergbaulichen Erschließung des Geiseltales, die erst nach dem Beginn dieses Jahrhunderts gelang. Wenn irgendetwas das begründet, was man als die naturbedingte wirtschaftliche Einheit des mitteldeutschen Raumes bezeichnet, so ist es der eigentümliche, von uns gezeichnete doppelte Zusammenhang zwischen der Braunkohle und der chemischen Industrie; außerhalb der Grenzen der Provinz finden wir nichts Ähnliches, sondern stoßen geradezu in leere, d. h. durchaus landwirtschaftlich charakterisierte Räume[20]) mit sporadischer gewerblich-industrieller Tätigkeit (die Provinz Brandenburg, Provinz Hannover, z. T. auch Provinz Hessen) oder auf Gebiete, deren wirtschaftliche Struktur weit stärker von der Fertigwarenfabrikation bestimmt wird, als dies in der Provinz Sachsen der Fall ist (Freistaaten Sachsen, Thüringen). Die chemische Industrie hat sich aber mittlerweile auch zu dem Wirtschaftszweig entwickelt, der wie kein anderer die „Weltindustrie" Mitteldeutschlands geworden ist; freilich gehört sie in jeder Beziehung, wie Platow und Flatau[21]) mit Recht sagen, zu den „wirtschaftlichen Großmächten" in seinem Raume. Was die Beziehung zu dem Weltmarkt anbetrifft, so hat die chemische Industrie das Erbe angetreten, welches bis vor dem Kriege unbestritten von der provinzialsächsischen Maschinenindustrie verwaltet wurde.

*

[20]) Es versteht sich von selbst, daß diese „Leere" nur relativ zu nehmen ist, daß es sich auch nur um die Grenzgebiete handelt und daß dem Verfasser sehr wohl bekannt ist, daß auch in diesen Provinzen zahlreiche Inseln von größter industriewirtschaftlicher Dichte vorhanden sind.

[21]) a. a. O. S. 4.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0032

XI. Es ist klar, daß eine solche, in Riesenschritten sich vollziehende Industrialisierung eines zwar kleinen, aber an Bodenschätzen und Bodenfruchtbarkeit außerordentlich begünstigten Landesteils einen ungewöhnlichen maschinellen Bedarf hervorrufen mußte. Aber noch um 1850, als die Zuckerindustrie marschierte und der Braunkohlenbergbau seine Schwingen entfaltete, als die Mineralölindustrie geboren wurde und auch die kleineren Industrien in den Städten sich nach Dampfantrieb und Arbeitsmaschinen umsahen, hieß die provinzialsächsische Maschinenindustrie — England. Das ist kein Paradoxon, wenn auch mit einem Salzkorn zu verstehen; auch Westdeutschland, auch Unternehmen der Maschinenindustrie innerhalb der Provinz begannen den Bedarf an Maschinen und maschinenähnlichen Ausrüstungen und Zubehörungen zu befriedigen. In der Provinz entstanden solche Unternehmen nicht immer an den günstigsten Orten: an alten Hüttenstätten, Mühlenplätzen — jedenfalls weitab vom großen Verkehr und von den volkreicheren Städten. Für den Regierungsbezirk Merseburg ist Rothenburg a. S. (wo die erste „Maschinenfabrik" entstand) ein bezeichnendes Beispiel; in den anderen Bezirken werden sich ähnliche leicht finden lassen. Mit dem Beginn der 60er Jahre erkannte man, daß die Maschinenindustrie[22]) unter normalen Verhältnissen nur zwei wirtschaftlich mögliche Standorte haben kann: an der Stätte der Rohstofferzeugung oder an absatzwirtschaftlich günstig gelegenen Plätzen mit ausreichender Arbeiterbevölkerung. Für Mitteldeutschland, dessen eigene Eisenerzeugungsbasis in jeder Hinsicht eng begrenzt ist, bot sich nur die letzte Möglichkeit. Das Glück wollte es, daß die beiden größten Städte der Provinz die Voraussetzungen zur Bildung einer Maschinenindustrie boten: Magdeburg und Halle lagen beide im Bereich des Zuckerrübenanbaus, beide in unmittelbarer Nähe eines sich immer schneller mechanisierenden Bergbaus. Aber auch andere Städte, wie z. B. Zeitz oder Merseburg oder Thale, waren von vornherein nicht minder begünstigt. Der Antrieb geschah von zwei Seiten her, von der Zuckerindustrie und vom Bergbau. Die Zuckerindustrie stellte überhaupt neue Anforderungen; ihnen entsprachen die ersten großen Spezialunternehmungen in Halle und Magdeburg, die noch heute Weltruf genießen. Der Bergbau, schon seit alter Zeit angewiesen auf kunstvolle mechanische Hilfe, tat mit der gesteigerten Förderung den wichtigen Schritt vom Holz zum Eisen, von der Menschen-, Pferde- oder Wasserkraft zur Dampfkraft. Deshalb entstanden in Halle, Merseburg, Eilenburg und Zeitz, auch

[22]) Einschließlich der Eisengießereien, die ja die Vorbedingung einer leistungsfähigen und selbständigen Maschinenindustrie sind.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0033

in Magdeburg, hier unter dem Einfluß des nahen Kalibergbaus, Maschinenfabriken, die sich mit der Erzeugung von Pumpen, Fördereinrichtungen, Brikettpressen, Trockenöfen, Generatoren usw. befaßten. Aber hierbei ist die mitteldeutsche Maschinenindustrie nicht stehen geblieben, sondern sie unterwarf sich willig Entwicklungsgesetzen, die im wirtschaftlichen Schicksal der Provinz beschlossen lagen und diesem Lande eigentümlich sind. Zunächst war die Rübenzuckerindustrie nur der Beginn einer engen Verbindung von landwirtschaftlicher Tätigkeit mit industrieller, von landwirtschaftlicher Rohstoffgewinnung mit industrieller Verarbeitung. Die Provinz ist nicht nur ein Rübenland, sie ist auch ein Kartoffel-, Weizen- und Gersteland, und es ist eine ihrer Eigentümlichkeiten, daß sie ein ausgesprochenes Überschußgebiet ist. Ihre landwirtschaftliche Erzeugung reicht nicht nur aus, ihre Bevölkerung zu versorgen, sondern stellt Überschüsse der gewerblichen Verarbeitung zu Nahrungs- und Genußmitteln in der verschiedensten Form zur Verfügung, also den im Laufe des letzten Jahrhunderts zahlreich entstandenen oder vergrößerten Mühlen, Mälzereien, Brauereien, Brennereien, Teigwaren-, Schokolade- und Stärkefabriken. Alle diese Produktionsstätten entwickelten mit dem Fortschreiten der Technik einen maschinellen Bedarf, der zur Errichtung von Spezialmaschinen- und Apparatebauanstalten Anlaß gab, Unternehmungen, die nicht selten aus besonderen, hier nicht näher zu erörternden Gründen auch die mittleren, zuweilen sogar die kleinsten städtischen Siedlungen aufsuchten und diese wirtschaftlich befruchteten (Naumburg, Weißenfels, Zeitz, Erfurt, Artern, Sangerhausen, Eilenburg, Wittenberg, Dessau, Köthen, Stendal, Burg, Schönebeck, Staßfurt, Aschersleben; aber auch Könnern, Schafstädt; neuerdings Gr. Kayna im Geiseltal u. a.). Und weiter: alle diese Spezialmaschinenindustrien entstanden zu einer Zeit, in der der örtliche (provinzielle, mitteldeutsche) Bedarf ausreichend war, um sie zu entwickeln, großzuziehen, zu erziehen. Als in der Industrialisierung und Mechanisierung der Betriebe ein langsamerer Schritt eingeschlagen wurde, da war die Mehrzahl dieser Unternehmungen in der Lage, auf den außermitteldeutschen und bald darauf auch auf den Weltmarkt zu treten. Um 1885 werden nach vorsichtiger Schätzung etwa 30% der Produktion mitteldeutscher Maschinenindustrie exportiert worden sein; ein Prozentsatz, den einzelne Zweige, einzelne Unternehmungen bald noch überschritten. Schließlich aber waren es auch besondere und oft eigenartige Anlässe, die zur Begründung großartiger maschinenbaulicher Unternehmungen führten. In Erfurt entwickelte sich die staatliche Gewehrfabrik, an sich schon ein für das Erfurter Wirtschaftsleben bedeutendes Unternehmen, unter den Folgen des letzten Krieges

zu einem wichtigen Betrieb der Deutschen Werke A.-G.; die Bamag (Berlin-Anhaltische Maschinenbauanstalt A.-G.) in Dessau ist nicht umsonst ein Zweigbetrieb eines großen Berliner Unternehmens am Sitz der Deutschen Continental-Gasgesellschaft; das großartige Eisenhüttenwerk Thale knüpft unmittelbar an die alte Harzer Eisenhüttentradition an; Hermann Gruson ließ sich in Magdeburg nicht nieder, einem Zufall blind ergeben, sondern weil Magdeburg an der Elbe lag und Hauptbinnenhafen dieser stark befahrenen, riesigen Schiffsraum bedürfenden Wasserstraße war, und die Entwicklung seines Unternehmens, das sich nach der Vereinigung mit Krupp durchaus in den Dienst der „produktiven" Produktion stellte, gab ihm Recht. Auch die Entstehung der Maschinenfabrik Buckau R. Wolf A.-G. in Magdeburg ist ohne den Eisenbautenbedarf der Elbeschiffahrt nicht denkbar. Die Lindner Waggon A.-G. in Ammendorf bei Halle bestand in letzterer Stadt schon um 1825 als später bedeutende Wagenbauanstalt. Ähnliches könnte von zahlreichen anderen Maschinenfabriken berichtet werden, und es wäre nicht schwer, das Gesetz der Kausalität, und zwar der Kausalität des mitteldeutschen Bodens, für alle diese großen Industriezweige abzuleiten, die in solcher Massierung nur in Rheinland-Westfalen, in Berlin und im Freistaat Sachsen wieder auftreten.

XII. Hiermit ist das Bild der wirtschaftlichen, insbesondere der industriellen Entwicklung der Provinz aufgezeigt. Alle Einzelheiten und Tönungen fehlen, weil dies zu weit führen würde, und weil eben jene Einzelheiten teils sich ohne Schwierigkeit in der Vorstellung ausmalen lassen, zum andern, weil ja jede Ansammlung von wirtschaftenden, von verbrauchenden und produzierenden Menschen von gewisser Höhe der Bedürfnisse im Augenblick Gewerbe- und Erwerbszweige hervorruft, die nicht nur solchen, innerhalb unserer Provinz liegenden sozialen Gebilden eigentümlich sind; Gewerbe, die notwendig als sogenannte Annexindustrien der Hauptwirtschaftszweige einer Stadt, eines Landes entstehen oder aber den gleichmäßig, bei einer bestimmten Kulturhöhe überall auftretenden Bedarf zu befriedigen haben. Allein auch sie sind den Gesetzen der wirtschaftlichen Standortsbildung unterworfen, und diese Gesetze sind wieder abhängig von den wirtschaftlichen Grundlagen, die wir in bezug auf die Provinz Sachsen als in ziemlicher Anzahl und Triebkräftigkeit einheitlich befunden und erwiesen haben. Insoweit können wir ohne Bedenken von einer wirtschaftlichen Einheit Mitteldeutschlands, insbesondere aber von einer wirtschaftlichen Einheit der Provinz Sachsen und der von ihren Gebieten eingeschlossenen nichtpreußischen Landesteile sprechen. Daß diese wirtschaftliche Einheit formale Unebenheiten aufweist, kann unsere Über-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0035

zeugung nicht stören. Daß z. B. das anhaltische Bergrecht vom preußischen abweicht, das thüringische Gewerbesteuerrecht sich in diesem oder jenen Punkt vom preußischen unterscheidet, ist, wenn solche Unebenheiten beseitigt werden sollen, Sache der Übereinkunft. Die wirtschaftliche Einheit des von uns betrachteten Gebietes beruht auf einer im Großen gesehen unverkennbaren Einheit, Gleichförmigkeit oder Symmetrie der Grundlagen — solche Tatsachen wie: Rübenboden, Braunkohlenvorkommen, Kalilager, Mittellage des Landes decken sich einfach mit „Sachsen-Anhalt", und wenn dieses Land einstweilen noch von zahlreichen Grenzen aller Art (Hoheits-, Verwaltungs-, Rechts- und leider auch Verkehrsgrenzen) durchzogen und seine äußere Grenzführung über Gebühr zerfetzt ist, so liegt darunter doch die gerundetere Einheit einer nur durch verhältnismäßig sanfte ethnische Übergänge gekennzeichneten Bevölkerung, deren geschichtliche Einheit nicht durch die dynastische und landesherrliche Eigenpolitik von acht Jahrhunderten zerstört, sondern durch das große Gesamtschicksal dieses Landes erst begründet worden ist.

XIII. Schließlich muß noch einmal an die drei Fragen angeknüpft werden, die zu Eingang unserer Betrachtung gestellt wurden. Sie sind noch nicht völlig beantwortet. Eines ergibt sich schon mit aller Klarheit: die gewerbliche Struktur der Provinz Sachsen um das Jahr 1825 ist nicht nur gründlich verändert worden, ihre Grundzüge sind heute überhaupt kaum noch erkennbar, und wo sie noch zu erkennen sind, wie z. B. in der Textilindustrie, bieten sie nichts Charakteristisches mehr oder gehen in der Masse der Nebengewerbe unter. Dieser Prozeß hat sich natürlich nicht innerhalb einiger Jahrzehnte vollzogen. Zuerst verschwand die Mehrzahl der „fridericianischen" Industrien; sie haben das 5. Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts fast nirgends überdauert. Unter ihnen hielten sich diejenigen Zweige der Textilindustrie am längsten, die sich mit der Verarbeitung von Wolle und Leinewand befaßten. Sie wurden sogar noch ergänzt durch Unternehmungen der Baumwollverarbeitung, vor allem der Baumwollspinnerei und des Zeugdrucks. Ihre wirtschaftliche Rolle in der Übergangszeit, d. h. bis zur Bildung moderner Industriegroßstädte (etwa seit 1860) darf nicht unterschätzt werden. Sanken sie tatsächlich oder in ihrer relativen Bedeutung auch immer mehr herab, so trugen sie doch ihr redliches Teil dazu bei, die in den napoleonischen Kriegen wirtschaftlich verelendeten kleinen und großen Städte wieder leistungsfähig zu machen. In Halle war es z. B. die Stärkeindustrie und die Salzfabrikation, die die Brücke über die Zeit des wirtschaftlichen „Nichtleben- und Nichtsterbenkönnens" geschlagen haben; freilich waren diese In-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0036

dustrien in weit höherem Maße organische und durchaus standortorientierte Gebilde, als beispielsweise die Flanell- und Golgasdruckerei, die aber auch erst im Jahre 1854 entschlief. In Magdeburg hat die Entwicklung in den kritischen Jahren auf noch weniger unsicheren Füßen gestanden: Handel und Schiffahrt bildeten immer eine auch durch den Fall der mittelalterlichen Wirtschaftsvorrechte im Jahre 1826 nicht erschütterte Grundlage. Schließlich darf man nicht vergessen, daß neue Gewerbezweige geradezu in der Absicht der Bekämpfung nahrloser Zeiten bzw. der wirtschaftlichen Erhebung bedrohter Landstriche ins Leben gerufen sind; hier läßt sich wohl die Neuhaldenslebener keramische Industrie einordnen; dieser Wirtschaftszweig hat dank der reichen Schätze Mitteldeutschlands an nutzbaren Steinen und Erden an vielen anderen Orten kräftig Wurzeln schlagen können. Versuche einer durchaus künstlichen Verpflanzung neuer Gewerbe in einzelne Städte der Provinz sind übrigens noch um das Jahr 1850 gemacht worden, und die Überlegungen, die man dabei anstellte, unterscheiden sich kaum von denen der merkantilistischen Wirtschaftsperiode. Glaubte man doch allen Ernstes, um nur ein Beispiel zu nennen, Halle zu einem Mittelpunkt der deutschen Uhrenindustrie zu machen, ein Versuch, der bei dem völligen Mangel geeigneter Arbeitskräfte natürlich fehlschlug.

Es gibt eigentlich nur eine bodenständige Industrie, die sich organisch in die wirtschaftliche Entwicklung Mitteldeutschlands einfügt und maßstabgetreu die Bedeutung beibehielt, die ihr vor 100 Jahren im Rahmen des damaligen gewerblichen Zustandes zukam. Das ist der Kupferschieferbergbau und die Verhüttung der Kupfererze im Mansfeldischen. Dieser Wirtschaftszweig vermochte sogar den ihr eigenen, freilich durch die natürlichen Gegebenheiten bedingten Schönheitsfehler, nämlich den Mangel von Kupferverarbeitungsstätten an Ort und Stelle der Rohstoffgewinnung abzustreifen. Neben der Landwirtschaft und dem Braunkohlenbergbau ernährt er heute wie vor Jahrhunderten das dichtbevölkerte Gebiet der ehemaligen Grafschaft Mansfeld.

XIV. Wir sagten zu Anfang, daß es nicht unsere Aufgabe sei, neue Abgrenzungsvorschläge für eine künftige Reichs- oder Wirtschaftsprovinz Deutschland zu machen. Wohl aber glauben wir nachgewiesen zu haben, daß das von uns betrachtete Gebiet der Provinz Sachsen, welches nördlich der Linie Weimar—Gotha und östlich der Nordsüd-Wasserscheide des Harzes liegt, die thüringischen Exclaven Allstedt und Sondershausen-Frankenhausen und ferner das Land Anhalt einschließt, eine wirtschaftliche Einheit bildet und sich auf Grund der natürlichen Voraussetzungen dieser Einheiten mehr oder weniger stark, oftmals auch mehr der Qualität als der Quantität nach von den Nach-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0037

barprovinzen und Ländern unterscheidet. Daß also von dem hier entwickelten Standpunkt aus keine Notwendigkeit besteht, diese Einheit zu beschädigen. Jedenfalls hat eine Notwendigkeit sich in bezug auf „unser" Mitteldeutschland nicht gezeigt. Die geschichtliche und wirtschaftliche Entwicklung kann Notwendigkeiten zeitigen, denen sich vielleicht die von uns festgestellte Einheit beugen muß. Nichts ist beständig, am wenigsten Grenzen. Beständig ist nur der Wille zum Fortschritt. Welch ein Fortschritt wäre es, wenn die Vorkämpfe auf dem Felde der Verwaltungsreform sich gegen die Widersinnigkeiten und Kuriositäten richteten, wie sie in der oben erwähnten Hübenerschen Denkschrift vor nunmehr sechs Jahren in erdrückender Fülle ausgebreitet wurden, Widersinnigkeiten in der Zerrissenheit der mitteldeutschen Gebietsteile, die alle bedrücken, deren Beseitigung Niemandem wehe tun und die das mitteldeutsche Problem der Verwaltungsreform mit einem Schlage fast aller seiner Schwierigkeiten entkleiden und seinen Kern in hellerem Lichte erscheinen lassen würde. Diesen Schritt zu tun, würde aber nichts anderes bedeuten, als jenen Gesetzen gehorchen, deren Walten wir seit mehr als nur 100 Jahren im politischen und wirtschaftlichen Schicksal Mitteldeutschlands beobachten können.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0038

Die Schlacht von Riade und die Anfänge des deutschen Staates.

Von Martin Lintzel.

Übersicht: 1. Die Quellen und die Örtlichkeit der Schlacht S. 27. — 2. Die Bedeutung der Schlacht S. 39.

1.

Am 15. März hat sich zum tausendsten Male der Tag gejährt, an dem der deutsche König Heinrich I. die Ungarn bei Riade besiegte. Diese Schlacht ist eines der wenigen Ereignisse unserer mittelalterlichen Geschichte, von denen auch noch der Mensch des zwanzigsten Jahrhunderts eine mehr oder weniger dunkle Vorstellung hat. Nicht bloß, daß jedes Kind in der Schule davon erfährt; auch außerhalb der Schulstube und nicht nur als von einer leicht vergeßbaren Bücherweisheit hört man von ihr. Seitdem sie geschlagen wurde, lebt die Erinnerung an sie im Volke fort. Es gibt kein Ereignis in der Geschichte Heinrichs I., mit dem sich die Phantasie aller Zeiten so beschäftigt hat, wie mit der Ungarnschlacht[1]). Seit dem zehnten Jahrhundert hat sie ihren Platz in den Chroniken der Geschichtschreiber wie in den Sagen und Legenden des Volkes. Ganze Dichtungen sind um sie entstanden. Und wenn diese Dichtungen auch meist vergessen sind, ein Überbleibsel aus ihnen wird noch heute gesungen: das Volkslied „Kein schönrer Tod ist in der Welt" entstammt einem Epos aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges über die „Ungerische Schlacht" von 933[2]). Noch

[1]) Auch die Sage vom Vogelherd kann es darin mit der Schlacht von Riade nicht aufnehmen, ganz abgesehen davon, daß der Vogelherdsage ja schwerlich ein geschichtliches Faktum zugrunde liegt. Vgl. über diese Dinge G. Waitz, Jahrbücher des Deutschen Reiches unter König Heinrich I., 3. Aufl. (1885) S. 209 ff. und 255 ff.

[2]) Vgl. dazu U. Illig, Das Salzburger Fragment der Sächsischen Weltchronik, Veröffentlichungen des Histor. Seminars der Universität Graz 2 (1924) S. 26 f.; vor allem F. Eichler, Kein seeligr Tod ist in der Welt, Vierteljahrschr. für Literaturgeschichte 2 (1889) S. 246 ff. Das Volkslied ist die inzwischen stark umgebildete letzte Strophe eines Gedichts „Viel Krieg hat sich in dieser Welt" aus der Ungerischen Schlacht von Jacob Vogler, die 1626 erschienen ist. Das ganze Gedicht ist auch in Des Knaben Wunderhorn unter der Überschrift „Frommer Soldaten seligster Tod" abgedruckt. Erinnert sei hier auch an Klopstocks Ode „Heinrich der Vogler" (aus dem J. 1749), die gleichfalls die Schlacht von Riade besingt.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0039

in der Gegenwart spielt die Sage mit ihr: noch heute kennt das Volk die Quelle, in der Heinrich sein Roß tränkte, als er nach Riade zog[3]), und noch heute weiß es den Stein zu zeigen, an dem der König vor der Schlacht gebetet hat[4]). Noch heute aber wird in der Kirche von Keuschberg bei Bad Dürrenberg jährlich am Kirchweihtage ein Abschnitt aus der Chronik des Merseburger Bürgermeisters Brotuff über die Schlacht verlesen[5]). Als in der Zeit der Befreiungskriege der Turnvater Jahn über die nationalen Gedenktage des deutschen Volkes sprach und schrieb, da wollte er wie die Hermannsschlacht und später die Schlacht von Leipzig auch den Tag von Riade gefeiert wissen[6]). In diesem Jahre aber wird das Andenken an diesen Tag in allen Orten Mitteldeutschlands, die das Schlachtfeld in ihrer Nähe zu haben behaupten, festlich begangen.

Die moderne Geschichtschreibung hat an der Schlacht von Riade immer wieder vor allem eine Frage interessiert. Mag auch die Sage wissen, wo König Heinrich während des Ungarnkrieges ritt und betete, die Wissenschaft weiß nicht, wo die Schlacht stattgefunden hat. Es sind viele Orte in Mitteldeutschland, die beanspruchen, das alte Riade zu sein. Die Aufgabe, zwischen diesen Ansprüchen zu entscheiden,

[3]) Im Königsborn in der Nähe von Knapendorf bei Merseburg. Daß Heinrich dort gelagert habe, erzählt schon Brotuff in seiner Chronika und Antiquitates des alten keyserlichen Stiffts, der römischen Burg, Colonia und Stadt Marßburg (1557). Natürlich ist denkbar, daß sich erst aus der Erzählung Brotuffs die Sage entwickelt hat, aber ebenso ist gut möglich, daß Brotuff die Sage bereits vorfand und verwertete.

[4]) Und zwar ist das der Hunnenstein auf dem Burgberg zu Keuschberg; vgl. dazu A. Lippold, Dürrenberger Heimatklänge (1928) S. 36 ff.; nach O. Küstermann, Die Schlacht bei Riade im Jahre 933, Zeitschr. des Harzvereins 29 (1896) S. 540 wird in Schlechtewitz östlich von Corbetha an der Saale und südlich von Dürrenberg erzählt, Heinrich habe während der Schlacht auf einem großen, jetzt vor dem Schlechtewitzer Schulhaus liegenden Stein gesessen; auch sonst existieren in dieser Gegend noch viele Sagen, die an die Ungarnschlacht erinnern; und natürlich nicht nur in dieser Gegend; so gibt es etwa in der Nähe von Sondershausen ein Hunnental, vgl. A. Kirchhoff, Über den Ort der Ungarnschlacht von 933, Forschungen zur deutschen Geschichte 7 (1867) S. 591; und auch sonst sind ja die Hunnentäler, Hunnenschanzen und Schlachtenberge nicht selten, an denen mit den Ungarn gekämpft sein soll.

[5]) Wie mir Herr Pfarrer Krüger in Bad Dürrenberg auf meine Anfrage freundlichst bestätigt.

[6]) Vgl. Fabarius, Die Schlacht von Riade, Neue Mitteilungen aus dem Gebiet historisch-antiquarischer Forschungen 19 (1898) S. 241 f.; F. L. Jahn, Deutsches Volkstum (1810) S. 349 f., Werke, hrsg. von C. Euler I (1884) S. 320 f.; danach sollten die Hermannsschlacht, die Ungarnschlacht und der „Tag des Religionsfriedens" als Volksfeste gefeiert werden; später fordert Jahn dann häufig dasselbe für die Schlacht bei Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0040

hat sich die Forschung immer wieder gestellt, und sie ist dabei zu den verschiedensten und jedenfalls zu keinen einheitlichen Ergebnissen gekommen.

Daß sich über die Frage, wo die Schlacht geschlagen wurde, überhaupt verschiedene Meinungen haben bilden können, liegt natürlich daran, daß die Quellen in ihren Ortsangaben nicht eindeutig sind. Soweit sie Nachrichten über die Örtlichkeit der Schlacht geben, nennen sie verschiedene Namen oder sind doch so gehalten, daß man ihre Lokalisierungen auf verschiedene Orte und Gegenden beziehen kann.

Widukind von Korvey, der in der zweiten Hälfte der Regierungszeit Ottos des Großen schrieb, macht in seiner Sachsengeschichte folgende Angaben[7]): „Avares ..... iter agentes per Dalamantiam ab antiquis opem petunt amicis. Illi vero scientes eos festinare ad Saxoniam Saxonesque ad pugnandum cum eis paratos, pinguissimum pro munere eis proiciunt canem. Et cum non esset iniuriam vindicandi locus ad aliam pugnam festinantibus, cum ridiculosa satis vociferatione longius prosequuntur amicos. Igitur quam potuerunt repentino inpetu intrant fines Thuringorum illam totam terram hostiliter pervagantes. Ibique divisis sociis alii ad occidentem pergebant, ab occidente et meridie Saxoniam quaerentes intrare. Sed Saxones pariter cum Thuringis congregati inito cum eis certamine, caesis ducibus, ceteros illius exercitus occidentalis per totam illam regionem errare fecerunt. Quorum alii fame consumpti, alii frigore dissoluti, alii autem caesi vel capti, ut digni erant, miserabiliter perierunt. Qui autem in oriente remansit exercitus audivit de sorore regis, quae nupserat Widoni Thuringo — erat namque illa ex concubina nata — quia vicinam urbem inhabitaret, et multa pecunia ei esset auri et argenti; unde tanta vi urbem obpugnare coeperant, ut, nisi nox visum pugnantibus inpediret, urbem caperent. Ea vero nocte audientes de casu sociorum regisque super eos adventu cum valido exercitu — nam castra metatus est rex iuxta locum qui dicitur Riade —, timore perculsi relictis castris more suo igne fumoque ingenti agmina diffusa collegerunt. Rex vero postera die producens exercitum exhortatus est, ut spem suam divinae clementiae committerent, divinum sibi auxilium quemadmodum in aliis preliis adesse non dubitarent; communes omnium hostes esse Ungarios; ad vindictam patriae parentumque solummodo cogitarent; hostes cito terga vertere vidissent, si viriliter certando persisterent. His optimis verbis erecti milites imperatoremque in primis, mediis et ultimis versantem videntes coramque eo angelum — hoc enim vocabulo effigieque signum

[7]) Vgl. Widukindi mon. Corbei. rer. gest. Sax. libri tres, I cap. 38, ed. K. A. Kehr in Script. rer. Germ. (1904) S. 48 f.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0041

maximum erat insignitum — acceperunt fiduciam magnamque constantiam. Rex vero veritus est, quemadmodum evenit, ut hostes viso milite armato fugae statim indulsissent; misit legionem Thuringorum cum raro milite armato, ut inermes prosequerentur et usque ad exercitum protraherentur. Actumque est ita; sed nichilominus videntes exercitum armatum fugerunt, ut per octo miliaria vix pauci caederentur vel caperentur. Castra vero invasa, et omnis captivitas liberata est."

Der Bischof Liutprand von Cremona gibt in der Antapodosis, die er Ende der fünfziger Jahre des zehnten Jahrhunderts geschrieben hat, folgenden Bericht[8]): „Rex nonnulla his similia dicere cuperat, cum volipes nuntius Hungarios in Meresburg, quod est in Saxonum, Turingionum et Slcavorum confinio castrum, esse nuntiabat. ..... Profecti denique exploratores (Hungariorum) Heinricum regem inmenso cum exercitu iuxta praefatum oppidum Meresburg contemplantur. Denique vix ad suos poterant repedare, adventum exercitus nuntiare; neque enim his fuerat alius, verum rex ipse belli nuntius. ..... Saxones igitur ..... ordinata aequaliter acie currunt, nec est, qui velociori tardiorem transeat equo; verum clipeis ..... altrinsecus cooperti sagittarum super clipeos recipiunt ictus innocuos; deinde .... super hos cursu praepeti veniunt, adeo ut eorum prius vita cum gemitu fugeret, quam secundo iaculorum fulmina mitterentur. Fitque divini muneris pietate, ut potius hos fugere quam preliari iuvet. Velox tunc sonipes piger queritur; falerarum praeterea decor armorumque honor non Hungariis tutelæ, sed honeri erant. Abiectis quippe arcubus, dimissis spiculis, faleris etiam, quo expeditius equi currerent, proiectis, fugae solummodo operam dabant. Verum omnipotens Deus, qui pugnandi eis audatiam tulerat, fugiendi etiam copiam omnino negabat. Caesis igitur fugatisque Hungariis inmensa captivorum turba dissolvitur, atque in laetitiae cantum vox gemitus permutatur. Hunc vero triumphum tam laude quam memoria dignum ad Meresburg rex in soperiori cenaculo domus per ζογραφεῖαν, zographian, id est picturam, notare praecepit, adeo ut rem veram potius quam veri similem videas."

Flodoard erzählt in seinen etwa gleichzeitig mit den Ereignissen geschriebenen Annalen zum Jahre 933[9]): „Contra quos (sc. Hungaros) profectus Heinricus cum Baioariis et Saxonibus ceterisque quibusdam sibi subiectis gentibus, omnes usque ad internetionem sternit; quorum triginta sex milia caesa referuntur praeter eos, quos obsorbuit fluvius et qui vivi capti sunt."

[8]) Vgl. Antapodosis II cap. 28 ff., Die Werke Liudprands von Cremona, 3. Aufl., herausgegeben von J. Becker in Script. rer. Germ. (1915) S. 51 f.

[9]) Vgl. Flodoardi Annales a. 933 SS. 3 S. 381.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0042

Die Schwäbische Weltchronik aus dem elften Jahrhundert berichtet[10]): „Heinricus Ungarios in Syrbia interfecit." Ähnlich sagt Hermann von Reichenau[11]): „Ungarii Soraborum provintiam petentes ab exertitu regis Heinrici caede profligati, fugati, multique ex iis capti sunt."

Weitere Nachrichten überliefern die Pöhlder Annalen aus dem zwölften Jahrhundert[12]): „Congregata ergo manu hostili, filii Belial sicut locuste terram operuerunt; et 50 milibus bellatorum in obsidione Indapolis et finitimarun munitionum dimissis, Ungarus in magna animi superbia cum totidem milibus partes orentis quasi pede conculcans, secus Elm castra metatus est. Econtra imperator vires praetemtans, 12 tantum milia virorum recensuit; qui et ipsi tandem ad 4 vix milia secum permanserunt." Es ist dann die Rede von einem Nebel, der das Schlachtfeld verdeckte. „Ilico inperator incautos occupans, pro tributo ferrum bis acutum obtulit, et ex eis non minus contrivit, quam lassandi necessitate divictus plus contrivisse non potuit. Hostes igitur exhaustis viribus ad demissos in obsidione Iechaburch refugerunt, quos et ipsos cesar, cuius fortitudo ut rinocerotis, die altera cum 16 milibus persequens ingenti plaga eliminavit." Eine mit diesem Text fast genau übereinstimmende Erzählung gibt die Sächsische Weltchronik[13]), und ähnlich berichtet auch Eberhard von Gandersheim[14]).

Etwas andere Angaben enthält die Chronica Saxonum[15]): „Ungarii ..... cum 100 000 pugnatorum Saxoniam tendunt omnia loca transitus eorum devastantes; unde populus Thuringhorum in opido quod Lychen vocatur se recipiens, ibidem a quinquaginta millibus Ungariorum est obsessus, reliquis quinquaginta milibus in Saxoniam diffusis et predas et cedes atrociter agentibus. Henricus rex cum 4000 tantum hostes improvisos aggreditur et ad confusionem extremam exterminat. Qui gladium evaserunt, misere nudati recedunt. Qui fuga fuerunt elapsi, turpius in paludibus submerguntur; unde etiam dici solet, quod palus in Wagghersleve, qui dividit nemora Elmonem et Huyonem, ad tantam profunditatem ex tanta multitudine fugentium depressa sit. Qui vero ad fugam expeditiores erant, venientes ad socios in obsidione Thuringhorum, fuerunt eis horrori in tantum, ut simul cum fugientibus fugerent, et omnis terre populus exultans eis insultaret."

[10]) Vgl. SS. 13 S. 67.

[11]) a. 932 SS. 5 S. 113.

[12]) SS. 16 S. 61 f.

[13]) cap. 151, Deutsche Chroniken 2 S. 159 f.

[14]) Vgl. Deutsche Chroniken 2 S. 418 f.

[15]) Vgl. Liber de rebus memorabilioribus sive chronicon Henrici de Hervordia, hsg. von A. Potthast (1859) S. 74.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0043

Damit sind die Quellen, die Erzählungen über den Krieg von 933 geben, noch längst nicht erschöpft. Im Gegenteil, noch das ganze spätere Mittelalter hindurch wird von dem Ungarnkrieg erzählt und gefabelt, wobei man sich freilich im allgemeinen und in den Grundzügen an das hält, was die eben zitierten Quellen auch berichten[16]). Als Ort der ersten Schlacht gilt meist der Huy, der Elm oder die Gegend von Braunschweig; als Ort der zweiten Schlacht im allgemeinen Jechaburg, aber auch Merseburg oder sogar Regensburg; und die Flucht der Ungarn läßt man bis in die Nähe von Bernburg vor sich gehen. Ihre vollendetste und umständlichste Ausgestaltung in der Geschichtschreibung fanden schließlich alle diese Erzählungen zu Beginn der Neuzeit in den Werken Brotuffs, der unter Benutzung der Phantastereien Georg Rüxners die erstaunlichsten Dinge von Heinrich und seinem Kampf gegen die Ungarn erzählt[17]); er lokalisiert die Schlacht in der Nähe von Merseburg, bei Keuschberg, wo denn auch, wie gesagt, sein Werk an jedem Kirchweihfest noch heute zu Ehren kommt.

Diese späteren Überlieferungen berühren uns hier zunächst nicht weiter. Daß die Forschung sich in erster Linie an die ältesten Nachrichten zu halten hat, versteht sich von selbst; alles spätere läßt sich im besten Fall nur unter sehr vielen Vorbehalten und mit viel Skepsis verwerten; und es ist klar, daß diese Vorbehalte auch schon einem erheblichen Teil der oben ausführlich zitierten Quellen gegenüber am Platze sind.

Sind die Quellen in ihren Angaben über den Ort, an dem es zum Kampf mit den Ungarn kam, recht buntscheckig, die Ansichten der modernen Wissenschaft darüber sind es fast noch mehr. Von den Versuchen und ihren Begründungen, Riade bei Wittenberg, Weimar, Jena, Zeitz oder auch bei Erfurt zu finden[18]), mag hier ganz abgesehen werden. Heute werden diese Versuche wohl nirgends mehr ernsthaft vertreten. Vielmehr hat sich die Forschung in den letzten Jahrzehnten im wesentlichen auf die Ansicht festgelegt, daß Riade entweder an der Unstrut oder an der mittleren Saale, in der Gegend zwischen Weißenfels und Halle, zu suchen sei. In diesen beiden Gebieten sind es nun freilich wieder verschiedene Ortschaften, mit denen man das alte Riade identifizieren möchte. So ist Fraustadt nach dem

[16]) Vgl. darüber vor allem Waitz, Jahrbücher Heinrichs I. S. 255 ff.

[17]) Außer in dem oben S. 28 Anm. 3 zitiertem Werk hat Brotuff diese Dinge behandelt in der Historia von dem allergroßmächtigsten . . . Fürsten und Herrn, Herrn Heinrich I. . . . (1636).

[18]) Vgl. darüber Waitz S. 253 f.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0044

Vorbild von Brotuff für die Gegend von Keuschberg eingetreten[19]), Waitz, ohne sich genauer festzulegen, für die Gegend von Merseburg[20]); Küstermann hat sich für eine Wüstung Riede südlich von Keuschberg ausgesprochen[21]), Fabarius für Reideburg bei Halle[22]). Auf der anderen Seite haben Giesebrecht[23]) und Ranke[24]) Riade in Ritteburg am Einfluß der Helme in die Unstrut gesucht; Größler[25]) und H. G. Voigt[26]) in Kalbsried; während Kirchhoff[27]) die Wahl zwischen dem Arterner und dem Nägelstedter Unstrutried offen läßt. In den letzten Jahren hat sich schließlich die Geschichtschreibung, die nur mehr resümierend und referierend auf diese Dinge zu sprechen kommt, für die Unstrutgegend entschieden; so etwa Hellmann[28]), Fedor Schneider[29]), W. Schultze[30]), Hampe und A. Cartellieri[31]).

Den ältesten und am zuverlässigsten erscheinenden Bericht über die Schlacht gibt, wie im allgemeinen anerkannt wird, Widukind von

---

[19]) Vgl. A. Fraustadt, Die Wahlstatt von Keuschberg (1858).

[20]) a. a. O. S. 153 ff.

[21]) Vgl. Zeitschr. des Harzvereins 29 S. 520 ff.; auch Neue Mitt. aus dem Gebiet histor.-ant. Forschungen 17 S. 408 ff.; dieser Aufsatz war mir leider nicht zugänglich. Überhaupt hatte, wie ich hier bemerken möchte, die Beschaffung der Literatur ihre Schwierigkeiten, und sie ist mir auch nur unvollständig gelungen. Ein Schaden dürfte dadurch freilich kaum entstanden sein.

[22]) a. a. O. S. 241 ff.

[23]) Vgl. W. v. Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit 1, 5. Aufl. (1881) S. 232, vor allem S. 812 f.

[24]) Vgl. L. v. Ranke, Weltgeschichte VI, 2 (1885) S. 137. Ranke denkt an die „Landschaft an der Unstrut, die man Ried nennt", also wohl eben die Gegend von Ritteburg und Artern.

[25]) Vgl. H. Größler, Die Besiedlung der Gaue Friesenfeld und Hassegau. Zeitschr. des Harzvereins 8 (1875) S. 130.

[26]) Vgl. Querfurter Geschichtsdenkmäler, herausgegeben von H. G. Voigt. 2—6 (1928) S. 439 ff.

[27]) Vgl. A. Kirchhoff, Forschungen zur deutschen Geschichte 7 S. 575 ff.: Noch einmal die Riedschlacht König Heinrichs von 933, Jahresbericht des Thüringisch-Sächsischen Vereins 1895/96 S. 31 ff.

[28]) Vgl. S. Hellmann, Das Mittelalter bis zum Ausgang der Kreuzzüge, 2. Aufl. (1924) S. 103.

[29]) Vgl. F. Schneider, Mittelalter bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts, Handbuch für den Geschichtslehrer 3 (1929) S. 170.

[30]) Vgl. W. Schultze in Gebhardts Handbuch der deutschen Geschichte. 7. Aufl., herausgegeben von R. Holtzmann 1 (1930) S. 225.

[31]) Vgl. K. Hampe, Das Hochmittelalter (1932), S. 5 f., der Riade mit einem Fragezeichen an die Unstrut verlegt; A. Cartellieri, Die Weltstellung des Deutschen Reiches 911 bis 1047 (1932) S. 40; er denkt an eine sumpfige Unstrutniederung nicht weit von Merseburg; ebenso schon R. Lüttich, Ungarnzüge in Europa im 10. Jahrhundert (1910) S. 83 f.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0045

Korvey[32]). Er allein nennt den Ort Riade als Hauptquartier Heinrichs in der Nacht vor der Entscheidung. Diese Ortsnennung nun besagt allerdings überhaupt nichts. Denn hinter dem Namen Riade können sich sehr viele Ortschaften verbergen, deren Namen irgendwie mit dem Wort Ried in Verbindung stehen; und man braucht dabei nicht einmal bloß an eine Siedlung, man kann dabei auch an ein Gelände wie etwa die Unstrutriede denken, das heute oder vor Jahrhunderten einmal seines schilfigen, sumpfigen Charakters wegen den Namen Ried geführt hat. Wenn also in den Urkunden der Ottonen einige Male Ortschaften Riade oder Reot auftauchen[33]), so ist damit nichts darüber gesagt, daß diese Orte mit Widukinds Riade identisch sind. Und die Versuche von Giesebrecht, Kirchhoff und Fabarius, mit Hilfe jener Diplome unser Riade zu finden[34]), müssen von vornherein als gescheitert gelten.

Nun hat man gemeint, Widukinds Bericht über den Feldzug des Jahres 933 lasse deutlich erkennen, daß die Schlacht irgendwo inmitten des thüringischen Landes, jedenfalls nicht an der Saalegrenze geschlagen worden sei[35]). Er erzähle, die Ungarn hätten ganz Thüringen verwüstet; wenn sich danach ihr Heer geteilt habe, und ein Teil westwärts gezogen sei, ein anderer Teil sich zur Belagerung der nahen Burg von Heinrichs Schwester gewandt habe, die mit einem Thüringer verheiratet war, so könne man diese Burg nur irgendwo auf thüringischem Boden suchen. Doch aus Widukinds Worten: „(Avares) intrant fines Thuringorum illam totam terram hostiliter pervagantes", geht noch nicht unbedingt hervor, daß der Korveyer Mönch an eine Verwüstung ganz Thüringens gedacht hat. Es wäre nicht undenkbar, daß er unter der „illa tota terra" nur die „fines Thuringorum" und unter diesen nur das Grenzgebiet im Osten verstanden hat[36]). Aber wenn man in der „terra" auch das eigentliche Thüringerland erblicken und annehmen wollte, daß die Ungarn sich hier geteilt haben, Widukind spricht von dem bei Riade geschlagenen Teil des Ungarnheeres als von dem „exercitus qui in oriente remansit" und dabei wird man

[32]) Nur C. Bruckner; Studien zur Geschichte der sächsischen Kaiser, Dissert. Basel 1889 S. 5 ff. versucht Widukinds Bericht zu diskreditieren, was indessen mit Recht allgemein abgelehnt wird. Wenn in Widukinds Erzählungen auch sagenhafte Momente zweifellos eine Rolle spielen, daß der Bericht über die Schlacht von Riade im ganzen zuverlässig ist, erscheint unbestreitbar.

[33]) Vgl. dazu v. Giesebrecht 1 S. 813.

[34]) Vgl. die oben zitierte Literatur.

[35]) So etwa Kirchhoff a. a. O., Lüttich S. 82.

[36]) So hat man den Satz auch oft genug interpretiert, vgl. etwa Fabarius a. a. O.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0046

doch immer an die Ostgrenze zu denken haben[37]). Ob aber die „vicina urbs", zu deren Belagerung dies Heer nach der Trennung von der westlichen Abteilung marschierte, mehr in der Nähe der Saale oder der Unstrut lag, darüber ist nach diesen Feststellungen schlechterdings nichts auszusagen; und auch die Tatsache, daß Heinrichs Schwester mit einem Thüringer vermählt war, beweist natürlich nichts dafür, daß sie sich mit ihren Schätzen nur auf eine thüringische Burg geflüchtet haben kann.

Die Vermutungen, die Riade in den Unstrutgegenden suchen möchten, scheinen nun freilich eine Stütze zu finden in den Pöhlder Annalen und ihren späteren Ausschreibern, die von einer Belagerung von Jechaburg, einem Ort in der Nähe von Sondershausen, sprechen. Doch einmal reden die Pöhlder Annalen zunächst gar nicht von Jechaburg: sie nennen den von den Ungarn belagerten Ort zuerst Indapolis, und Jechaburg scheint erst eine Art Kommentar zu diesem reichlich fragwürdig klingenden Namen zu sein[38]). Sodann sind die Pöhlder Annalen doch eine sehr späte und unzuverlässige Quelle. Daß ihr Bericht von sagenhaften Elementen durchsetzt ist, verrät er auf den ersten Blick. Und so gut wie ihre Angabe, daß der eine Teil des Ungarnheeres im Elm zugrunde ging, nicht den Tatsachen entsprechen dürfte[39]), so gut könnte natürlich auch ihre Erzählung von Jechaburg ins Gebiet der Fabel gehören.

Wenn man schließlich gesagt hat, eine Vernichtungsschlacht, wie die von Riade, habe am ehesten an den sumpfigen Rieden der Unstrut stattfinden können[40]), so ist dagegen einzuwenden, daß die Schlacht von Riade offensichtlich keine Vernichtungsschlacht war, und daß sie nach allem, was wir wissen, nicht in einer Sumpf- und Riedgegend geschlagen ist. Zwar redet Flodoard davon, daß die Ungarn „usque ad internetionem" besiegt worden und daß 36000 von ihnen gefallen, daß aber andere im Fluß ertrunken seien. Doch Flodoard weiß nur von einem einzigen Kampf, er weiß nichts von der Teilung des ungarischen Heeres, und es mag sein, daß sein Bericht auf die Schicksale ihres Westheeres zu beziehen ist, das ja auch nach Widukinds Angaben vollständig untergegangen ist. Außerdem könnten Flodoard, der im fernen

[37]) Ähnlich besonders Waitz S. 154 f.

[38]) Zu dem Namen Indapolis wird denn auch in den Pöhlder Annalen Jechaburg als Glosse gegeben.

[39]) Vermutlich liegt dabei eine Verwechslung mit den Ereignissen des Jahres 938 zugrunde; vgl. Waitz S. 155 und 260.

[40]) Man weiß dabei mitunter erstaunliche Dinge von der genialen Strategie Heinrichs I. zu fabeln; vgl. etwa Kirchhoff und Voigt a. a. O.

Reims geschrieben hat, durch das Gerücht die Ereignisse in entstellter und vergrößerter Gestalt zugetragen worden sein. Für die Schlacht von Riade jedenfalls sind seine Nachrichten unbedingt abzulehnen. Denn Widukinds Bericht sagt zu deutlich, daß es hier keineswegs zu einer Vernichtung der Ungarn kam[41]); er betont ausdrücklich, daß nur wenige von ihnen getötet oder gefangen wurden. Und in dem Bild von der Schlacht, das er entwirft, in dem die Ungarn acht Meilen weit verfolgt wurden, um dann zu entkommen, ist weder für den „fluvius" Flodoards noch für die Unstrutriede der modernen Forschung ein Platz zu finden.

Mehr und beweiskräftigere Momente scheinen für die Annahme zu sprechen, daß Heinrich die Ungarn in der Nähe der Saale besiegt hat. Liutprand von Cremona verlegt das Schlachtfeld von 933 in die Gegend von Merseburg. Der Bischof war am Hofe Ottos des Großen sozusagen zu hause, und er ist in Deutschland und in Merseburg selbst gewesen. Und wenn sich dort im oberen Speisesaal der königlichen Pfalz ein Bild von der Schlacht befunden hat, so scheint doch auch das darauf hinzudeuten, daß sie nicht weit davon geschlagen ist. Zu Liutprands Nachricht aber passen einigermaßen die Angaben der Schwäbischen Weltchronik und Hermanns von Reichenau, nach denen die Ungarn in „Syrbia" resp. in der Nähe der „Soraborum provintia" besiegt worden sind; und zwar weisen diese Nachrichten auf das östliche Ufer der Saale hin[42]).

Gelangt man somit in die Nähe von Merseburg und auf das rechte Saaleufer, so scheinen weiter einige Umstände dafür zu sprechen, daß man das Schlachtfeld nicht weit von Bad Dürrenberg und Keuschberg südlich von Merseburg zu suchen hat. Küstermann hat darauf hingewiesen[43]), daß sich südlich von den genannten Orten eine Wüstung „Riede" ganz in der Nähe einer alten Saalefurt befindet. Dicht bei dieser Wüstung aber liegt ein wüstes Dorf Lichen, und eben dort ein Dorf Vesta, das im Volksmunde als „In der Veste" bezeichnet wurde. In diesen Namen glaubt Küstermann das „opidum Lychen" der Chronica Saxonum und die Indapolis der Pöhlder Annalen wiederzufinden[44]). Schließlich liegt doch auch die Möglichkeit nahe, daß Brotuff

[41]) Wenn man Widukind noch so skeptisch gegenüberstünde, daß er, der Sachse, der die Sachsen verherrlicht, im Gegensatz zu einer Nachricht, die ihnen einen großen Sieg andichtet, Recht haben muß, versteht sich von selbst.

[42]) Vgl. besonders Waitz S. 154 f.

[43]) Vgl. oben S. 33 Anm. 21. Die Wüstung Riede liegt auf dem östlichen Saaleufer, nicht weit von Corbetha.

[44]) Das Wort Indapolis soll eine Latinisierung oder vielmehr Gräzisierung des Namens „In der Veste" sein, die tatsächlich nicht undiskutierbar erscheint.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0048

in seinem phantastischen Schlachtbericht die Ereignisse von 933 nicht ganz ohne Grund in die Gegend von Keuschberg verlegt hat: Er kann sich dabei von alten im Volke lebenden Überlieferungen haben leiten lassen, und die heute noch in jener Gegend lebendigen Sagen könnten also uralt sein.

Aber auch diese Tatsachen und Überlegungen führen natürlich keineswegs zu einem sicheren Ergebnis. Liutprand ist ein Berichterstatter von sehr zweifelhaftem Wert. Er fabelt gern und viel, und was er im allgemeinen über den Verlauf des Ungarnkrieges Heinrichs I. erzählt, ist reichlich verwirrt und beweist, daß er nur wenig wußte[45]). Daß man im übrigen in der Merseburger Pfalz auch von einer Schlacht ein Bild malen konnte, die bei Allstedt oder Sondershausen geschlagen wurde, versteht sich von selbst[46]). Noch unzuverlässiger als Liutprand sind natürlich ihrer späten Überlieferung und weiten Entfernung wegen die Nachrichten der Schwäbischen Weltchronik und Hermanns vom Reichenau[47]), ganz abgesehen davon, daß der Wortlaut von Hermanns Angaben sehr unklar und wenig Vertrauen erweckend erscheint. Wenn aber schließlich die Pöhlder Annalen und die Chronica Saxonum mit den Namen Indapolis und Lychen auch wirklich an die Dörfer Vesta und Lichen bei Dürrenberg gedacht haben sollten, so beweist das doch nur, daß die Überlieferung oder daß eine Überlieferung des zwölften Jahrhunderts die Schlacht von Riade in diese Gegend verlegt hat. Für den tatsächlichen Hergang würde das natürlich nicht mehr besagen als der Umstand, daß sich andere Überlieferungen für Jechaburg und noch andere Orte einsetzen.

---

[45]) Liutprand verlegt die Schlacht von Riade ganz in den Anfang der Regierung Heinrichs I.; er weiß nur von einem Ungarnkrieg Heinrichs; er weiß nichts von dem Ungarntribut des Königs und vor allem nichts von der Teilung des ungarischen Heeres. Vgl. auch unten S. 42.

[46]) Vgl. auch Waitz S. 155; wenn man freilich dagegen, daß die Schlacht in die Nähe von Merseburg zu verlegen sei, anführt, daß dann sicher Widukind und vor allem Thietmar von Merseburg den Namen der Stadt genannt hätten, so ist dem nicht zuzustimmen. Aus Liutprands Bericht braucht man nur zu entnehmen, daß die Ungarn in der Nähe von Merseburg waren, nicht vor Merseburg selbst. In der Tat ist es schwer denkbar, daß sie etwa auf diese stark befestigte Stadt einen Angriff gemacht und sie an einem Tage fast erobert haben; die Burg, in der sie Heinrichs Schwester belagerten, kann höchstens in der Nähe von Merseburg gelegen haben. Wenn man aber dabei mit Küstermann etwa an das Dorf Vesta zu denken hat, so lag für Thietmar auch nicht mehr Veranlassung vor, Merseburg zu erwähnen, als wenn Burg und Schlachtfeld in der Nähe von Allstedt zu suchen sind.

[47]) Ihnen gegenüber ist man selbstverständlich einfach nicht in der Lage, die etwa möglichen Verwechslungen und Entstellungen zu kontrollieren.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0049

Gewiß, die größte Wahrscheinlichkeit dürfte, wie schon Waitz betont hat[48]), dafür sprechen, daß das Schlachtfeld in der Nähe von Merseburg, und zwar auf dem Ostufer der Saale, eben bei Dürrenberg zu suchen ist[49]); aber eine ganz feste Entscheidung ist bei der Quellenlage unmöglich; man darf nie vergessen, daß das kritisch Wahrscheinliche noch längst nicht das historisch Richtige zu sein braucht. So wenig sich aber mit Bestimmtheit nachweisen läßt, daß das Schlachtfeld an der Unstrut oder an der Saale liegt, so wenig läßt sich beweisen, daß es überhaupt an einem der beiden Flüsse zu finden ist. Wenn die Forschung Riade auch meist dort gesucht hat, nach dem, was die Quellen sagen, oder vielmehr nicht sagen, könnten auch noch andere Gegenden in Betracht kommen. Man wird sich schließlich mit der Feststellung zu begnügen haben, daß die Schlacht irgendwo in der Nähe der thüringisch-sächsischen Grenze stattgefunden hat.

Dies negative Resultat erscheint betrüblich. Doch man kann es auch erfreulich finden. Für die deutsche Geschichte im ganzen wie für die Geschichte Heinrichs I. ist es völlig gleichgültig, wo das Schlachtfeld von Riade liegt. Im übrigen aber ist es gar kein Fehler, daß man es nicht kennt. Wenn man es genau kennte, so hätte man in vielen Orten der Gegenden zwischen Saale und Harz nur einen historischen Gedenktag weniger. Überall, wo man in diesen Gegenden den Ort der Schlacht von 933 zu finden glaubt, wird im Volke die Erinnerung an die Zeit vor tausend Jahren und das Bewußtsein der historischen Verbundenheit mit dieser Zeit geweckt. Gewiß, diese Erinnerung muß sich in allen Fällen bis auf höchstens einen an eine Legende knüpfen. Aber was schadet das? Die Tage und die Ereignisse unserer mittelalterlichen Geschichte, deren noch gedacht und die noch gefeiert werden, sind so wenige, daß man unsere Unkenntnis, wo Riade eigentlich liegt, sehr gern dafür in Kauf nimmt, daß die Erinnerung an die Ungarnschlacht von 933 heute noch weiter lebt und wachgehalten wird.

Aber freilich, es hat sich eben nicht bloß gezeigt, daß wir nicht wissen und nicht wissen können, wo die Schlacht geschlagen ist. Nebenbei hat sich auch deutlich genug ergeben, daß es bei Riade gar nicht zu

[48]) Vgl. oben S. 33 Anm. 20.

[49]) Verstärkt wird diese Wahrscheinlichkeit vor allem dadurch, daß so viele verschiedene Quellen auf diese Gegend führen, und daß sich wenigstens in den älteren Quellen, besonders bei Widukind, nichts findet, was dem widerspricht. — Bisweilen verwendet man übrigens Funde von kleinen Hufeisen als Beweismittel für die Lokalisierung von Riade. Aber kleine Hufeisen sind keine Überbleibsel aus Ungarnschlachten, denn die Ungarn haben noch keine Hufeisen gekannt, wie ich einer freundlichen Mitteilung von Herrn Kollegen W. Schulz, Kustos der Landesanstalt für Vorgeschichte in Halle, entnehme.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0050

einem eigentlichen Kampfe gekommen ist. Mag die spätere Überlieferung von einer schweren, blutigen Schlacht erzählen, und mag man auch heute noch bisweilen von einer Vernichtung der Ungarn bei Riade sprechen[50]), in Wirklichkeit kann davon nicht die Rede sein. Die Ungarn sind geflohen, als sie das deutsche Heer erblickten; ihr Lager wurde genommen; aber eigentliche Verluste haben sie kaum gehabt, und militärisch war der ganze Vorgang offensichtlich recht bedeutungslos; nur die nach Westen gesandte Abteilung scheint vernichtet zu sein. Aber nicht bloß das. Schon im Jahre 938 sind die Ungarn wieder raubend und plündernd in Sachsen eingefallen[51]). Die Folgen des Sieges von 933 scheinen also nur sehr bescheiden gewesen zu sein. Wenn es aber so ist, ist es dann nicht eine auffallende Erscheinung, daß ausgerechnet dies unbedeutende Gefecht in der historischen Überlieferung aller Jahrhunderte und noch in dem Bewußtsein der Gegenwart eine Rolle spielt wie sonst kaum ein Ereignis des zehnten Jahrhunderts und jedenfalls keins aus der Zeit Heinrichs I.? Und ist es nicht eine geradezu groteske Verwirrung der historischen Begriffe, wenn man dies Gefecht neben die Befreiungsschlachten im Teutoburger Wald und bei Leipzig hat stellen wollen? Damit erhebt sich die Frage, was denn eigentlich die Schlacht von Riade für das Deutsche Reich des zehnten Jahrhunderts und für die deutsche Geschichte zu bedeuten gehabt hat.

2.

Bekanntlich war dem Kriege, in dem die Ungarn die Niederlage von Riade erlitten, ein Waffenstillstand zwischen ihnen und Heinrich I. vorangegangen, in dem sich der König zur Tributzahlung verpflichtete. Man vertritt wohl ganz allgemein die Ansicht, daß dieser Vertrag im Jahre 924 abgeschlossen ist[52]), und daß er sich nur auf Sachsen bezog[53]).

Die einzige Quelle, die berichtet, daß ein Tributvertrag zwischen Heinrich und den Ungarn zustande gekommen sei, ist Widukind von

---

[50]) Vgl. etwa Hellmann und Voigt a. a. O.

[51]) Wenn Lüttich S. 85 annimmt, daß die Ungarn vielleicht schon 935 wieder durch Süddeutschland gezogen sind, so ist dagegen zu sagen, daß davon keine Quelle etwas überliefert. Gewiß, die Ungarn tauchen 935 in Burgund auf; ihren Rückweg aber haben sie, wie die Quellen berichten, durch Italien genommen. Warum sollen sie nach Burgund, wie Lüttich vermutet, durch Süddeutschland gezogen sein, und nicht auch durch Italien, was sie oft genug getan haben?

[52]) Vgl. Waitz S. 76 ff., Böhmer-Ottenthal 11 c; soviel ich sehe, ist gegen diese Datierung nirgends ein Widerspruch laut geworden.

[53]) Das ergibt sich dann mit Notwendigkeit daraus, daß 926 die Ungarn in Franken und Süddeutschland eingefallen sind.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0051

Korvey. Er erzählt[54]), die Ungarn hätten „cum iam civilia bella cessarent", einen Einfall in Sachsen gemacht und das Land völlig verwüstet. „Rex autem erat in presidio urbis, quae dicitur Werlaon. Nam rudi adhuc militi et bello publico insueto contra tam saevam gentem non credebat ..... Contigit autem quendam ex principibus Ungariorum capi vinctumque ad regem duci. Ungarii vero ipsum in tantum dilexerunt, ut pro redemptione illius innumera auri et argenti pondera offerent. Rex autem spernens aurum expostulat pacem, tandemque obtinuit, ut reddito captivo cum aliis muneribus ad novem annos pax firmaretur." Später berichtet dann Widukind[55]), wie Heinrich das Land gegen neue Einfälle der Ungarn schützte, und er gebraucht dabei noch einmal die Wendung: „accepta pace ab Ungariis ad novem annos". Schließlich wird davon erzählt[56]), daß der König, nachdem der Krieg gegen die Ungarn genügend vorbereitet war, dem Volk seine Absicht eröffnet, den Vertrag zu kündigen. „Vos hucusque, filios filiasque vestras expoliavi et aerarium eorum replevi; nunc templa templorumque ministros ut expoliem cogor, absque nudis corporibus nulla nobis alia remanente pecunia." Das Volk will den Krieg und beschließt, mit dem König gegen die Ungarn zu kämpfen. „Post haec legati Ungariorum adierunt regem pro solitis muneribus, sed ab eo spreti in terram suam vacui sunt reversi." Darauf erfolgt dann der Ungarneinfall des Winters 932/933.

Widukind spricht, wie man sieht, deutlich davon, daß ein neunjähriger Waffenstillstand mit den Ungarn abgeschlossen worden sei; und wenn man von 933 neun Jahre zurückrechnet, so gewinnt man tatsächlich das Jahr 924, das man immer als Datum des Vertrages ausgibt. Für diese Rechnung ist doch aber Voraussetzung, daß 933 der Vertrag wirklich abgelaufen war. Davon sagt jedoch Widukind kein Wort; im Gegenteil, was er sagt, widerspricht dieser Voraussetzung völlig. Wenn in seinem Bericht Heinrich das Volk fragt, ob man weiter zahlen wolle, und wenn die ungarischen Gesandten erscheinen, um weiter Tribut abzuholen, so beweist das doch ganz unzweideutig, daß nach der Ansicht des Korveyer Mönches die neun Jahre des Tributvertrages noch nicht zu Ende waren[57]). Und auch nach einem andern Zusammenhang scheint

[54]) Vgl. I cap. 32 S. 38 f.

[55]) Vgl. I cap. 35 S. 42 f.

[56]) Vgl. I cap. 38 S. 47 f.

[57]) Die sonderbare Tatsache, daß trotz des angeblich abgelaufenen Vertrages die Ungarn noch einmal Tribut holen lassen, versucht Waitz S. 151 damit zu erklären, daß es sich dabei um die Leistungen des neunten Jahres gehandelt habe (auch dann war der Tribut doch noch nicht abgelaufen!) oder daß die

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0052

Widukind seinen Abschluß nicht 924, sondern erst nach 925 anzunehmen. Er ordnet ihn in seiner Geschichtsdarstellung nach dem Bericht über die lothringischen Kämpfe Heinrichs ein; und wenn er seine Angaben über ihn mit den Worten beginnt, „cum civilia bella cessarent", so setzt er damit offenbar voraus, daß die lothringischen Händel damals erledigt waren. Das war aber bekanntlich erst im Jahre 925 der Fall.

Nun hat man freilich auch außerhalb von Widukinds Erzählung Beweismomente dafür zu finden geglaubt, daß der Tributvertrag schon 924 zustandegekommen sei[58]). Liutprand von Cremona kennt nur einen einzigen Krieg zwischen Heinrich I. und den Ungarn[59]). Ihn setzt er unmittelbar nach der Thronbesteigung Heinrichs an und er sagt dabei: „Rex Heinricus gravissima valetudine detinetur, et Hungariorum ei adventus proxime nuntiatur." Trotzdem sammelt der König ein Heer, und es kommt dann zur Schlacht. Nun weiß man, daß im Jahre 924 ein Ungarneinfall in Deutschland stattgefunden hat; Flodoard aber erzählt zu diesem Jahre, daß Heinrich den ganzen Sommer über „in ipsis Sarmatarum finibus" krank gelegen habe[60]). Liutprand scheint also in seinem Bericht die Ereignisse von 924 und 933 durcheinander zu werfen und zu einem einzigen Vorgang zu verschmelzen. Gewiß, man mag das zugeben. Aber was beweist das dafür, daß dann auch der von Widukind überlieferte Vertragsabschluß in das Jahr 924 gehört? Daß es so ist, würde sich doch nur dann ergeben, wenn sicher wäre, daß außer oder vielmehr nach 924 kein Ungarneinfall in Sachsen stattgefunden hat. Das ist aber keineswegs sicher. Der Einfall des Jahres 924 ist nur in einer Notiz des Continuator Reginonis überliefert: „Ungarii orientalem Franciam vastaverunt"[61]). Wenn zu 926 etwa die Annales Augienses

---

Ungarn mit der Fortdauer des Vertrages gerechnet hätten. Aber nach Widukind haben doch auch Heinrich und die Sachsen damit gerechnet, daß er noch galt. Freilich sagt Widukind in cap. 32 nicht ausdrücklich etwas von einem jährlichen Tribut, ohne freilich mit seinen Worten die Annahme eines solchen auszuschließen. Man könnte also immerhin annehmen, daß er zwei verschiedenen Traditionen folgte; einer, die von einem neunjährigen Waffenstillstand auf eine einmalige Tributzahlung hin wußte, und einer andern, die von einem unbegrenzten jährlichen Tribut redete. Die erste Tradition könnte man sich dann dadurch entstanden denken, daß die Tributzahlung tatsächlich neun Jahre dauerte; und Widukind hätte dann beide Traditionen durcheinander geworfen. Sicher ist natürlich nichts; doch scheint mir die im Text gegebene Erklärung Widukinds Erzählung besser gerecht zu werden.

[58]) Vgl. etwa Waitz S. 76 ff.

[59]) Vgl. II cap. 25 S. 49.

[60]) Vgl. a. a. O. S. 374.

[61]) Vgl. Cont. Reginonis 924, Reginonis abbatis Prum. chron. ed. F. Kurze in Script. rer. Germ. (1890) S. 157.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0053

berichten: „Ungari totam Franciam, Alsatiam, Galliam atque Allemanniam igne et gladio vastaverunt“[62]), so kann man daraus natürlich genau so gut oder so schlecht wie aus den Worten des Fortsetzers Reginos einen Ungarnangriff auch auf Sachsen herauslesen. Und daß Widukind den Rückzug Heinrichs nach Werla allein mit der kriegerischen Unfähigkeit seines Heeres motiviert, scheint dafür zu sprechen, daß ihm von Heinrichs Krankheit im Jahre des Vertragsabschlusses nichts bekannt war, ganz abgesehen davon, daß man Werla doch wirklich nicht als „in Sarmatarum finibus“ gelegen bezeichnen kann.

Wenn der Vertrag mit den Ungarn tatsächlich im Jahre 924 zustande gekommen wäre, so könnte er nur für Sachsen geschlossen sein. Denn 926 haben die Ungarn (wenn nicht auch Sachsen) Süddeutschland, Franken und Lothringen verwüstet[63]). Wieweit sich mit der Politik Heinrichs die Annahme vereinigen läßt, daß er nur sein Stammland gegen die Ungarnplage gesichert, das übrige Reich aber (und auch das ihm immer besonders nahe verbündete fränkische Herzogtum) sich selbst überlassen habe, mag hier ganz dahingestellt bleiben. Aber es sprechen doch einige Momente dafür, daß 926 oder nach 926 das ganze Reich in ein Tributverhältnis zu den Ungarn getreten ist.

Aus Widukinds Worten ist freilich weder für noch gegen diese Ansicht etwas zu entnehmen. Aber Liutprand weiß, wenn sein Bericht über die deutschen Beziehungen zu den Ungarn auch reichlich konfus ist, daß irgendwann einmal ganz Deutschland den Ungarn Tribut gezahlt habe[64]). Eine bayrische Quelle erzählt vom Abschluß eines Vertrages des Herzogs Arnulf von Bayern mit den Ungarn[65]). Sie datiert ihn auf 927; vielleicht gehört er auch schon dem Jahre 926 an[66]). Nach allem, was man weiß, nahm Herzog Arnulf unter Heinrich I. in Bayern etwa dieselbe Stellung ein wie der König im Reich. Er war

[62]) SS. 1 S. 69.

[63]) Vgl. Waitz S. 85ff., Böhmer-Ottenthal 12e.

[64]) Vgl. Antapodosis II cap. 5 S. 39 und cap. 24 S. 49. Wenn man im allgemeinen annimmt, Liutprand sage II cap. 5, Deutschland sei den Ungarn zur Zeit Ludwigs des Kindes tributpflichtig geworden, so ist das nicht ganz richtig. Er berichtet in II cap. 1 bis 4 von der großen Niederlage Ludwigs 910. Dann sagt er in cap. 5, daß die Ungarn danach Bayern, Schwaben, Franken und Sachsen verwüsteten (was nicht schon 910 geschehen ist), „factusque est per nonnullos populus hic tributarius annos“. Wann das geschah, bleibt also dunkel. Allerdings wird II cap. 24 vorausgesetzt, daß es vor der Zeit Heinrichs I. gewesen sei.

[65]) Vgl. Annales Ratisponenses a. 927, SS. 17 S. 583: „Arnulfus cum Ungaris pacificatur.“

[66]) Das wird bisweilen angenommen, vgl. Waitz S. 85.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0054

in seiner inneren wie in seiner äußeren Politik so gut wie völlig selbständig. Aber seitdem er Heinrich als König anerkannt hatte, bestand doch offenbar eine weitgehende Übereinstimmung zwischen der bayrischen Politik und der der Krone[67]). Nun sind nach 926 bis zum Jahre 933 die Ungarn in Deutschland nicht wieder eingefallen. Da liegt doch die Annahme sehr nahe, daß Arnulf 926 oder 927 nur das tat, was im Reiche auch geschah, d. h. daß damals wie für Bayern auch für die übrigen deutschen Stammesgebiete ein Vertrag mit ihnen abgeschlossen worden ist. Aber davon ganz abgesehen: Man weiß, daß 926 oder spätestens 927 in Sachsen und Bayern ein Friedenszustand mit den Ungarn bestand. Will man da trotzdem die Annahme vertreten, daß die übrigen deutschen Gebiete ihren Einfällen weiter preisgegeben wurden? 932 ist auf der Synode von Erfurt dem Klerus eine Kopfsteuer von einem Denar bewilligt worden[68]). Nach Andeutungen Widukinds[69]) und Liutprands[70]) besteht eine gewisse Wahrscheinlichkeit dafür, daß diese Kirchensteuer in einem Zusammenhang mit den Tributen gegen die Ungarn stand. Mag sie nun eine Entschädigung an die Kirche gewesen sein, die in erster Linie für den Tribut aufgekommen sein dürfte, oder mag man aus religiösen Motiven, wie Widukind behauptet, den bisherigen Ungarntribut der Kirche geschenkt haben[71]), immer ist zu beachten, daß sich der Beschluß von Erfurt auf sämtliche deutschen

[67]) Man denke etwa daran, daß 927 Arnulf vermutlich einen Reichstag in Ingelheim besucht hat; vgl. H. Breßlau, Die ältere Salzburger Annalistik, Abh. der Preuß. Akad. der Wissensch. 1923, Phil. Hist. Kl. 2 S. 59; dazu die Annales Iuvavenses maximi, SS. 30 S. 742; oder man denke an den gemeinsamen Zug Arnulfs und Heinrichs nach Böhmen 929 oder daran, daß 932 die Synode von Dingolfing die Beschlüsse der Synode von Erfurt im wesentlichen annahm und wiederholte.

[68]) Vgl. Const. I Nr. 2, Böhmer-Ottenthal Nr. 41a.

[69]) Widukind läßt I cap. 38 Heinrich davon sprechen, daß das Volk durch den Ungarntribut so verarmt sei, daß man nun die Kirchenschätze heranziehen müsse; um das zu vermeiden, wird der Ungarnkrieg beschlossen; nach dem Sieg bewilligt dann Heinrich den bisher den Ungarn bezahlten Tribut der Kirche. Daß hier irgend etwas nicht ganz stimmt, ist klar; denn wie kann der König der Kirche den Tribut schenken, den man nicht mehr aufbringen konnte? So fragwürdig hier Widukind berichtet, das dürfte aus seiner Erzählung doch hervorgehen, daß man wenigstens daran dachte, die Kirche für den Ungarntribut zu besteuern. Und bei dem Verhältnis, in dem die Kirche zum Staat stand, wird man es auch wirklich getan haben.

[70]) Luitprand erzählt II cap. 27 S. 50f., Heinrich habe vor der Schlacht bei Riade ein Gelübde gegen die Simonie getan; vgl. dazu F. von Bezold, Ein antisimonistisches Gelübde Heinrichs I., Histor. Vierteljahrsschr. 19 (1920) S. 163ff.

[71]) Vgl. G. Caro, Der Ungarntribut unter Heinrich I., MIÖG. 20 (1899) S. 276ff.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0055

Stammesgebiete mit Ausnahme von Bayern bezog; und für Bayern wurde der Beschluß ein paar Wochen später auf der Synode von Dingolfing nachgeholt[72]). Hängt aber die Kirchensteuer von 932 irgendwie mit den Tributzahlungen an die Ungarn zusammen, so ergibt sich aus ihrem Anwendungsgebiet, daß die Tribute von allen deutschen Stämmen zu entrichten waren.

Es hat sich gezeigt: interpretiert man Widukinds Bericht über den Abschluß des Vertrages genau, so ergibt sich, daß er nicht schon 924 erfolgt sein kann; als einziges Datum kommt dann 926 in Betracht. Die übrigen Quellen widersprechen dieser Annahme nicht. Andererseits ist 926 der letzte Einfall der Ungarn in Deutschland vor 933 gewesen, und alles, was man weiß, spricht dafür, daß in der Zeit von 926 bis 933 die Ungarn durch einen Tributvertrag allen deutschen Stammesgebieten ferngehalten wurden. Alles das dürfte doch zu dem Ergebnis führen, daß Heinrich seinen Pakt mit den Ungarn erst 926 schloß und daß er ihn für das ganze Reich abgeschlossen hat.

Gewiß, Sicherheit läßt sich auch hier nicht gewinnen; mit Bestimmtheit kann man nur sagen: es ist nicht zu beweisen, daß der Vertrag schon dem Jahre 924, und es ist wahrscheinlich, daß er erst dem Jahre 926 angehört. Aber mag auch die Entscheidung zwischen den beiden Jahren schwankend bleiben, das eine dürfte einigermaßen feststehen: spätestens seit dem Jahre 926 ist im ganzen Reich eine einheitliche Politik gegen die Ungarn getrieben worden: man schloß überall Frieden mit ihnen.

Wie den Abschluß des Vertrages, so hat man auch die Maßregeln, die Heinrich zur Verteidigung des Landes während des Waffenstillstandes ergriff, allein auf Sachsen bezogen[73]). Bekanntlich berichtet Widukind von der Ausbildung der Reiterei und dem Bau von „urbes", in die jedesmal der neunte Mann der „milites agrarii" zu ziehen hatte[74]). Auf den viel umstrittenen Sinn dieser Maßnahmen braucht hier nicht näher eingegangen zu werden. Auch soll gar nicht bezweifelt werden, daß sie in erster Linie für Sachsen in Betracht gekommen sind, das militärisch gegenüber dem übrigen Deutschland anscheinend etwas zurückgeblieben war, und in dem es vor allem noch auffällig wenig befestigte Orte gab[75]). Aber gleichwohl ist zu betonen, daß der Schutz gegen die Ungarn nicht bloß eine Angelegenheit war, die Heinrich sozusagen als Herzog von Sachsen regelte. Man hat oft bemerkt, daß der

[72]) Vgl. Böhmer-Ottenthal 41 a.

[73]) Vgl. etwa F. Schneider S. 168; Böhmer-Ottenthal 11 c; diese Ansicht ist sehr verbreitet.

[74]) Vgl. Widukind I cap. 35.

[75]) Das hebt auch Luitprand, Antapodosis II cap. 24, hervor.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0056

König beim Bau seiner Burgen nach angelsächsischem Vorbild verfuhr[76]). Das wird sicher richtig sein. Aber ebensogut kann man darauf hinweisen und hat man darauf hingewiesen, daß die Anlage von Befestigungen gerade zur Abwehr der Ungarn schon seit dem Anfang des zehnten Jahrhunderts in Deutschland betrieben wurde[77]). Wir haben Nachrichten darüber aus Bayern wie aus Schwaben, aus Franken wie aus Lothringen. Sollte man unter diesen Umständen die Friedenszeit von 926 bis 933 wirklich nur in Sachsen zum Bau von Festungsmauern ausgenutzt haben? Widukind behauptet es nicht. Und die einzige Quelle, die außer Widukind über diese Dinge Aufschluß gibt, die Miracula S. Wigberti, versichert das Gegenteil[78]). Sie erzählt von dem Bau der Mauern von Hersfeld, also eines fränkischen Klosters; und als Grund dafür gibt sie an, es sei „regali consensu regaliumque principum decreto" befohlen gewesen, die Klöster zu befestigen. Man handelte also nach einem Beschluß des Königs und der Fürsten des Reiches, und es handelte sich dabei um eine Angelegenheit des Reiches.

Das Bestreben, die Ungarnpolitik Heinrichs sozusagen auf Sachsen einzuengen und zu beschränken, hat man bisweilen ganz konsequent auch auf den Krieg des Jahres 933 ausgedehnt: Nur ein sächsisches Heer soll damals gegen die Ungarn bei Riade gefochten haben[79]). Doch Widukind scheint von der Auffassung auszugehen, daß sich Heinrichs Heer aus ganz Deutschland rekrutierte[80]). Und daß 933 tatsächlich nicht nur sächsische Truppen gegen die Ungarn gekämpft haben, sagt deutlich Flodoard in seinen Annalen[81]): „(Hungaros) Heinricus cum Baioariis et Saxonibus ceterisque quibusdam sibi subiectis gentibus ....: sternit." Zu demselben Ergebnis dürfte auch mit aller wünschenswerten Sicherheit die Tatsache führen, daß es unter den überaus dürftigen und

[76]) Vgl. etwa v. Ranke, Weltgesch. VI, 2 S. 134 f.; C. Koehne, Burgen, Burgmannen und Städte HZ. 133 (1926) S. 2.

[77]) Vgl. vor allem die Zusammenstellung von Waitz S. 93 ff.

[78]) Vgl. cap. 5 SS. 4 S. 225.

[79]) So etwa Lüttich S. 79 ff.; doch wird diese Ansicht auch häufig abgelehnt; vgl. z. B. Hampe a. a. O. S. 5 f.

[80]) Er redet in cap. 38 von dem „omnis populus", den der König vor dem Krieg zusammengerufen hatte; er läßt Heinrich dann vor der Schlacht die Ungarn als „communes omnium hostes" bezeichnen; und wenn er bemerkt, daß das ungarische Westheer von Sachsen und Thüringern vernichtet sei, über die Zusammensetzung von Heinrichs Heer bei Riade aber nichts sagt, dann aber die „legio Thuringorum" bei ihm erwähnt, so scheint er doch stillschweigend vorauszusetzen, daß das Heer des Königs sich aus allen Stämmen zusammensetzte. Luitprand nimmt allerdings II cap. 24 ff. offensichtlich an, daß Heinrich nur sächsische Truppen zusammengebracht habe.

[81]) a. a. O.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0057

einsilbigen Quellen eine schwäbische Quelle ist, die Annales Weingartenses, die das Datum der Schlacht von Riade überliefert[82]). Man hätte davon schwerlich in einem schwäbischen Kloster etwas aufgeschrieben, wenn nicht schwäbische Truppen am Krieg gegen die Ungarn teilgenommen hätten[83]).

Der Umstand, daß die Politik Heinrichs I. gegen die Ungarn und sein Krieg gegen sie eine Angelegenheit des ganzen Reiches gewesen sind, ist nun aber für die Beurteilung der deutschen Geschichte während der Regierung Heinrichs von sehr wesentlicher Bedeutung. Der Kampf gegen die Ungarn war nämlich fast die einzige Handlung einer Reichspolitik in der Zeit des ersten sächsischen Königs.

Daß die Slavenkriege Heinrichs I. ausschließlich mit den Kräften des sächsischen Stammes durchgeführt und in erster Linie von seinen Interessen diktiert wurden, ist allgemein bekannt. Lediglich in dem Feldzug gegen Böhmen wurde der König von Arnulf von Bayern unterstützt: hier waren außer den sächsischen auch die bayrischen Interessen im Spiele. Noch bezeichnender als in den Kämpfen an der Ostgrenze verlaufen die Dinge aber in den Kriegen an der Westgrenze. Man kann zwar durchaus nicht etwa davon sprechen, daß die Politik, die Heinrich in Lothringen trieb, spezifisch sächsisch gewesen sei. Im Gegenteil, er nahm hier die Traditionen der karolingischen Könige auf. Doch was er tat, tat er gewissermaßen allein; kaum von Truppen begleitet, fast ausschließlich durch diplomatische Schachzüge hat er Lothringen in seine Gewalt gebracht. Die deutschen Stämme rechts des Rheines sind für diese Politik nicht engagiert worden[84]).

Aber die deutschen Stämme haben sich für die Politik Heinrichs gegen die Slaven und Westfranken nicht nur nicht einsetzen lassen. Ihre Zurückhaltung macht sich noch weiter bemerkbar. Man kann an einem eigenartigen, im allgemeinen unbeachteten Symptom deutlich beobachten, mit welcher vollendeten Gleichgültigkeit man in Franken, Schwaben und Bayern jener Politik gegenüberstand. Bekanntlich sind die Quellen in den ersten Jahrzehnten des zehnten Jahrhunderts so dürftig, wie kaum in irgendeiner andern Zeit des deutschen Mittelalters. Ein paar annalistische Aufzeichnungen, die höchstens in jedem Jahr eine kurze Notiz geben, das ist alles, was an gleichzeitiger Geschichtschreibung vorhanden ist. So wenig man aber durch diese Nachrichten erfährt, darüber ist doch kein Zweifel, daß sie das enthalten, was ihren Ver-

[82]) Vgl. SS. 1 S. 67.

[83]) So Waitz S. 152.

[84]) Der einzige Stamm, der für diese Politik tieferes Interesse hatte, war der fränkische.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0058

fassern als das Wichtigste und Bemerkenswerteste in den Ereignissen ihrer Zeit erschien. Da ist es nun sehr bezeichnend, daß in außersächsischen gleichzeitigen Quellen von den Kämpfen Heinrichs gegen die Slaven so gut wie nichts überliefert wird[85]). Und die Eroberung Lothringens in den Jahren 923 und 925 hat überhaupt keine deutsche Quelle aus der Zeit Heinrichs I. aufgezeichnet. Ganz anders steht es mit der Schlacht von Riade. Wie an der Abwehr der Ungarn 933 alle deutschen Stämme beteiligt waren, so hat man auch überall von ihr zu erzählen gewußt: in bayrischen, schwäbischen und lothringischen Klöstern wird die Nachricht von ihr notiert[86]). Auf der andern Seite aber ergänzen sich diese Beobachtungen durch die Feststellung, daß in einigen gleichzeitigen Quellen die Ungarnschlacht von 933 überhaupt das einzige Ereignis ist, das sie von der Tätigkeit Königs Heinrichs zu berichten wissen[87]). Die Schlacht von Riade scheint also in der Geschichte ihrer Zeit eine ganz einzigartige Stellung einzunehmen.

Bekanntlich befand sich in den ersten Jahrzehnten des zehnten Jahrhunderts der deutsche Staat noch in den Anfangsstadien seiner Entwicklung. Erst seit ein paar Menschenaltern waren die verschiedenen Stämme zu einer politischen Einheit zusammengefaßt, und ihre Sonderstellung, ihr Partikularismus gaben dem deutschen Staatswesen des ausgehenden neunten und beginnenden zehnten Jahrhunderts die entscheidende Signatur. Von einem deutschen Volk und einer deutschen Nation kann man in dieser Zeit noch kaum reden; wohl aber von den Völkern und Nationen der Franken, Sachsen, Schwaben und Bayern. Die Stämme hatten ihr eigenes Nationalgefühl, ihre eigenen politischen und historischen Traditionen, ihren eigenen Dialekt, ihr eigenes Recht und ihre eigene Verfassung; sie hatten aber auch ihre eigenen außenpolitischen Interessen, die von denen des ganzen Reiches unter Um-

[85]) Nur in den Annales Augienses taucht zu 931, SS. 1 S. 69, die einigermaßen apokryphe Nachricht auf: „Heinricus rex reges Abodritorum et Nordmannorum efficit christianos." Zu 934 weiß der Cont. Regin. von dem Zug in die Uckermark. Etwas bekannter ist übrigens der Krieg von 934 gegen Dänemark geworden; das dürfte natürlich an der Berühmtheit der Normannen liegen.

[86]) So außer dem westfränkischen Flodoard (der natürlich von den Slavenkämpfen auch nichts weiß) die Annales Augienses 934, dazu die Schwäbische Weltchronik und Hermann von Reichenau; Annales Weingartenses; Annales Aquenses SS. 24 S. 36; Annales Ratisponenses; Annales Iuvavenses maximi.

[87]) So etwa in den Annales Weingartenses und den Annales Iuvavenses maximi, die nicht einmal von seiner Thronbesteigung und seinem Tode etwas sagen. In diesem Zusammenhang sei auch auf die große Bedeutung hingewiesen, die nach Widukind die Schlacht hatte; er behauptet, I, cap. 39, S. 50, nach der Schlacht sei Heinrich als „pater patriae" und „imperator" begrüßt worden.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0059

ständen weit abführten. Und gerade in der Zeit um die Wende des neunten Jahrhunderts fand das staatliche und politische Eigenleben der deutschen Stämme seinen schärfsten Ausdruck in der Ausbildung der Herzogtümer.

Gewiß, nach allem, was man weiß, haben die deutschen Stämme nach dem Vertrag von Verdun niemals den Versuch gemacht, die Einheit des Reiches zu sprengen und sich etwa als selbständige Staaten zu organisieren[88]). Aber das ändert doch nichts daran, daß sie in ihrer politischen und verfassungsmäßigen Stellung eine Gefahr für die Einheit des Reiches bedeuteten. Das Königtum hatte in der Zeit Konrads I. versucht, das Herzogtum und damit den Partikularismus der Stämme zu unterdrücken. Es hatte dabei im Bunde mit der Macht gestanden, die vor allem neben der Krone den Gedanken der Reichseinheit repräsentierte, mit der Kirche. Königtum und Kirche waren völlig gescheitert. Es ist keine Frage, daß mit dieser Niederlage das Gefüge des Reiches einen schweren Stoß erlitten hatte. Und wenn die Herzogtümer sich zunächst auch nicht zu autonomen Staatsgebilden entwickelten, daß es für die Geschichte des deutschen Staates und des deutschen Volkes von ausschlaggebender Wichtigkeit war, ob auf die Dauer sie oder die Krone das Feld behaupten würden, bedarf keiner näheren Erörterung.

Die Entwicklung zugunsten der herzoglichen Gewalten war zunächst gerade durch die Angriffe der Ungarn gefördert worden. Als sie seit dem letzten Jahre des neunten Jahrhunderts in steigendem Maße in die deutschen Grenzen einbrachen, war die Krone unter Ludwig dem Kind und unter Konrad I. zu schwach oder zu sehr mit andern Aufgaben beschäftigt, um ihnen entgegentreten zu können. Das einzige Mal, als damals ein König den Versuch machte, ihnen im Felde zu begegnen, wurden seine Heere vollständig geschlagen[89]). Für das versagende Königtum traten die Herzöge in die Bresche; und daß sie, besonders in Bayern und Schwaben, ihre Länder überhaupt gegen die Ungarn zu verteidigen versuchten und mit wechselndem Erfolg auch verteidigten, das hat unzweifelhaft sehr wesentlich zur Hebung ihrer Stellung beigetragen.

---

[88]) Selbst als nach dem Tode Konrads I. die Bayern ihren Herzog Arnulf zum König wählten, wurde er, wie die Ann. Iuv. max. 920 sagen, zum König „in regno Teutonicorum" gewählt. Nur die Lothringer haben sich bekanntlich 911 vom deutschen Reich abgewandt; aber auch sie wurden nicht selbständig, sondern ein Teil des westfränkischen Reiches.

[89]) Im Jahre 910; vgl. E. Dümmler, Gesch. des ostfränk. Reiches, 2. Aufl. 3 (1888) S. 556ff.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0060

Als Heinrich I. den deutschen Thron bestieg, gab er anscheinend den Kampf der Krone gegen das Herzogtum auf. Die Kirche, die treueste Bundesgenossin seiner Vorgänger, ließ er zunächst fallen und erkannte die neuen Gewalten in den Stämmen überall mehr oder weniger bereitwillig an. Aber eins hat der König ihnen allmählich abgenommen: den Kampf gegen die Ungarn. Wenn Heinrich gegen die Slaven oder gegen die Lothringer allein operierte, so entspricht dem die selbständige Politik der Herzöge. Unter Heinrichs Regierung hat der Herzog von Schwaben selbständig in Burgund und in Italien eingegriffen; der Herzog von Bayern trieb gleichfalls eine italienische Politik auf eigene Faust. Die Reichspolitik hat auf diesen Gebieten kein einheitliches Gepräge, sie zerfällt sozusagen in eine Politik der einzelnen Stämme[90]). Nur in der Politik gegen die Ungarn war es anders; der Friedensschluß mit ihnen scheint das ganze Reich erfaßt zu haben, und er ist die einzige außenpolitische Handlung des ganzen Reiches, die sich in dieser Zeit überhaupt wahrscheinlich machen läßt. Der Beschluß des Königs und der Fürsten, Befestigungen gegen die Ungarn anzulegen, ist die einzige gesetzliche Maßnahme auf weltlichem Gebiet, die sich in der Zeit Heinrichs für das ganze Reich nachweisen läßt; der Ungarnkrieg von 933 ist der einzige Krieg unter ihm, den man als Reichskrieg ansprechen kann, und die Schlacht von Riade ist die einzige Schlacht seiner Regierung, die in allen deutschen Stämmen als ein Sieg empfunden wurde, der sie alle anging.

Wenn man von der Zertrümmerung der bayrischen Ostmark absieht, so haben die Ungarn an Eroberungen auf deutschem Boden schwerlich jemals gedacht. Was sie wollten, war brennen, morden und plündern. So wenig sie dabei aber ein politisches Prinzip verfolgten, ihre raubenden Horden sind doch der furchtbarste Feind gewesen, der während des ganzen Mittelalters die deutschen Grenzen bedroht hat. Der panische Schrecken, den sie in Deutschland vor sich verbreiteten, zittert noch in den kläglich dürren Klosterannalen der Zeit nach[91]), und er tritt noch das ganze Jahrhundert hindurch in den aus-

[90]) Freilich hat 926 Heinrich das Herzogtum Schwaben völlig unterworfen; auf die Einzelheiten der innerdeutschen Politik Heinrichs I. kann hier nicht weiter eingegangen werden; es kommt hier nur auf eine Skizzierung ihrer Grundzüge im Verhältnis zu den Ungarnkriegen an.

[91]) Man mag etwa an den Stoßseufzer der Ann. Corbei. a. 919 SS. 3 S. 4 denken: „Ungarii Saxoniam crudeliter vastabant et cum infinita praeda et maxima captivitate utriusque sexus ad proprias reversi sunt terras Domino irascente adversum nos."

führlicheren Angaben der Geschichtschreiber deutlich hervor. Hier ist aber vor allem wesentlich, zu betonen, daß die Ungarn ein Feind waren, der gleichmäßig alle Gebiete des Reiches bedrohte. Mochten ihnen in der Zeit Ludwigs des Kindes und Konrads I. auch nur die einzelnen Stämme entgegengetreten sein, so gab es doch kein Stammesgebiet in Deutschland, das vor ihnen sicher war. Sie bedrohten und plünderten Freising so gut wie St. Gallen und Fulda so gut wie Bremen. Sie waren sozusagen der Erbfeind und Nationalfeind Deutschlands im zehnten Jahrhundert, und so sind sie im Volke und in der öffentlichen Meinung auch angesehen und gefürchtet worden[92]). Wie aber später in den Jahren 954 und 955 die Ungarneinfälle die aufständischen Stämme zur Besinnung und in das Lager Ottos des Großen führten, so dürften die Dinge im Prinzip ähnlich auch schon unter Heinrich I. gelegen haben. Die Ungarnnot gab dem König die Grundlage zur Führung einer Reichspolitik und zur Festigung der Reichseinheit.

Was gingen die Bayern des zehnten Jahrhunderts die Angriffe auf die Elbslaven und die Politik am Rhein, und was gingen die Sachsen und Friesen die politischen Probleme an der burgundischen Grenze an? Die Politik gegen die Ungarn berührte sie alle. Wenn der König versucht hätte, die süddeutschen Stämme gegen Dänen und Slaven zu führen, so hätte er vermutlich höchstens nur widerwillig Gefolgschaft gefunden. Wenn er versuchte, alle deutschen Gaue gegen die Ungarn zu schützen und die Stämme des Reiches im Kampfe gegen sie zu einen, so war das eine Politik, die überall auf Verständnis und Zustimmung stoßen mußte.

Konrad I. hat die Stammesgewalten im Bunde mit der Kirche bekämpft. Es ist bekannt, daß die Sympathien des Volkes in diesem Kampf auf der Seite der Herzöge waren. Heinrich hat auf den Kampf gegen sie verzichtet. Aber wenn er die Leitung in der Politik und im Krieg gegen die Ungarn übernahm, so drängte er damit doch indirekt die herzoglichen Gewalten zurück. Er entwand ihnen die Führung des Volkes oder vielmehr der Stämme in der wichtigsten außenpolitischen Angelegenheit, die in seiner Zeit ganz Deutschland bewegte. Die Krone schob sich an die Stelle des Herzogtums. Sie gewann damit innen- und außenpolitisch an Boden; und in diesem stillen, unblutigen Ringen gegen den Partikularismus der Stämme wurde der König von den Sympathien des ganzen Volkes getragen.

---

[92]) So etwa, wenn Widukind II cap. 14 S. 67 von den Ungarn als von den „antiqui hostes nostri“ (ähnlich auch I cap. 38 S. 47 und II cap. 5 S. 60) oder I cap. 38 S. 49 von den „communes omnium hostes“ spricht.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0062

Deutschland hat während des Mittelalters nicht oft das Glück gehabt, daß seine Könige eine Politik treiben konnten, die alle Stämme von den Alpen bis zur Nordsee in gleicher Weise anging, und die sie alle in einem politischen Willen zusammenschloß. Es gab (trotz der italienischen Politik unserer Kaiser) fast nie ein außenpolitisches Problem, das die ganze Nation wirklich erfaßte und erfüllte. Während des hohen Mittelalters haben allein die Ungarnkriege diese Rolle gespielt. Mag die Schlacht von Riade als Sieg über die Ungarn nur geringe Bedeutung gehabt haben, wesentlicher für die deutsche Geschichte ist es, daß man sie als Zeichen der beginnenden Einigung und Einheit des Reiches unter Heinrich I. betrachten darf.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0063

Thietmar und die Magdeburgische Geschichtschreibung.

Von Eberhard Kessel.

Inhaltsübersicht: 1. Stand der Forschung S. 52. — 2. Untersuchung der Arbeitsweise des Verfassers der Magdeburger Chronik von etwa 1023 auf Grund der sicher aus Thietmars Chronik entnommenen Nachrichten S. 56. — 3. Untersuchung der übrigen Berührungspunkte der Magdeburger Geschichtswerke mit Thietmar auf eine vorthietmarische Magdeburger Chronik hin S. 65. — 4. Ergebnis S. 84.

1.

Das älteste Geschichtswerk, das uns von den Anfängen der Magdeburgischen Geschichte Kunde gibt, ist die in ihrer Art einzig dastehende Chronik des Bischofs Thietmar von Merseburg. Die Frage ist, welche Quellen ihm für seine Magdeburger Nachrichten zur Verfügung gestanden haben. Tatsächlich erscheinen in dem ersten Teil der Gesta archiepiscoporum Magdeburgensium sowie in den Annales Magdeburgenses auffallende Übereinstimmungen mit Thietmar, und so hat denn schon Papebroch behauptet, und Kinderling hat im Allgemeinen literarischen Anzeiger 1801 No. 11 wieder darauf aufmerksam gemacht, daß diese Übereinstimmungen die Annahme einer diesen Chroniken gemeinsamen Quelle in Gestalt einer älteren Chronik Magdeburger Provenienz nötig machten[1]). Dann griff Lappenberg bei Betrachtung der damals noch Chronographus Saxo genannten Annales Magdeburgenses auf diese Magdeburger Quelle Thietmars zurück, ohne näher auf diese Frage einzugehen[2]), worauf er in der Einleitung zu seiner Thietmarausgabe[3]) der gleichen Vermutung Ausdruck gab. Darauf hat Wilhelm von Giesebrecht in einem Exkurs zu seinen Jahrbüchern Ottos II.[4]) zu dieser Frage Stellung genommen und auf Grund von zwei Indizien die Existenz einer alten vorthietmarischen Magdeburger Chronik für gesichert erachtet. Diese Auffassung hatte im all-

[1]) Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde (abgekürzt: A, bzw. NA = Neues Archiv) II, 72 ff.

[2]) A. VI, 652/3.

[3]) MG. SS. III, 729, 2. — Doch weiß L. sehr wohl, daß die Magd. Chronik in der vorliegenden Form ihrerseits von Th. abhängt. Vgl. ebenda Z. 10.

[4]) Jahrbücher des deutschen Reiches unter dem sächsischen Hause, hrsg. von L. Ranke. II, 1 S. 157 ff.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0064

gemeinen Anerkennung gefunden[5]). Doch erst v. Hout hat in seiner Bonner Dissertation 1867 die Frage der alten Magdeburger Chronik zum Gegenstand eingehender Untersuchung gemacht[6]). Er schälte aus den Gesta und den Annales eine Historia de exordio civitatis Magdeburgensis heraus. Dabei gelangte er zu einem wesentlich anderen Standpunkt als seine Vorgänger. Zwar konnte auch er die mannigfachen Übereinstimmungen zwischen Annales Magdeburgenses und den Gesta nicht anders als durch Annahme einer dritten älteren Magdeburgischen Chronik, eben der genannten Historia, erklären, doch erkannte er, daß diese gemeinsame Quelle keineswegs vorthietmarisch sei, vielmehr Thietmar selbst ausgiebig benutzt habe. Damit war der Endpunkt dieses alten Geschichtswerkes auf 1023 festgelegt, die Entstehung fiel nach v. Hout in die Zeit zwischen 1025 und 1034[7]). Der zweite, der sich mit der Magdeburger Erzbistumschronik eingehend befaßte, Carl Günther[8]), stimmte im wesentlichen mit v. Hout überein, nur daß er in der Bewertung der vorliegenden Texte für die alte Chronik zu abweichenden und meist richtigeren Ergebnissen gelangte. Er wies nämlich nach, daß der Text der Gesta dem der verlorenen Chronik näher stände als der Text der Annalen, während v. Hout das Gegenteil behauptet hatte[9]). Eine alte vorthietmarische Chronik hielt auch er nicht für nötig. Zwar glaubte er in seiner Dissertation eine metrische Gründungsgeschichte Magdeburgs annehmen zu sollen, die auch Thietmar vorgelegen habe[10]), doch gab er selbst diesen geringen Rest der alten Hypothese im zweiten Teil seiner Arbeit auf, der 1877 als Programm der Albinus-Schule in Lauenburg erschien[11]). Auch er nahm also lediglich eine gemeinsame Vorlage für die Gesta und die Magdeburger Annalen an, die ihrerseits aus Thietmar geschöpft habe. Strebitzki[12]) sah als Quelle für Thietmars Magdeburger Nachrichten dann ebenfalls münd-

[5]) So z. B. L. Giesebrecht, Wendische Geschichten. III, 304f. und Lindecke, Die Stellung des Bistums Halberstadt zu der Gründung des Erzbistums Magdeburg. Halberstadt. Pr. 1879. S. 20 Anm. 2.

[6]) De chronico Magdeburgensi. Bonn, Diss. 1867.

[7]) V. Hout a. a. O. S. 8 und 10ff.

[8]) Die Chronik der Magdeburger Erzbischöfe. 1. Teil bis 1142. Diss. Göttingen 1871.

[9]) Günther a. a. O. S. 8—13.

[10]) Ebda. S. 17.

[11]) Die Chronik der Magdeburger Erzbischöfe. 2. Teil 1142—1371. S. 5 Anm. 1.

[12]) Strebitzki, Zur Kritik Thietmars v. Merseburg, in: Forsch. zur deutschen Geschichte XIV (1874) S. 365 f.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0065

liche Tradition an. Nun machte jedoch Wattenbach[13]) die vom Standpunkt der Frage nach den Quellen Thietmars nicht ganz unberechtigte Bemerkung, daß „dadurch die Voraussetzung einer älteren Gründungsgeschichte nicht berührt" werde, obwohl v. Hout auch auf diese Frage jedenfalls ganz kurz eingegangen[14]) und Strebitzki gerade von dieser Seite an die Frage herangetreten war, ohne sie allerdings erschöpfend zu behandeln. Wilhelm Schum, dessen Ausgabe der Gesta 1883 im 14. Bande der Scriptores der Monumenta Germaniae erschien, behandelte in der Einleitung dazu ebenfalls dieses Problem[15]). Er hielt an der Annahme einer vorthietmarischen Magdeburger Chronik fest und wies auf einige Punkte hin, die ihm dies wahrscheinlich machten, ohne allerdings die Frage ganz zu klären. Jedenfalls glaubte nun Friedrich Kurze, der sich anläßlich seiner Thietmar-Ausgabe[16]) mit diesen Dingen beschäftigte, diese Annahme beibehalten zu sollen und unternahm wenig später einen Rekonstruktionsversuch der alten Magdeburger Chronik[17]). Er konnte das natürlich nur auf die Weise tun, daß er eine später, kurz nach 1023 erfolgte Überarbeitung und Fortsetzung der vorthietmarischen Chronik unter Benutzung Thietmars selbst behauptete. Er ging sogar noch weiter, in dem er als Verfasser der ältesten Magdeburger Chronik den Erzbischof Tagino erklärte, weil Thietmar bei der Schilderung von dessen Weihe 1004[18]) sich der Worte bediente: *Et quia is* (sc. Tagino), *ut scriptura eius testatur, ab solo ordinandus apostolico* ... Diese letztere Behauptung wurde sofort von Uhlirz[19]), Simson[20]) u. a. als irrtümlich zurückgewiesen und kann wohl heute als erledigt gelten[21]). Simson aber ging in seiner Entgegnung noch weiter, indem er überhaupt die Existenz einer verlorengegangenen Magdeburger Chronik

[13]) Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im MA. 4. Aufl. Bd. I, 286 (1877).

[14]) V. Hout a. a. O. S. 10/11. Dies sei ausdrücklich bemerkt, weil Simson in NA. XIX, 348 hiervon eine völlig schiefe Darstellung gibt.

[15]) MG. SS. XIV, 363 f.

[16]) Erschienen 1889 in den Schulausgaben der MG.

[17]) Fr. Kurze, Die älteste Magdeburger Bistumschronik in MIÖG. Erg.-Bd. III Heft 2 (1892) S. 397 ff.

[18]) Thietmar lb. V. c. 44 (alte Zählung: V, 26).

[19]) Uhlirz in MIÖG. XV (1894) S. 127.

[20]) Simson, Zu den ältesten Magdeburger Geschichtsquellen, in NA. XIX, 345.

[21]) Vgl. zuletzt P. Kehr, Das Erzbistum Magdeburg und die erste Organisation der christlichen Kirche in Polen. Abh. d. Pr. Ak. d. Wiss. Jg. 1920, phil.-hist. Kl. Nr. 1, S. 49 Anm. 1; R. Holtzmann in Sachsen und Anhalt II (1926) S. 71 Anm. 85; Rundnagel, Die Chronik des Petersberges bei Halle (Chronica Montis Sereni) und ihre Quellen. Ausgew. Hall. Forsch., Heft 1. Halle a. S. 1929. S. 85 Anm. 94.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0066

leugnete. Er behauptete zunächst ganz allgemein, daß Thietmar seine Magdeburger Nachrichten entweder von Tagino persönlich, aus urkundlichem Material oder durch seine sonstigen Magdeburger Beziehungen erhalten habe, um dann nach einer Kritik der Giesebrechtschen Beweisführung im einzelnen aus den über Thietmar hinausgehenden Mitteilungen der Gesta wie der Annales Magdeburgenses nachzuweisen, daß diese keine ältere Chronik als Voraussetzung verlangten. Damit näherte er sich dem Standpunkte Günthers, ging jedoch insofern über ihn hinaus, als er die Identität der gemeinsamen Vorlage für Gesta und Annales[22]) mit dem ersten Teil der G behauptete, weil er auch in den Annalen keine über die G hinausgehenden Nachrichten feststellen konnte. Im übrigen aber ging er nicht weiter auf die Möglichkeit von Abänderungen ein, indem er sie — falls sie vorgekommen sein sollten — offensichtlich für unwesentlich und höchstens für formaler Natur hielt[23]). Er unterließ es sowohl bei der Vergleichung Thietmars mit den beiden Magdeburger Geschichtswerken wie bei der von G und AM untereinander, die einzelnen Stellen auf ihr Abhängigkeitsverhältnis auch in formaler Hinsicht genau zu vergleichen, obwohl doch die inhaltlichen Indizien allein nicht als ausreichend angesehen werden können. Trotzdem schien man allgemein die vorthietmarische Chronik aufgegeben zu haben[24]). Erst neuerdings ist eine Arbeit über die Chronik des Petersberges bei Halle von Erwin Rundnagel erschienen[25]), in der gelegentlich der Behandlung der Quellen dieser Chronik unter Zurückgreifen auf das Hauptargument Giesebrechts die Annahme von X wieder aufgenommen wurde, ohne daß jedoch ein neues Argument dafür beigebracht worden wäre. Am wenigsten scheint man mit Simson hinsichtlich der Bewertung des ersten Teiles der G als der alten Chronik (M) selbst übereinzustimmen[26]).

[22]) Die Gesta archiepiscoporum Magdeburgensium werden im folgenden mit G die Annales mit AM, die beiden gemeinsame Vorlage mit M, Thietmar mit Th und die fragliche vorthietmarische Chronik mit X bezeichnet.

[23]) Vgl. Simson NA. XIX, 368: „... die nur in wenigen Punkten abweichende Redaktion von 1023 ....".

[24]) Vgl. z. B. Paul Kehr a. a. O. S. 29 und S. 41/42, der hier die Berichte Thietmars und der Magdeburger über die Gründung der Erzbistümer Magdeburg und Gnesen einer Prüfung unterzieht, sowie Robert Holtzmann, Aufhebung und Wiederherstellung des Bistums Merseburg, in Sachsen und Anhalt II (1926), S. 46, Anm. 2.

[25]) E. Rundnagel, Chronica Montis Sereni, S. 85 ff. Daraufhin ferner R. Holtzmann in Sachsen und Anhalt VI (1930), 185, die Frage unentschieden lassend.

[26]) Vgl. P. Kehr a. a. O. S. 63 und R. Holtzmann in Sachsen und Anhalt II, 46. Auf diese Frage bin ich — soweit noch Unklarheiten bestanden — teils unten bei dem Vergleich mit Th, teils in meiner unten Anm. 29 genannten Arbeit eingegangen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0067

Trotzdem ist aber die Frage nach der vorthietmarischen Chronik zunächst die wichtigere, und sie kann vorläufig besonders nach dem neuerlichen Einspruch noch nicht als erledigt gelten; denn Kehr und Holtzmann haben an den genannten Stellen doch nur einige der in Frage kommenden Stellen überprüft. Überdies ist tatsächlich das Verhältnis zwischen Thietmar und G bzw. AM nicht überall das gleiche, so daß die Annahme einer zweimaligen Bearbeitung, von denen die eine vor, die andere nach Th stattgefunden haben könne, auf den ersten Blick nahe liegen könnte. Auch ist die alte Magdeburger Chronik in den Annalen nur bis zum Jahre 1004, d. h. nach Kurzes Behauptung dem Endpunkt von X, benutzt; denn nach 1004 sind nur 2 Übereinstimmungen zwischen G und AM kenntlich, von denen die eine[27]) in den AM nicht auf G, sondern auf die Nienburger Annalen zurückgeht und die andere ebenfalls im Zusammenhang mit diesem Annalenwerk steht[28]). So müssen zunächst einmal die einzelnen bei Thietmar und der Magdeburger Chronik (M) übereinstimmenden Stellen auf die Frage einer etwaigen gemeinsamen Quelle hin untersucht werden.

2.

Bei einer Vergleichung Thietmars mit den Magdeburger Geschichtschreibern fallen sofort einige Stellen auf, bei denen fast wörtliche Übereinstimmung jede andere Möglichkeit außer der Abhängigkeit der Magdeburger von Thietmar ausschließt; denn Thietmar schrieb seine Quellen im allgemeinen nicht wörtlich aus. In Konstruktion und Wortlaut gab er dem übernommenen Inhalt gewöhnlich eine ganz andere Gestalt[29]). Anders verhielt sich der Magdeburger. Um seine Arbeitsweise zu erkennen, wird es zweckmäßig sein, die Stellen, bei denen Thietmars Chronik bestimmt als Vorlage für M anzusehen ist, auf die Art und Weise, wie der Verfasser von M seine Quelle ausschrieb oder abänderte, zu untersuchen. Man erhält damit gleichzeitig einen Maßstab für die anderen Partien der alten Bistumschronik.

Zunächst sind es die im Aufbau der Erzählung, in der Wahl der Ausdrücke wie in der Konstruktion derartig übereinstimmenden Stellen, wie die Besetzung der Bischofsstühle von Regensburg und Köln (942 und 969) durch Otto den Großen (Th II, 26 (17) und 24 (16) und G

[27]) Nämlich die Stelle über Bruno von Querfurt: G (SS. XIV, 394 f.) und AM (SS. XVI, 164) sowie Annalista Saxo (SS. VI, 745) und Th VII, 34/35 (VI, 58).

[28]) Nämlich die Stelle bez. Erzbischof Gero: G (SS. XIV, 397 f.), AM (SS. XVI, 168) und Annalista Saxo (SS. VI, 675).

[29]) Vgl. meine Abhandlung über „Die Magdeburger Geschichtschreibung im Mittelalter bis zum Ausgang des 12. Jahrhs." in Sachsen und Anhalt VII (1931), zitiert als Magd. Geschichtschreib., S. 116.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0068

c. 5 SS. XIV. 378/9), und der pomphafte Empfang Hermann Billungs in Magdeburg (Th II, 28 (18), G c. 10 S. 383 und AM SS. XVI, 152). Gerade Th II, 28 (18) weist anfänglich kaum Abweichungen von G und AM auf. Außerdem ist hier Thietmars Quelle selbst ohne weiteres kenntlich; war doch einer der Hauptbeteiligten bei dem geschilderten Konflikt sein Großvater mütterlicherseits, der Graf Heinrich von Stade. Im Laufe der Erzählung freilich sind dann zahlreiche Änderungen zu bemerken, wie sie in ähnlicher Weise auch bei Th II, 24 (16) und 26 (17) vorgenommen worden sind. Vor allem brachte der Verfasser vom M seine Vorlage konsequent in Reimprosa[30]). Hierdurch ist eine ganze Reihe von Abweichungen sowohl in der Konstruktion wie im Wortlaut bedingt[31]). Daneben finden sich dann aber noch andere Unterschiede. So wird in M einiges gekürzt[32]), anderes freilich entweder dem Reim zuliebe oder aus anderen Gründen erweitert[33]). Dann begegnen auch Änderungen, die jeweils nur bestimmte Ausdrücke betreffen[34]). Trotz alledem aber wird der Gang der Erzählung genau beibehalten, manches unverändert stehen gelassen, im Inhalt so gut wie nichts geändert. Nur ein Mißverständnis ist in M bei der Schilderung der Weigerung Ottos des Großen, Erzbischof Gero von Köln anzuerkennen, unterlaufen, wie schon Kurze[35]) gezeigt hat. Dies Mißverständnis ist kennzeichnend dafür, daß der Benutzer über die von ihm übernommenen Stellen nicht die anderen vergißt, die er vorher gelesen hat, die für seine Chronik aber nicht in Betracht kommen; denn die Auffassung von M beruht doch offenbar auf den von Thietmar vorher erwähnten angeblichen Unstimmigkeiten zwischen Otto dem Großen und seinem Bruder Brun. Außerdem aber ist im Eingang zu den beiden Er-

[30]) Vgl. Kurze in MIÖG. Erg.Bd. III, 406 f. Über die Reimprosa s. das grundlegende Werk von K. Polheim, Die lateinische Reimprosa. Berlin 1925.

[31]) So ist *ut ... daret ... occurrerit ...* (Th II, 26 [17]) in: *ut ... committeret ... occureret* geändert, ebenso *nescientibus ...* (Th II, 26) in: *ignorantibus ... comitantibus* u. a. m.

[32]) So z. B. Th II, 28 (18): *Quod libentissime complens ... venit, ... prostravit interrogatusque ... respondit. Quem protinus elevatum ...*, das in G 383, 31—33 stark zusammengezogen ist: *... venit ad imperatorem. Qui se ... prostratus, placare eum studuit, ... enarravit. Cui ...* Durch das Streben nach Kürzung sind vielfach Partizipialkonstruktionen bedingt, doch werden sie auch sonst gern angewandt.

[33]) Z. B. wird *cum paucis* (Th II, 26 [17]) in *paucis preter morem regium comitantibus* (G 378, 34) erweitert, *nullo tunc prodicit* (Th II, 24 [16]) wird in *quod tamen fideli celans secreto* (G 379, 1) abgeändert u. a. m.

[34]) So *archiepiscopus* (Th II, 28 [17]) und *archipresul* (G 383, 28), *sancto ... oleo* (Th II, 24 [16]) und *sacro ... oleo* (G 379, 1), an derselben Stelle wird *sanctum Petrum ...* in *beatum ...* geändert und viele andere Stellen.

[35]) Kurze in MIÖG. Erg.Bd. III, 415 Anm. 1.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0069

zählungen über die Besetzung der Bischofsstühle von Regensburg und Köln, der doch zweifellos Th II, 27 (17) nachgebildet ist, eine erhebliche Veränderung gegenüber der Vorlage festzustellen, die schließlich auch eine Erweiterung des Inhalts bedeutet. Trotzdem kann wegen des Zusammenhangs mit dem folgenden das Abhängigkeitsverhältnis kein anderes sein als dort, und diese Erweiterung, die keinerlei Fakten betrifft, erklärt sich daraus, daß der hier hinzugefügte Gedanke dem Verfasser entweder von Hause aus nahe lag oder ihm gerade aus der Lektüre von Bruns Vita quinque fratrum bekannt geworden war[36]). Freilich wird der Grad der Abhängigkeit, der eben dargelegt worden ist, nur überboten durch G c. 14, S. 390 f. in dem Bericht über Ottos III. Tod und Bestattung, der übrigens nicht in AM steht und — abgesehen von der späteren Einfügung hinsichtlich des Giftmordes an Otto III. durch die Gattin des Crescentius — keinerlei Zeichen einer Überarbeitung des Textes bei Th IV, 49—51, 53 (30, 31, 33) aufweist und selbst der sonst durchweg gebrauchten Reimprosa entbehrt. Kurze[37]) hat ihn deshalb für eine Interpolation des Kompilators der Gesta von 1142 angesehen, und man wird ihm Recht geben müssen, obwohl natürlich die Möglichkeit, daß M an einer Stelle den Text von Thietmar wörtlich stehen gelassen hat, nicht völlig ausgeschlossen wäre. Aber eben wahrscheinlich ist dies nicht, und man kann diese Stelle füglich hier ausschalten.

Die anderen Stellen, in denen Th die Quelle für M war, sind alle stärker verändert, vor allem auch in der Gliederung gegenüber der Vorlage umgestaltet. Zwar die aus Th II, 13 (7) geschöpfte Bemerkung über das goldene Zeitalter in G c. 6 S. 379, 9—11 zeigt nur eine durch das Streben nach Reimprosa bedingte Erweiterung unter Verwendung der von Th gebrauchten Worte[38]). Aber schon die nächste Stelle, Th II, 30 und 31 (20), 43 (27), 45 (28) und G c. 11 S. 384 bzw. AM 152 f., wo über Ottos des Großen Aufenthalt in Magdeburg und Quedlinburg 973

[36]) Th II, 27 (17): *Has de duobus episcopis sententias ideo protuli, ut scias lector, quod celestis gratia imperatori sepe aperiret, quid sibi in humanis fieri placeret* G 378, 28 ff.: *In dandis vero episcopatibus secundum Dei timorem et ecclesie utilitatem quia omni invigilabat studio, sublimandos ei plerumque divina concessit revelatio; si vero nonnunquam errasset ut homo, superna hunc redarguit miseratio. Quod ut facilius fidem accipiat, utriusque rei subscriptum evidens exemplum corroborat.* Zu dem Gedanken vgl. Brunonis Vita quinque fratrum c. 7 MG. SS. XV, 2. 727 oder Monumenta Poloniae VI, 398, wo von Otto III. gesagt wird: ... *erravit ut homo* ... s. auch Magd. Geschichtschreib. S. 126.

[37]) Kurze in MIÖG. Erg.Bd. III, 443 f.

[38]) Daß G den Fundort Goslar bei der Entdeckung der Silberader angibt, gibt zu keinen Bedenken Anlaß. In AM fehlt diese Stelle, doch weist die Reimprosa auf M. Vgl. auch Brun. Vita Adalb. c. 9. SS. IV, 598.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0070

und seinen Tod berichtet wird, hat erhebliche Abänderungen aufzuweisen, und doch ist auch hier ganz zweifellos Thietmar die Quelle für M gewesen. Die wörtliche Übereinstimmung ist zu einem Teil so groß, daß nicht daran gedacht werden kann, Thietmar habe eine ähnlich lautende Magdeburger Chronik vor sich gehabt. Kurze erklärt deshalb auch den Satz: *Ipse quippe tenax ... rediebat* für Interpolation auf Grund von Thietmar[39]). Aber auch das Folgende, dem der Verfasser von M noch ein Stück aus Th II, 16 (10) unter Benutzung einer verlorenen Urkunde eingliedert[40]), zeigt deutliche Anklänge an Thietmar. Es liegt, wie auch die folgenden Beobachtungen zeigen, kein Grund zu der Annahme vor, daß M hier neben Th etwa eine ältere Chronik benutzt hätte, die doch nur dasselbe wie Th enthielt. Außerdem lassen sich Thietmars Quellen z. T. wenigstens nachweisen[41]). Über Thietmar geht der Inhalt von M nur insoweit hinaus, daß bei Quedlinburg die Bemerkung gemacht wird: *quam venerabilis mater sua Machtildis condidit,* und daß eben jene Urkunde verwendet wurde. Betrachtet man die formalen Veränderungen gegenüber Thietmar, so ist zunächst wieder die Reimprosa zu erwähnen, der zuliebe etwa das *solebat,* das bei Th II, 30 (20) am Anfang des Satzes steht, in M (G 384, 11 u. AM 153, 7) an das Ende des Sinnabschnitts gesetzt und das folgende *„staret atque sederet"* in *„stans aut sedens ... persistebat"* abgeändert wurde. Einiges ist auch gekürzt[42]), anderes einfach weggelassen[43]). So fügt er den Satz über den Tod Herzog Hermanns mit einem *licet* an den vorausgehenden an, in dem er die Ankunft der Gesandten und Fürsten in Quedlinburg durch einen Ablativus absolutus eingegliedert hatte[44]). Die Nachricht über die Rückkehr derselben war hier nicht mehr gut unterzubringen, und so wird sie in M ebenfalls durch einen Ablativus absolutus zum folgenden

[39]) Kurze in MIÖG. Erg.Bd. III, 427.

[40]) Vgl. Simson NA. XIX, 361. Bemerkenswert hierbei ist, daß der Verfasser von M sich besonders an den Stellen größere Abweichungen herausnimmt, wo er Th mit einer anderen Quelle kompiliert.

[41]) Nämlich Widuk. III, 75 für den Hoftag in Quedlinburg, den Tod Herzog Hermanns und das Ende Ottos des Großen, ferner III, 76 für Ottos Beisetzung. Daß Kurze am Rande seiner Thietmarausgabe hier (S. 45) als Quelle „Tagin. Chr." angibt, ist nur auf Grund seiner Voraussetzung verständlich; denn die über Widuk. hinausgehenden Nachrichten — die Namen der die Beisetzung vornehmenden Erzbischöfe — mußte Th aus mündlicher Tradition wissen.

[42]) Z. B. das *deindeque caeterorum ordine clericorum* (Th II, 30 [20]) in *et* (bzw. *ac*) *totius cleri* (G 384, 10 bzw. AM 153, 7) u. a. m.

[43]) Z. B. Th II, 43 (27): *Quem, qui astabant proxime, suscipientes deposuerunt.* Hierdurch war auch die Änderung des voraufgehenden *inclinare* zu *caput ... declinare* veranlaßt (G 384, 28 bzw. AM 153, 26), sowie verschiedene andere Stellen.

[44]) G 384, 22 ff. und AM 153, 17 ff.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0071

Satz gezogen[45]). Ferner fehlt es nicht an Änderungen bei einzelnen Ausdrücken, ohne daß irgendein besonderer Grund dafür kenntlich wäre[46]). Aber man sieht auch, daß die Kürzungstendenz hinter den anderen formalen Gesichtspunkten zurücktritt[47]). Sonst werden auch hier Partizipialkonstruktionen mit Vorliebe angewandt, die teils den Reim begünstigen, teils eine kürzere Fassung ermöglichen, manchmal aber auch ohne einen solchen Grund gebraucht sind, wie dies bei den weiter unten zu besprechenden Stellen noch stärker hervortritt[48]).

Auch der Anfang des folgenden Abschnittes in M, der — wie Kurze richtig erkannt hat[49]) — mit einer Bemerkung über das goldene, silberne und eiserne Zeitalter beginnt, geht auf Thietmar zurück. Dabei verwandelt M das Zitat in einen leoninschen Hexameter.

Im Grunde handelt es sich bei den Verschiedenheiten der einzelnen Stellen also offenbar immer nur um Gradunterschiede der Veränderung. In dieser Meinung wird man bestärkt, wenn man noch die beiden übrigen in M bestimmt auf Th zurückgehenden Partien vergleicht. Es handelt sich hier zunächst um G c. 14 S. 389 f., wo das Aufwachsen Ottos III. und die Vision der Theophanu ganz ähnlich wie in Th IV, 10 (8) geschildert wird. Th gibt eine mündliche Quelle an: *ut mihi Meinsuit post retulit.* Daß Th hier die Vorlage für M war, ist sicher. Der Gedankengang in M wie in Th ist derselbe, obwohl in der Fassung

[45]) AM 153, 21/22. Diese Stelle steht nicht in G, gehört aber des Zusammenhanges und des Reimes wegen höchstwahrscheinlich zu M. Vgl. Kurze in MIÖG. Erg.Bd. III. 228 Anm. 1.

[46]) Es seien nur einige wenige herausgegriffen, so *ad cubiculum rediebat* (G 384, 12 und AM 153, 9) statt *ad caminatam remeabat* (Th II, 30 [20]) *advenientibus* (G 384, 21 und AM 153, 17) statt *confluebant* (Th II, 31 [20] *postquam illum et sequentem diem ... explevit* (G 384, 26/27 und AM 153, 24/5) statt *Postera die ... ad mensam ... sedebat* (Th II, 43 [27]), *deveniens* (G 384, 26 und AM 153, 24) statt *veniens* (Th II, 43 [27]) u. a.

[47]) So erweitert M den einfachen Satz Thietmars (II, 43 [27]): *Ascensionem Domini ... in Merseburg fuit* zu: *Deinde ... dum peragrans provinciam Merseburg celebrasset Ascensionem Dominicam* und fügt beim Tode Ottos d. Gr. die Grabschrift hinzu. Auch läßt er dem Bericht über die Beisetzung die Worte folgen: *ubi permanens in seculum non delebitur memoria eius,* wodurch wieder der Reim begünstigt wird; u. a.

[48]) Hier z. B. *adiens* (G 384, 21 und AM 153, 17) statt *ivit* (Th II, 31 [20]), *multis ... corporibus ... transmissis* (G 384, 18 und AM 153, 15) statt *Multa corpora ... transmisit* (Th II, 16 [10]) *delatum* (G 384, 36 und AM 153, 42) statt *translatum est* (Th II, 34 [27]) sowie die obengenannten Partizipialkonstruktionen u. a.

[49]) Kurze in MIÖG. Erg.Bd. III, 429. Schon oben war vom goldenen Zeitalter die Rede. In G ist allerdings die Stelle offenbar absichtlich ausgelassen. Aber auch sonst ähnelt Wortlaut und Gedankengang an dieser Stelle Th III, 14 (8) und II, 45 (28). Vgl. Magd. Geschichtschreibung S. 134 Anm. 114.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0072

bedeutende Unterschiede bestehen[50]). M ist erheblich kürzer, bringt aber sachlich dasselbe. Bei der Erzählung der Vision bedient sich Th der direkten, M der indirekten Rede. Auch hier ist die Reimprosa durchgeführt. Die Sätze, in die die Darstellung bei Th zerlegt ist, werden in M zu einem einzigen zusammengezogen, in dem die Vision in einem Relativsatz unter Häufung von Partizipien erzählt wird, der seinerseits von einem Ablativus absolutus abhängt. Diese Konstruktion lag durch Thietmars eigene Erzählung nahe. Immerhin wurden die Ausdrücke von den Kürzungen erheblich betroffen, so daß nur wenige wörtliche Übereinstimmungen vorliegen. Außerdem sind aber auch hier einige Änderungen zu verzeichnen, die nicht durch Kürzung oder Reim bedingt erscheinen[51]). Dabei wählt M häufig die ungebräuchlicheren Worte, die mitunter den Sinn Thietmars etwas verschieben. Auch leidet manchmal die Klarheit.

Ähnliches bemerkt man schließlich auch an den Berichten über die Erzbischöfe Tagino, Walthard und Gero. Daß an diesen Stellen — von dem Bericht über Taginos Weihe und das Ende seines Vorgängers zunächst noch abgesehen — d. h. also Th VII, 1—17 (VI, 41—46), 19 (VI, 47), 21 (VI, 49), 29 (VI, 54), VIII, 50 und 55 (VII, 35 u. 40) Thietmar keinerlei schriftliche Vorlage gehabt hat, liegt klar zutage. Er berichtet hier überall Selbsterlebtes oder Gehörtes. Erzbischof Tagino war sein Freund, der ihm den Merseburger Bischofssitz verschafft hatte und ihn auch mit Nachrichten für seine Chronik versah. Häufig war er mit ihm zusammen, sei es in Magdeburg oder in Merseburg oder auf gemeinsamen Reisen und Kriegszügen. Auch mit Walthard und Gero kam Thietmar vielfach zusammen. Die Schwester Walthards nennt Thietmar einmal als seine Quelle[52]). Wenn also hier Th mit M übereinstimmt, so liegt es nahe, die Benutzung Thietmars in M für sicher anzunehmen. Kurze tut dies auch, weil nach seiner Meinung X von Tagino selbst verfaßt nur bis 1004 gereicht habe[53]). Schum jedoch glaubte auch hier ein Anzeichen für die Abhängigkeit Thietmars von X zu erkennen[54]), nämlich in Th VII, 17 (VI, 46): ... *post incen-*

[50]) G: *Qui dum in virile robur excrevisset* ... und Th: *Imperator iam factus vir, ut ait apostolus, evacuavit, quae erant parvuli* ... usw. Kurze a. a. O. S. 440 f. gibt die Entlehnung auch zu. In AM fehlt diese Stelle, doch ist sie dort zweifellos nur ausgelassen, wie der Zusammenhang und die Form zeigen.

[51]) So z. B. *genitrix* (G 389, 41) statt *mater* (Th IV, 10 [8]), *in excessu mentis* (G 390, 1) statt *in somnis* (Th), *Domini levita* (G 390, 2) statt *sanctus Christi adleta* (Th) u. a.

[52]) Th VII, 16 (VI, 46).

[53]) Kurze a. a. O. S. 404 f.

[54]) SS. XIV, 364.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0073

dium huius civitatis .....; denn dieses *huius* sei nur in einer Magdeburger Chronik verständlich, weil vorher die Stadt Magdeburg nicht erwähnt werde. Diese Folgerung erscheint jedoch unberechtigt, weil aus dem Zusammenhang, wo dauernd von Magdeburger Verhältnissen die Rede ist, klar hervorgeht, daß es sich um Magdeburg handelt. Hierin wird man durch einen ganz analogen Fall in Th VII, 8 (VI, 44) bestärkt, wo es nach dem Bericht von der Inthronisation Walthards ohne vorhergehende Ortsbezeichnung heißt: .... *et utrique honore ac magna iocunditate ibi suscepti sunt.* Mit *ibi* ist zweifellos Magdeburg gemeint. Die Inthronisation muß doch in Magdeburg stattgefunden haben. Es ist dabei auffallend, daß Th erst die Inthronisation und dann den „Empfang" in Magdeburg schildert. Aber der Text in M ist keineswegs klarer; denn hier wird gesagt, Bischof Arnulf von Halberstadt, *qui eum inthronizare iussus est,* sei mit Walthard nach Magdeburg gekommen, dort freudig empfangen, und am nächsten Tage sei die Weihe vollzogen worden. Wann die Inthronisation, mit der Arnulf beauftragt gewesen sein soll, vorgenommen wurde, wird nicht erzählt[55]). Deshalb wird man doch wohl das *suscepti sunt* auf eine Begrüßung nach erfolgter Inthronisation deuten müssen, wenn auch dies nicht das gewöhnliche war[56]). M hat deshalb mit Thietmars Bericht nichts anfangen können, ihn mißverstanden und entsprechend verändert. Thietmar, der selbst anwesend war, wird die Ereignisse wohl einigermaßen richtig wiedergegeben haben. Also auch hier berichtet Th aus eigener Erfahrung, schreibt keine Magdeburger Quelle aus, weder das *huius* noch das *ibi* sind auf eine solche zu deuten. Wird doch Th selbst wenig später in M zitiert[57]). An allen diesen Stellen ist die Reimprosa unverkennbar, manchmal stärker, manchmal schwächer hervortretend, aber immer wieder auftauchend. Der Verfasser bemüht sich sogar stellenweise um zweisilbige Reime[58]). Daneben findet sich die Kürzungstendenz[59]), je-

[55]) Die Weihe fand auch nach Th erst am Tage nach der Inthronisation statt, also nicht beim gleichen Akt. Vgl. G 395.

[56]) Vgl. Laehns, Bischofswahlen in Deutschland 936—1056. Diss. Greifswald 1909 S. 42 f. und 91 f. Doch stand die Reihenfolge der einzelnen Akte keineswegs fest. Vgl. Werminghoff, Verfassungsgeschichte der deutschen Kirche im Mittelalter[2] (1913), S. 126.

[57]) G 396, 34. In AM fehlen diese Stellen.

[58]) So sagt er statt *cantavit* (Th VII, 5 [VI, 43]) *concinebat* und statt *laborat* (VII, 4) *laborare studebat* (394, 12). Vgl. ferner die Reime *timoratus-radicatus-dilatatus-roboratus* (394, 3 f.) u. a.

[59]) So wird die breite Erzählung in Th VII, 3 (VI, 43): *Tertia enim tunc dies erat, qua sacerdos predictus obierat, ... septiformum spiritum* in G 394 mit dem kurzen Satz wiedergegeben: *Tertia vero die fit conventus episcoporum ambitionisque*

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0074

doch ebenfalls nicht konsequent[60]). Partizipialkonstruktionen werden begünstigt[61]). Außerdem wird im Wortlaut geändert, wo es nur immer möglich ist[62]). Des Reimes wegen wird auch wohl bei zusammengesetzten Zeiten das Partizip nachgestellt[63]). Schließlich muß noch auf die Abweichungen in der Gruppierung des Stoffes hingewiesen werden, bei denen auch die Kürzungstendenz wahrzunehmen ist[64]). Dabei stellt

celebratur pro eo memoria defunctorum. Nicht minder gekürzt ist dann gleich der folgende Satz. So wird auch Th VII, 6 (VI, 44): *Redingus ad regem veniens legationem suam suppliciter profert et, quamvis ardue, tamen desiderata impetrans* ... durch die wenigen Worte in G 395 ersetzt: *Quod ubi nunciatur regi* ... usw. Kleinere Kürzungen durch Ersetzen von zwei oder drei Wörtern durch einen allgemeinen Ausdruck, durch Zusammenziehen von zwei oder drei Sätzen zu einem einzigen sind ganz gewöhnlich.

[60]) Z. B. wird *plangens familia* (Th VII, 13 [VI, 45]) zu *Inestimabile autem miseria et luctu plangente familia* (G 396, 29), *kirielison cantavit* (Th VII, 5 [VI, 43]) zu *Kyrieleison misericordiam Dei invitans concinebat* (G 394, 11/12), *delata est* ... (Th VIII, 55 [VII, 40]) zu *dignatus est premonstrare* ... (G 396, 25) erweitert u. a. m.

[61]) Auch hier nur einige Beispiele: *laus ... canitur* (Th VII, 7 [VI, 44]) — *laude decoratus* (G 395, 36), dazu (Z. 37) *demoratus,* das der Verfasser offenbar des Reimes wegen hinzugefügt hat: *deductus est ... requiescebat* (Th VII, 1 [VI, 41]) — *deductus ... commoratus* (G 394, 24). Vgl. auch die oben für den zweisilbigen Reim angeführten Partizipien u. a. Nur einmal wird ein Partizip bei Th VII, 7 (VI, 44) *ipso ... laudante* in M aufgelöst, und da geschieht es wahrscheinlich des Reimes wegen: *ab ipso ... confirmatur* (G 395, 35). Am häufigsten sind Partizipia passivi verwandt, doch finden sich auch vielfach Konstruktionen mit Partizipiis praesentis activi, so *castitate ... praefulgentibus* (G 395, 14/15) für *quae ... lucebat* (Th VII, 15 [VI, 46]), *muniens* (396, 18) für *munit* (Th VII, 11 [VI, 45]); doch verwendet M offenbar lieber erstere, wie er z. B. (G 396, 2/3) das *missam cantans* bei Th VII, 8 (VI, 44) in *missarum sollempniis decentissime celebratis* verwandelt.

[62]) Aus der großen Anzahl dieser Änderungen seien als Beispiele nur genannt: *largitate* (G 394, 13) statt: *elemosinarum multitudine* (Th VII, 4 [VI, 43]), *prima autem luce* (G 394, 17) statt: *in primo mane* (Th VII, 1 [VI, 41]), *missam celebrare* (G 394, 18) statt: *missam canere* (Th VII, 1 [VI, 41] und ähnlich G 396, 2/3 und Th VII, 8 [VI, 44]), *turba* (G 396, 30) statt: *multitudo* (Th VII, 13 [VI, 45]). Die Beispiele ließen sich beliebig häufen. Manchmal ersetzt M auch nur die Simplices durch Komposita oder solche durch andere Komposita von demselben Simplex: *ambulans* (Th VII, 1 [VI, 41]) *deambulans* (G 394, 19), *introductus* (Th VII, 7 [VI, 44]) — *perductus* (G 395, 36) usw. An einer Stelle tauscht M die Ausdrücke geradezu nur aus: *Accersito ... Sigifrido, Walterdum ad se vocavit* (Th VII, 1 [VI, 41]) — *advocatis ... Erico et ... Sifrido, accersitoque Walthardo* (G 394, 20, 26).

[63]) Z. B. G 395, 29: *esset sessurus,* 397, 6: *fuit electus,* 397, 7: *est exauditus,* 397, 18: *erat infestus* u. a.

[64]) So wird die in Th VII, 2 (VI, 42) ausführlich erzählte Wahl Walthards in einen kurzen Satz zusammengedrängt und in die Lebensbeschreibung Walthards eingereiht, indem der Verfasser mit einem *Taginone defuncto, ut diximus* an die im

sich der Magdeburger seine Nachrichten seinen Bedürfnissen entsprechend zusammen und hält sich keineswegs einfach an die Anordnung seiner Vorlage. Die in Th. VIII, 55 (VII, 40) geschilderte Vision setzt er zur Lebensbeschreibung des Erzbischofs Walthard, um damit zu zeigen, daß dieser sich unter den Seligen befinde. In der Darstellung der Geschicke Taginos und Walthards läßt er immer die allgemeine Charakterisierung der Erzählung des Todes vorausgehen, während Thietmar regelmäßig erst die Ereignisse gibt, um dann gewissermaßen als Nekrolog ein mit Lebensdaten des Verstorbenen untermischtes Loblied auf ihn anzustimmen. Lediglich bei der Übernahme der „Grabschrift" Walthards folgt M der Anordnung Thietmars, weil dies nicht anders möglich war. Den Inhalt von Th VI, 20 (15)[65]) bringt M seiner Gewohnheit gemäß an das Ende der Biographie Taginos unter die Nachrichten über Bischofswechsel usw. in der Magdeburger Erzdiözese. Offensichtlich befolgt er mehr als Thietmar, dessen Erzählung zwar im allgemeinen chronologisch fortschreitet[66]), aber doch immer wieder unterbrochen nicht den Eindruck einer systematischen Anlage macht[67]), ein festes Anordnungsprinzip. Auch an Umstellungen im einzelnen fehlt es nicht. Charakteristisch hierfür ist ein Vergleich mit Th VII, 4/5 (VI, 43)[68]). Der Magdeburger nahm zunächst aus VII, 4 (VI, 43) die Nachricht über den Dombau und die Versorgung der Kleriker mit Kleidung und aus VII, 5 (VI, 43) diejenige über die Erwerbungen Taginos für das Erzstift, eine Nachricht, die er aus urkundlichen Quellen erweitert, heraus und reiht sie in die Lebensbeschreibung des Erzbischofs ein. Dann erst bringt er die in diesen beiden Kapiteln des Th liegende Charakterschilderung, die auf solche Weise an innerer Geschlossenheit gewinnt. Er folgt nun zunächst Th VII, 4 (VI, 43) unter Auslassung der vorweggenommenen tatsächlichen Nachrichten, nimmt dann, als er Taginos Eifer bei der Celebration der Messe schildert, die Darstellung aus Th VII, 5 (VI, 43) über sein Verhalten vor und nach der Messe sowie über den Gesang des Kyrieleison dazu, folgt dann wieder VII, 4 (VI, 43) über die Einhaltung der Vigilien und Fasten und geht

vorausgehenden Kapitel geschilderten Ereignisse beim Tode Taginos anknüpft (G 395, 29 ff.). Im allgemeinen geht die Kürzungstendenz mit dem im folgenden dargelegten Bestreben einer präziseren Anordnung des Stoffes Hand in Hand, wobei das letztere das wichtigere zu sein scheint, wie ja überhaupt die Kürzungstendenz nicht konsequent und selten um ihrer selbst willen zu erkennen ist.

[65]) Absetzung Abts Rikdag vom Kloster Berge und Umwandlung des Klosters in eine Propstei.

[66]) Vgl. Kurze in NA. XIV (1889), 66 und 69 ff.

[67]) S. Magdeb. Geschichtschreibung S. 115.

[68]) „Nekrolog" auf Tagino.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0076

hierauf zum Anfang von VII, 5 (VI, 43) über, dessen andere Teile er bereits ihrem sachlichen Zusammenhang gemäß in seine vorhergehende Darstellung eingereiht hat. Bei der Schilderung Walthards ist es ähnlich, nur ist hier die allgemeine Charakterschilderung in die Form eines Epitaphs gebracht, die M übernimmt und deshalb ebenfalls erst nach der Erzählung von dem Tode des Erzbischofs vorbringen kann. Sonst aber erzählt er alle Nachrichten über sein Leben ganz chronologisch vorher. Nur den Satz über die von Walthard zusammengebrachten Bücher und priesterlichen Gewänder setzt er auch an den Schluß, vielleicht weil über deren Verbleib nach seinem Tode etwas ausgesagt wird. Im allgemeinen jedenfalls scheinen die Änderungen in der Ordnung des Stoffes nicht willkürlich gemacht zu sein.

3.

Vergleicht man der Reihe nach die übrigen Stellen, an denen sich die Darstellung Thietmars mit der der Magdeburger berührt, so stößt man zunächst auf den Bericht über die Anfänge Magdeburgs[69]), bei dem eine gewisse Übereinstimmung zwischen Th und M unverkennbar ist. Die Magdeburger Chronik, die wahrscheinlich[70]) mit Otto dem Großen und der Stiftung des Moritzklosters *instinctu pie petitionis et amore* der Königin Edith einleitend einsetzte, erinnert mit diesem Ausdruck an die Worte Thietmars: *cuius instinctu* .... (Th II, 3 [2]); ebenso stimmt die Wendung *ob eterne remunerationis desiderium* (G. 377) mit Thietmars Worten *ob eterne remunerationis gratiam* (Th II, 3 [2] überein u. a. m. Immerhin sind die Übereinstimmungen nicht bedeutend. Dieser Umstand könnte für die Abhängigkeit Thietmars von der hypothetischen Chronik X sprechen. Andererseits aber bestehen hiergegen auf Grund des Inhalts erhebliche Bedenken. Der Irrtum hinsichtlich der Art der Verwandtschaft der Edith mit Ethmund, der Th und M mit Widukind gemeinsam ist, legt die Vermutung nahe, daß Th ihn aus Widukind, M aus Th hat, weil die Benutzung Widukinds bei Th feststeht. Auch die Nachrichten über den Tod und die Bestattung der Königin sowie über ihren Sohn Liudolf finden sich in Widukind. Ferner schreibt Th Otto

[69]) Th II, 1 und II, 3, 4 (2), G 376 und 377, AM 143.

[70]) Die G in der überlieferten Form haben vorher noch die Einleitung *Ne actus veterum* ... An sich wäre es wohl möglich, daß schon die ursprüngliche Chronik M beide Einleitungen aufwies, zumal der Stil durchaus paßt und auch eine Übereinstimmung im Gedankengang nachweisbar ist. Aber schon Günther Diss. S. 51 hat auf die inhaltlichen Gründe aufmerksam gemacht, die das nicht wahrscheinlich machen, und man wird am besten bei der Annahme der späteren Anfügung dieser Vorrede (1142) bleiben.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0077

dem Großen nicht nur die Gründung des Moritzklosters[71]), sondern sogar die der Stadt Magdeburg selbst zu[72]), was übrigens schon bei Widukind und in verschiedenen Urkunden, nicht aber in M geschehen ist. In M heißt es lediglich: *Otto ... novum civitatis posuit fundamentum*[73]). Es liegt nahe, hierin einen Versuch des Verfassers von M zu sehen, seiner Vorlage Th einen richtigen Sinn unterzuschieben. Freilich könnte dies alles sehr wohl — wie es Kurze will — auf den Benutzer Thietmars zurückzuführen sein, während X hier einen anderen Text bot. Doch bliebe dann wieder für X nicht viel übrig, wenn auch bei der formalen Verschiedenheit zwischen Th und M nicht ganz sicher ist, was im einzelnen noch X zugeschrieben werden kann[74]). Demnach wäre hier vielleicht die Möglichkeit von X nicht völlig abzuleugnen, wohl aber eine Notwendigkeit.

Ferner weist Th II, 10/11 (4/5) Berührungspunkte mit M auf[75]). In M wird hier von dem Sieg über die Ungarn berichtet, freilich mit ganz anderen Worten als bei Th, doch wird dann das Gelöbnis Ottos,

[71]) Th II, 11 (5): ... *statuit rex abbaciam in Magadaburgiensi civitate* ...

[72]) Th II, 3 (2): ... *Magadaburgiensem aedificare cepit civitatem* ... und weiter unten: *Nam urbem hanc ... construxit.*

[73]) G 377, 29/30 und AM 143, 34/35. Die Nachricht von der „Gründung" Magdeburgs durch Otto d. Gr. steht bei Widukind III, 76, ferner in J.-L. 3728, 3823 und dem Synodalbericht von Ravenna (Uhlirz, Erzbistum Magdeburg S. 135). Vgl. hierüber Hagedorn in Magd. Geschbl. 16 (1881) S. 388, P. Kehr a. a. O. S. 55, W. Möllenberg in Magd. Geschbl. 55 (1920) S. 25 f. und Brackmann H Z. 134 (1926) S. 250. Kehr irrt sich, wenn er Anm. 1 sagt, daß die G in denselben Fehler verfielen. Als wahrscheinlich kann es deshalb nicht bezeichnet werden, daß Th eine Magdeburger Chronik vorgelegen habe, die die sagenhafte Gründungsgeschichte der Stadt Magdeburg wie M bot. Auf die Frage, inwiefern man doch berechtigt sein könnte, von einer „Gründung" oder „Neugründung" Magdeburgs durch Otto d. Gr. zu reden, kann hier nicht näher eingegangen werden.

[74]) Ganz sicher sind die Nachrichten, die Th nachweislich oder wahrscheinlich aus Widukind hat, keinesfalls X zuzuschreiben, ebenso diejenigen, bei denen die formale Abhängigkeit des Verfassers von M von Th diese Möglichkeit ausschließt. Es blieben somit allenfalls für X noch übrig die Nachrichten von der Translation der Reliquien und den Wunderzeichen am Grabe der Königin Edith. Die sagenhafte Gründungsgeschichte Magdeburgs kann wohl nicht in X gestanden haben, doch könnte die Nachricht von der Gründung der Abtei auf X zurückgehen. Die Bemerkung in M über Liudolf könnte auf X fußen, aber auch aus Th II, 3 (2) u. ff. ganz kurz zusammengezogen sein, was der Grund für das Fehlen jeglicher Anklänge wäre.

[75]) G 379. Die Stelle fehlt in AM. Außerdem bringt M die bei Th II, 3 (2) mitgeteilte Nachricht von dem Tode der Edith in diesem Zusammenhang. Deutlich sind Anklänge wie *iuxta quam ... post obitum ... pausare desideravit* bzw. *optavit* (Th II, 11 (5) und G 379, 25). Dabei ist das *in loco, ubi sancta requiescit Aedith* des Th in *super ossa beate Edith regine* geändert u. a. m.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0078

in Merseburg einen Bischofssitz zu errichten in demselben Zusammenhang wie bei Th erzählt. Merkwürdig ist auch die bei aller formalen Verschiedenheit[76]) vorhandene Übereinstimmung bei der Fortführung der Erzählung über die Erfüllung des Gelöbnisses. Schon Lindecke[77]) hat hier auf einen Widerspruch aufmerksam gemacht und diesen bei Th aus der Verschiedenartigkeit der diesem vorliegenden Quellen erklärt. Offenbar meint er damit die Tatsache, daß Th in II, 10 (4) das Gelöbnis bezüglich Merseburgs berichtet, während er in c. 11 (5) sagt, daß Otto der Große in Erfüllung seines Gelöbnisses eine Abtei in Magdeburg erbaut und versucht habe, dort ein Bistum zu errichten, was vorläufig noch an dem Widerstand Bischof Bernhards von Halberstadt gescheitert sei. Das Gelöbnis Ottos bezüglich Merseburgs wird durch eine Urkunde Papst Johanns XII. vom 12. Februar 962 (J.—L. 3690) bestätigt, doch ist darin nur von einem *monasterium* die Rede, das nun der Papst zum Bischofssitz erheben wollte. Danach betraf also das Gelöbnis nur ein Kloster, nicht ein Bistum[78]). Handelt es sich hier um eine willkürliche Übertragung des Merseburger Gelöbnisses auf Magdeburg durch die Geschichtschreiber? Oder gab es noch eine Tradition von einem ähnlichen Gelöbnis mit Bezug auf Magdeburg, die nun mit der anderen vermengt wurde? Die Verwendung der obengenannten Papsturkunde in dem Thietmarischen Sinne deutet auf ein starkes Interesse an Merseburg oder auf Mißverständnis hin. Ersteres würde auf Thietmar zurückgeführt werden können. Letzteres ist weniger wahrscheinlich, aber durchaus möglich und könnte dem Magdeburger ebenso-

[76]) Die Übereinstimmungen sind im allgemeinen nicht sehr groß, so daß bei Annahme der Interpolation der deutlich von Th entlehnten Stellen doch für X noch genug übrig bleiben würde. So sind in den beiderseitigen Darstellungen der Ungarnschlacht gar keine Anklänge vorhanden. Freilich ist M bedeutend kürzer. Simson (NA. XIX, 363 f.) nimmt als Quelle für M Nienburger Aufzeichnungen an, was aber wenig für sich hat, da die Verwendung solcher Annalen auch sonst in M nicht zu erkennen ist. Kurze a. a. O. S. 416 Anm. 3 weist hier in M Benutzung von Bruns Adalbertsvita c. 10 nach und macht im übrigen Abhängigkeit von der Fortsetzung der Chronik Reginos von Prüm wahrscheinlich. Dies dürfte am besten möglich sein; jedenfalls zeigt sich hier die freiere Behandlung der Vorlage bei Heranziehung mehrerer Quellen. Doch hat Th seinerseits sicher nicht diesen Bericht in M ausgeschrieben; denn was er mehr bringt, kann man nicht mehr als „Zusätze" bezeichnen. Das Gelöbnis wird dann mit ganz anderen Worten berichtet. Erst in den hierauf folgenden Sätzen werden wieder wörtliche Anlehnungen deutlich.

[77]) Lindecke, Die Stellung des Bistums Halberstadt zu der Gründung des Erzbistums Magdeburg. Halberstadt, Progr. 1879, S. 20 Anm 2.

[78]) Darauf macht schon Kurze a. a. O. S. 416 Anm. 5 aufmerksam. Im übrigen verliert das in dieser Anmerkung gesagte mit der Hinfälligkeit der Behauptung von Taginos Autorschaft an Wahrscheinlichkeit.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0079

gut passiert sein wie Thietmar. Am nächsten liegt allerdings die Annahme, daß dies „Mißverständnis" Thietmar passiert ist und von dort aus in die Magdeburger Geschichtschreibung übergegangen ist. Aber selbst angenommen, daß der Widerspruch bei Th auf zwei verschiedene Quellen zurückzuführen sei, so ist damit noch nicht gesagt, daß die Magdeburger Quelle X gewesen sein muß. Es kann sich ebensogut um eine mündliche Tradition handeln. Vergessen darf man freilich nicht, daß Th und M insofern auseinandergehen, als Th in diesem Zusammenhang die Gründung der Abtei, M nur den Bau der Kirche bringt, weil die Gründung der Abtei den Tatsachen entsprechend schon früher erzählt war[79]). Daraus könnte man vielleicht auf flüchtige Benutzung von X in Th schließen, obwohl eine derartige Flüchtigkeit nicht gerade sehr wahrscheinlich ist[80]). Mindestens ebensogut möglich wäre die Benutzung von Th in M, der auf Grund von eigenen Quellen, nämlich Urkunden, die Darstellung Thietmars berichtigt und in die richtige Zeitfolge bringt. Gerade dies letztere ist dem Verfasser von M mit seiner strafferen Gliederung sehr wohl zuzutrauen. Daraus würde sich dann auch die freiere Behandlung des Thietmarischen Textes an dieser Stelle in M erklären lassen.

In Verbindung damit steht der Bericht über die Reliquienübertragung nach Magdeburg, den Th in II, 17 (11) bringt. Um Mißverständnisse zu vermeiden, seien an dieser Stelle alle Mitteilungen über Reliquienübertragungen Ottos d. Gr. nach Magdeburg zusammengestellt. Es sind nämlich in G wie in AM drei verschiedene Translationsberichte zu unterscheiden. Der erste betrifft die Übertragung der Gebeine des heiligen Innozenz, die schon erwähnt wurde[81]). Der zweite berichtet die Translation der Mauritius-Reliquien[82]) und erzählt von verschiedenen nicht näher bezeichneten Reliquien, die in den Kapitelen von Säulen der Magdeburger Kirche eingemauert wurden[83]). Dieser zuletzt genannte Bericht, der dann weiter von der Bestattung des Markgrafen Christian bei der Magdeburger Kirche berichtet, behandelt also eigentlich zwei verschiedene Episoden. Der dritte schließlich berichtet über die von Otto d. Gr. durch seinen Kaplan Dodo aus Italien nach Magdeburg

[79]) Nämlich G 377 und AM 143. Vgl. Kurze a. a. O. S. 413.

[80]) Ganz ähnlich wie hier war ja auch die verkehrte Darstellung Thietmars über die Anfänge Magdeburgs (s. S. 66) nicht so ohne weiteres mit der Benutzung von X in Th zu erklären. Scheinbar hängt doch dies alles zusammen, und es ist wirklich nicht gut möglich, daß Th einen inhaltlich mit M übereinstimmenden Bericht gekannt haben sollte.

[81]) Vgl. oben S. 66 Anm. 74.

[82]) Th II, 17 (11), G 377; AM 143 und 147.

[83]) Th II, 17 (11) und G 379.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0080

gesandten Reliquien[84]). Der hier an zweiter Stelle genannte Bericht ist derjenige, der im Zusammenhang mit den eben behandelten Stellen steht. Er folgt in G direkt auf die Erzählung von dem Bau der Kirche, wohin er ja auch sehr gut paßt, doch nur soweit er von den in den Säulenkapitelen eingeschlossenen Reliquien und dem Grab des Markgrafen Christian berichtet. Die Übertragung der Reliquien des hl. Moritz bringt G dagegen schon früher direkt im Anschluß an den Translationsbericht des hl. Innozenz in einer ziemlich kurzen Form. Thietmar ist etwas ausführlicher; er erwähnt nämlich, daß die Reliquien in Regensburg in Empfang genommen und von dort in feierlichem Zuge nach Magdeburg gebracht sind. Noch ausführlicher aber berichten die AM über diese Vorgänge zum Jahre 961 in demselben Wortlaut wie der Annalista Saxo[85]) und bringen außerdem an derselben Stelle wie G jene kurze Erwähnung der Translation. Offenbar haben den Magdeburger Annalen zwei Quellen über diese Translation vorgelegen. Daraus geht hervor, daß jener ausführliche Bericht aus den Annales Nienburgenses stammen muß[86]). Kurze nahm jedoch diese Stelle für die alte Chronik X in Anspruch und behauptete deswegen die Benutzung derselben in den Nienburger Annalen[87]). Schon Simson[88]) hatte dagegen geltend gemacht, daß das Interesse des Verfassers von M keineswegs an dem ausführlicheren Bericht über den Empfang der Reliquien hätte vorübergehen können. Die kurze Notiz bei Th, daß die Reliquien über Regensburg nach Magdeburg gebracht seien, konnte er wohl übergehen, nicht aber eine ausführliche Schilderung des Regensburger Tages. Deshalb ist auch hierin kein Beweis für die Chronik X zu erblicken, wenn man auch die Möglichkeit derselben an diesem Punkte insofern zugeben muß, als Th und M gerade hier sich im Wortlaut gar nicht berühren. Immerhin hat Th mehr als M. Dies legt die Vermutung nahe, daß er aus anderer als einer M nahestehenden Quelle darüber gehört habe. Die genaue Angabe der Jahreszahl[89]) läßt auf eine urkundliche Notitia schließen, die auch wahrscheinlich den Nienburger An-

[84]) Th II, 16 (10); G 384; AM 152 und 153.

[85]) Annalista Saxo (= AS) in MG. SS. VI, 615.

[86]) Ganz analog ist auch der oben Anm. 84 erwähnte Bericht in AM 152 ad a. 972 aus den Annales Nienburgenses (= AN), wie AS 624 zeigt, während AM 153 dieselbe Nachricht aus M wiederholt.

[87]) Kurze a. a. O. S. 417 f. und 400 f. Kurze kommt auf diesem Wege zu einem äußerst komplizierten Verhältnis der einzelnen Chroniken untereinander.

[88]) Vgl. Simson a. a. O. NA. XIX, 347/48.

[89]) Neuerdings hat E. Rundnagel a. a. O. 86 f. diese Stelle zum Beweise von X herangezogen und dabei sich besonders darauf gestützt, daß Th und AN beide eine „falsche" Jahreszahl angeben, die also in der Vorlage gestanden haben müsse. Es sei aber unmöglich, daß die „gleichzeitige urkundliche Notitia" die „falsche Jahres-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0081

nalen vorgelegen hat. Aber es bleibt natürlich möglich, daß X die Notitia benutzt hat und Th seinerseits X, wobei man annehmen müßte, daß X sachlich ebensoviel enthalten habe wie Th, der Wortlaut jedoch dem Text von M näher gestanden habe.

Ebensowenig bietet der dritte Translationsbericht einen Beweis für die Existenz von X. Th könnte die Nachricht über diese Übertragung von dem Kleriker Poppo oder auf anderem Wege[90]) erhalten haben. Aus diesem Grunde kann man hier Thietmars Bericht für die Quelle von M halten, der — um zu kürzen — die Form desselben völlig änderte und ihn an die Stelle nach der Erzählung von der Rückkehr Ottos des Großen nach Sachsen im Jahre 972 stellte, wo gerade von anderen Schenkungen an Magdeburg die Rede war. Die Möglichkeit von X bleibt insoweit bestehen, aber auch hier ist ihre Notwendigkeit nicht erwiesen.

Betrachtet man ferner die Berichte über die Gründung des Erzbistums Magdeburg[91]), so bemerkt man anfangs zwar eine gewisse Ähnlichkeit zwischen den beiden Berichten[92]), doch weichen dann sofort beide weit genug voneinander ab. Der Inhalt von Th II, 21 (14) wird in M übergangen, das seinerseits über diese Dinge eine andere Quelle hat, nämlich den Synodalbericht von Ravenna[93]). Darauf folgt wieder eine Übereinstimmung zwischen Th II, 22 (14) und G 380 bzw. AM 150 bei der Darstellung der Berufung des neuen Erzbischofs[94]). Hier ist in M der Bericht über die Verlegung der Magdeburger Abtei eingeschaltet, über die Th nichts bringt. Dann folgt wieder eine deutliche Ähnlichkeit bei der Schilderung Adalberts, des Hüters des neuen Erz-

zahl 961 statt 960" gehabt habe. Demgegenüber ist zu bemerken, daß die Jahreszahl 961 in einer das neue Jahr mit Weihnachten beginnenden urkundlichen Notitia gar nicht als „falsch" bezeichnet werden kann. Vgl. zu Rundnagels weiterer Argumentierung Magd. Geschichtschreibung S. 167.

[90]) Vielleicht aus einer Notitia. Jedoch ist die in zwei Auszügen überlieferte Denotatio Reliquiarum, wie Ina Friedländer in Sachsen und Anhalt VIII, 130 ff. gezeigt hat, erst im 12. Jahrhundert auf Grund von Th verfaßt worden.

[91]) G c. 6—9 S. 379—382; AM 149—151 und Th II, 20—22 (14).

[92]) So heißt es einleitend auch in G: *ipse voti non inmemor;* ähnlich ist auch: *Namque civitatem ipsam ad honorem et defensionem dilate sue Saxonie metropolim archiepiscopium facere* ... (G 379) mit Th II, 16 (10). In AM steht die entsprechende Stelle S. 143.

[93]) Uhlirz, Erzbistum Magdeburg S. 133 f. Über die Unterschiede zwischen AM und G s. Magd. Geschichtschreibung S. 130.

[94]) Besonders kennzeichnend ist das schon von Schum SS. XIV, 380 Anm. 4 hervorgehobene Mißverständnis. Im übrigen entsprechen die Änderungen gegenüber Th den oben gefundenen Kriterien: Reimprosa, Änderung einzelner Ausdrücke, Anfügung einer anderen Quelle (Abtskatalog).

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0082

bistums[95]), um darauf vollständig wieder auseinanderzugehen, da M nun eine Kompilation aus den verschiedensten Urkunden gibt, während Thietmars Darstellung jegliche Klarheit und Eindeutigkeit vermissen läßt[96]). Bereits Kehr[97]) hat aus diesem Sachverhalt mit voller Bestimmtheit die Folgerung gezogen, daß Thietmar die Substanz des Magdeburger Berichtes unbekannt gewesen sein müßte und die gelegentlichen Anklänge anders zu erklären seien. Kurze[98]) versuchte auch hier, die offensichtlichen Abhängigkeiten von Th dem Überarbeiter zuzuschieben. Zunächst erscheint das möglich; denn Th hatte wohl Grund, etwa die Namen der beiden ersten Magdeburger Äbte einzuschieben, als von dem „dritten" die Rede war, während dies in der Magdeburger Chronik nicht nötig war. Auch die Erklärung, die Kurze für die falsche Jahresangabe bei Thietmar, nämlich 970, zu geben weiß, scheint für seine Annahme zu sprechen. Doch stand in M, wie Kurze selbst zeigt, am Schluß des Synodalberichts die richtige Jahreszahl, so daß diese Erklärung hinfällig wird. Es ist demnach auch nicht anzunehmen, daß der Verfasser von M der Überzeugung war, daß erst nach dem Tode des Bischofs Bernhard von Halberstadt die Synode von Ravenna stattfand. Er hat sich wohl nur ungeschickt ausgedrückt. Dabei fällt ein weiterer Unterschied zwischen Th und M auf: Th erzählt gar nichts von der Synode in Ravenna 967, sondern berichtet an dieser Stelle den Tatsachen gemäß, daß Otto nach Bischof Bernhards Tode seinen Kandidaten Hildeward nach Rom kommen ließ und ihn unter den bekannten Bedingungen investierte. Die Ungeschicklichkeit in M erklärt sich also sehr leicht daraus, daß er zunächst seiner Vorlage Th folgte, nun aber eine andere Quelle, den Synodalbericht, einschob, und daß infolgedessen die Chronologie etwas durcheinander geriet. Die Anklänge an Th sind eben damit zu erklären, daß M auch Th als Quelle benutzt hat. So wird man sagen dürfen, daß hier ziemlich sicher M aus Th geschöpft hat; das umgekehrte Verhältnis wäre nicht zu verstehen.

Eine weitere Übereinstimmung liegt bei der Schilderung der Anwesenheit Ottos II. in Magdeburg 979 vor[99]). Thietmar berichtet ausführlicher als M von der Verleihung des Privilegs der freien Wahl des Erzbischofs. Überhaupt sind wörtliche Anklänge kaum vorhanden[100]).

[95]) G: *per omnia dignum et probatum*, Th: *per omnia probatum*; ferner: *promovit*.

[96]) Kehr a. a. O. S. 61—63, der die einzelnen Urkunden nachweist.

[97]) Kehr a. a. O. S. 26—29.

[98]) Kurze a. a. O. S. 421 Anm. 2.

[99]) G 385, AM 154 und Th III, 1.

[100]) Immerhin ist die feierliche Verdammung aller gegen das Privileg verstoßenden in M lediglich zusammengezogen, Ausdrücke wie *recitatum, ex auro et gemmis imaginem* u. a. lassen das Abhängigkeitsverhältnis durchschimmern, und

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0083

M seinerseits verquickt nämlich Th III, 1 mit Nachrichten aus der Adalbertsvita Bruns von Querfurt[101]). Kurze selbst gibt in seiner Thietmar-Ausgabe[102]) nicht wie sonst die Chronik Taginos als Quelle an. Tatsächlich scheint Th, wenn er von dem Codex mit den Bildern Ottos und der Theophanu[103]) sagt: *qui hodie ibidem est,* aus eigener Kenntnis zu berichten. Trotzdem läge an sich kein Grund für Kurze vor, diese Stelle anders zu behandeln als die anderen. M hat dann offenbar außerdem noch einige Urkunden benutzt für die Schenkungen, die Otto II. damals dem Erzstift gemacht hat[104]). Nach alledem ist zum mindesten in der vorliegenden Form M von Th abhängig. Nachträgliche Überarbeitung erscheint wegen der Verquickung der einzelnen Vorlagen in M höchst unwahrscheinlich. Von X ist auch formal keine Spur zu erkennen. Diese Stelle zeigt also wieder[105]), wie M bei Benutzung mehrerer Quellen diese viel freier behandelt, trotzdem er auch hier gerade an seinen Änderungen kenntlich ist.

Dann wäre die Darstellung des Todes des Erzbischofs Adalbert, der Vorgänge bei der Wahl seines Nachfolgers Gisiler und der Aufhebung des Bistums Merseburg zu vergleichen[106]). Bei dem Bericht über den Tod Adalberts fällt sofort die ganz parallele Art der Schilderung des Todes der Erzbischöfe Tagino, Walthard und Gero auf. Auch bei Adalbert ist in Th III, 11 (8) ein Absatz über seinen frommen Eifer wie ein Nachruf eingefügt, der in M ebenfalls weiter oben[107]) in das Leben Adalberts eingefügt ist. Wenn Kurze diese Partien für interpoliert erklärt, so bleibt für die alte Chronik kaum etwas übrig[108]). Daß M zwei sachlich dasselbe bringende Berichte, nämlich Th und X, vor sich gehabt und dann nur Th gefolgt sein soll, ist nicht einzusehen. Alle Änderungen, die M gegenüber Th vorgenommen hat, entsprechen seiner sonstigen Arbeitsweise[109]) und lassen keinen Schluß auf eine

Änderungen wie *missa* in *missarum sollempnia, precepto* in *privilegium* u. a. können nach dem oben ausgeführten dies nur bestätigen.

[101]) c. 10. MG. SS. IV, 598/99.

[102]) S. 48.

[103]) Über diesen heute verlorenen Codex vgl. Schramm, Die deutschen Könige und Kaiser in Bildern ihrer Zeit I (Leipzig 1928), 192 Nr. 7.

[104]) DO. II, 82 und 29.

[105]) S. oben S. 59 Anm. 40.

[106]) G 385—387; AM 155 f. und Th III, 11—16 (8—9).

[107]) G 382.

[108]) Kurze a. a. O. S. 340 f.

[109]) So ändert M das *quia cum Caesare fuit* bei Th in Anlehnung an dessen voraufgehendes *imperatore ... commorante* in: *qui ... morabatur,* das *tamen adibat* bei Th in: *nec tamen ob hoc iter ceptum ommittens,* während das *fideliter migravit ad Christum* der Bedeutung der Stelle entsprechend in Verse gebracht wird, u. ä.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0084

verlorene Chronik zu. In c. 12 (8) erzählt dann Th von der Wahl Ochtriks sowie von den ihr entgegenstehenden Prophezeiungen des verstorbenen Erzbischofs über seine Nachfolge. Für die letzteren ist Th ganz bestimmt die Quelle von M gewesen; denn Walthard selbst hat sie ihm berichtet[110]). Für das andere aber kann wegen der engen Berührung des Wortlauts kaum ein anderes Abhängigkeitsverhältnis anzunehmen sein[111]). Kurze nimmt auch nur den Bericht über die Wahl für die alte Chronik in Anspruch, der allerdings einige Unterschiede von Th aufweist, die aber durchaus dem Charakter von M entsprechen[112]). Im folgenden aber wird Th bedeutend ausführlicher als M, so daß ihm hier unter Voraussetzung von X außerdem noch andere Quellen zur Verfügung gestanden haben müßten. Zunächst freilich fangen beide ziemlich gleichlautend an, aber schon in der nächsten Zeile nennt Th *Ekkihardum*, während M nur von *nuncios idoneos* redet[113]). Dann zeigen wieder einige Ausdrücke die zweifelsfreie Verwandtschaft[114]). M ist auch hier lediglich bestrebt, sich kürzer zu fassen als seine Vorlage; die Gruppierung des Stoffes ist verändert, außerdem fügt M eine Antwort Ottos II. auf die Bitte Gisilers ein, die bei Th fehlt, doch offensichtlich aus dem folgenden ergänzt ist; denn sie besteht in einem Hinweis auf das Konzil, das dann die Aufhebung des Bistums Merseburg besiegelte. Dasselbe zeigt Th. III, 15 (8), dessen Inhalt M nicht weniger kurz widergibt, um schließlich die von Th. III, 13 (8) geschilderten Bestechungen in ziemlich genauer Anlehnung an Th zu erzählen. Dann folgt die Darstellung des Konzils in M mit einigen kurzen Worten. Den Schlußsatz schließlich[115]) hat M offenbar

---

[110]) Th III, 12 (8).

[111]) So sagen beide: *dum adhuc viveret; Cum enim (episcopus et) [idem] Ohtricus (numquam) [episcopi] moribus convenire(n)t* usw. (Th) [M].

[112]) So z. B. *post huius itaque discessum ecclesie filii pastore destituti* statt *clerus et populus tanti patris funere turbatus,* ferner *omnes pari consilio et voluntate* statt *communiter, tunc vero in aula regis degentem* statt *tunc imperatori fideliter servientem* u. a. m.

[113]) G 386, 35; AM 156, 4.

[114]) So *ubi cesar tunc commorabatur* (Th) und *ubi imperator tunc morabatur* (M) usw.

[115]) G 387: *Sed sicut bona bonis in exemplum, sic et mala ad cautelam non incassum scribimus, ut dumtaxat pro privata gratia vel odio veritatem non excedamus,* in AM 156 geändert und mißverstanden: *Unde plura scribere supersedimus, quia ... offensam incurrere veram prosequentes metuimus, falsa vero adulationis causa dicere ut nefas refugimus.* Vgl. Günther Diss. S. 13 und Simson NA. XIX, 350/51. Dagegen Kurze a. a. O. S. 401 und neuerdings wieder Rundnagel a. a. O. 85. Was man dem Magdeburger Annalisten an Lateinkenntnissen zutrauen will, ist eine schwierige Frage. Jedenfalls hat er an einigen Stellen offensichtlich sehr flüchtig

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0085

in Anlehnung an Thietmars Worte gebildet *Lector crede mihi, quod piget atque pudet me his longe inferiorem hoc verbis exponere, quod hii ob praesentem ac futurum pudorem noluerunt ommittere* (Th III, 14 [8]). Dann kommt in Th III, 16 (9) die Darstellung des Amtsantrittes Giselers und der Aufteilung der Merseburger Diözese, der M im wesentlichen folgt[116]). Thietmar hatte diese Tatsachen sicher aus der Merseburger Tradition gekannt. Es ist deshalb in hohem Grade unwahrscheinlich, daß Thietmar hier X gefolgt sein soll, und M neben Thietmar noch X vor sich gehabt habe.

Dann ist die Darstellung des Slavenaufstandes von 982 zu betrachten[117]), deren Zusammenhang in Th, G und AM offenkundig ist[118]). Deshalb hatte Giesebrecht seiner Zeit gerade diese Stelle zur

---

gearbeitet. M. E. jedoch kann eine solche Stelle keinen Beweis für die Existenz einer Chronik bringen, die sonst nicht wahrscheinlich gemacht werden kann. Die Interpretation dieser Stelle hat sich nach dem Ergebnis der Untersuchung der Existenz von X zu richten, nicht umgekehrt.

[116]) Die AM 156 haben hier einen kürzeren Text, den Kurze a. a. O. S. 434 deshalb für den ursprünglicheren erklärt. Aber selbst der kürzere Text ist deutlich von Th abhängig und weist Reimprosa auf. Wahrscheinlich aber ist der längere der von M, weil die AM im allgemeinen ihre Vorlage kürzen.

[117]) Th II, 17—18 (10—11); G 388; AM 156; vgl. dazu AS 630.

[118]) Die Form und der Wortlaut zeigt deutlich Anklänge an Th, und zwar zeigen die AM stellenweise eine nähere Verwandtschaft mit Th als die G, wie deutlich aus einem Vergleich hervorgeht: Th: *Transactis autem trium spaciis dierum,* AM: *Trium autem transactis spaciis dierum,* G: *Tertio vero die;* Th und AM: *cum iam prima sonaretur,* G: *cum iam prima pulsaretur.* Schon hieraus sieht man deutlich, daß der Text von M in den G erhalten ist; denn die Änderung von *sonaretur* in *pulsaretur* entspricht durchaus den Gepflogenheiten von M. Auch daß *clerus ibidem capitur* (Th und ganz ähnlich AM) in *clerum nil tale suspicantem capiunt* abgeändert ist, weist auf M. Auch die Umgruppierung der Nachrichten in G bei der Schilderung der Einnahme und Plünderung von Brandenburg zeigt deutlich, daß G den Text von M hat. Daneben zeigt der Eingang zu der ganzen Darstellung in G, daß auch die Adalbertsvita von Brun von Querfurt nicht unbeachtet geblieben ist; denn der Satz *gentes ... a suavi iugo Christi se excutiunt ...* kann die Verwandtschaft mit *pagani iugum christianitatis deponunt ...* (Vita Adalberti c. 10. MG. SS. IV, 598) nicht verleugnen. Auch dies weist auf M. Der Vergleich läßt sich durch den ganzen Abschnitt durchführen. Die AM sind trotz ihrer größeren wörtlichen Übereinstimmung mit Th erheblich kürzer als G, d. h. M seinerseits ist nicht wesentlich, aber doch etwas kürzer als Th. Es ist deshalb auf Grund der formalen Verschiedenheiten zwischen M und AM unmöglich anzunehmen, daß die AM hier auf M zurückgehen. Doch braucht man deshalb noch nicht direkte Benutzung von Th in den AM anzunehmen, da der AS sich wörtlich an Th anlehnt, also möglicherweise die Annales Nienburgenses die Quelle für beide gewesen sein können. Im übrigen zeigt die Berufung Thietmars auf einen Augenzeugen für das bei der Eroberung Hamburgs geschehene Wunder, daß Th mindestens hierfür Quelle

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0086

Stützung seiner Hypothese von einer älteren Chronik herangezogen[119]); denn die beiden Magdeburger Chroniken weichen untereinander und von Thietmar in einigen Punkten ab. Der Gedankengang, der zu der Schilderung dieser Ereignisse hinüberleitet, ist überall der gleiche und stimmt mit Bruns Adalbertsvita überein: Der Aufstand der Slaven erscheint als Strafe für die Aufhebung des Bistums Merseburg. Nun aber berichtet Th: 1. die Eroberung Havelbergs, 2. die Brandenburgs durch die Slaven, 3. die Einnahme von Zeitz durch die Böhmen, 4. die Zerstörung des Laurentiusklosters in Calbe, 5. die Eroberung Hamburgs durch den Abodritenfürsten Mistui und ein hierbei sich ereignendes Wunder, das Th von dem Kaplan Avico erfahren hat, um dann in einer nachträglich hinzugefügten Randnotiz zu berichten, daß Mistui vom heiligen Laurentius für seine Schandtaten mit Wahnsinn gestraft worden sei[120]). In den G ist die Reihenfolge insofern geändert, als die Eroberung Hamburgs vor die Zerstörung des Laurentiusklosters gesetzt ist, so daß für diese ebenfalls Mistui verantwortlich gemacht wird, der eben hierfür vom heiligen Laurentius mit Wahnsinnn geschlagen wird. In AM ist diese Umstellung zwar nicht vorgenommen, doch wird unter Beibehaltung der Thietmarischen Reihenfolge die Zerstörung des Laurentiusklosters ebenfalls Mistui zugeschrieben. Über den Wahnsinn Mistuis berichten die AM nichts. Zieht man den AS zum Vergleich heran, so sieht man, daß dieser sich fast wörtlich an Th anlehnt, aber an der fraglichen Stelle mit den AM übereinstimmt. Man wird deshalb annehmen dürfen, daß in den Nienburger Annalen ein entsprechender Text gestanden hat. Freilich steht ja sachlich auch nichts anderes bei Thietmar. Die Notiz über den Wahnsinn Mistuis besagt deutlich, daß auch nach Thietmars Meinung dieser der Zerstörer des Laurentiusklosters in Calbe gewesen ist[121]). Allerdings hat Thietmar diese Notiz erst nachträglich hinzugefügt, und sein ursprünglicher Text weiß nichts von der Zerstörung des Klosters durch den Abodritenfürsten. Sehr wahrschein-

war, noch dazu da in G eine Stelle erscheint, die man mit Günther Diss. S. 16, Kurze a. a. O. S. 437 und R. Holtzmann, Sachsen und Anhalt VI, 185 Anm. 21 gegen Schum SS. XIV, 389 Anm. 1 für eine irrtümliche Entstellung Thietmars halten muß: *Hec retulit Anaco clericus, qui ibidem captus fuerat.*

[119]) Vgl. Giesebrecht a. a. O. S. 159ff.

[120]) Kurze in seiner Thietmar-Ausgabe S. 59 und Faksimileausgabe fol. 43.

[121]) Nach den Untersuchungen von B. Schmeidler, Hamburg—Bremen und Nordost-Europa vom 9.—11. Jahrh. (Leipzig 1918) S. 331ff. darf angenommen werden, daß die von einer Hand des XII. Jahrhunderts geschriebene Notiz auf eine eigenhändige nachträgliche Bemerkung Thietmars selbst zurückgeht, die nur aus Schönheitsrücksichten getilgt und an den unteren Rand des Blattes gesetzt worden ist. Vgl. auch R. Holtzmann in: Sachsen und Anhalt VI, 183.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0087

lich also haben ihm zwei verschiedene Quellen für diese Ereignisse vorgelegen, und die Möglichkeit, daß eine von diesen, nämlich die, der er jene nachträgliche Notiz entnommen hat, eine ältere Magdeburger Chronik gewesen ist, läßt sich nicht leugnen. Ja, die Tatsache, daß G, AM und AS diese Dinge in dem richtigen Zusammenhang bringen, scheint darauf hinzuweisen, daß sie diese Chronik benutzt haben. Doch stimmt demgegenüber bedenklich, daß alle in der Form von Thietmar abhängig sind auch bezüglich der Nachricht von der Strafe des Mistui, soweit sie sie aufgenommen haben. Schließlich war es für die Benutzer Thietmars nicht schwer, den Sachverhalt zu erkennen, auch ohne daß es ihnen durch eine andere Chronik ausdrücklich gezeigt zu werden brauchte. Die Tatsache, daß die G die beiden fraglichen Nachrichten überhaupt umstellten, die AN jedoch lediglich den Namen Mistuis in dem Bericht über die Zerstörung von Calbe ergänzten, läßt es als sehr gut möglich erscheinen, daß beide auch hierin von Thietmar abhängen. Nun ist in AM aber noch eine andere Abweichung festzustellen. Den von den anderen Geschichtswerken als drittes erzählten Böhmeneinfall und die Einnahme von Zeitz stellen die AM an die erste Stelle. Tatsächlich fand dieser Einfall bereits 979 statt, und so entspricht diese Stellung durchaus den Tatsachen. Deshalb nahm Giesebrecht an, daß hier die ursprünglich richtige Vorlage zum Vorschein käme. Aber bereits Simson hat darauf aufmerksam gemacht, daß der Wortlaut von AM keine Handhabe für diese Interpretation biete[122]). Daß die Stellung dieser Nachricht in Th und G „den Zusammenhang völlig zerreißt“[123]), ist jedenfalls nicht ohne weiteres einzusehen[124]). Ein Grund für die Umstellung ist freilich nicht zu erkennen, doch kann er nicht im Sachlichen liegen. Wenn also auch diese Stelle in keiner Weise auf X hindeutet, so läßt doch jene bezüglich des Laurentiusklosters die Möglichkeit der Existenz von X noch zu. Keineswegs aber wird sie hierdurch erwiesen, und es ist gezeigt worden, daß auch ohne die Annahme von X das Quellenverhältnis verständlich ist. Es wird also die Entscheidung davon abhängen, ob auf anderem Wege die Existenz von X nachgewiesen werden kann. Auch die gleich hierauf folgende

---

[122]) Simson NA. XIX, 353.

[123]) Kurze MIÖG. Erg.-Bd. III, 435 Anm. 1.

[124]) Der Zusammenhang wird nur zerrissen, wenn man annimmt, daß der Verfasser sich über die Zugehörigkeit des Böhmeneinfalls zum Jahre 979 klar war und die Zerstörung Calbes denselben Slaven, die Havelberg und Brandenburg eroberten, zuschreiben wollte. Beides ist keineswegs sicher. Vgl. zu diesen Ereignissen Kurze a. a. O. S. 436 Anm. 2, ferner Uhlirz Jbb. Ottos II. I, 204 Anm. 51 und R. Holtzmann, Das Laurentius-Kloster zu Calbe in: Sachsen und Anhalt VI, 177 ff.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0088

Erzählung des Verteidigungszuges der Sachsen unter Teilnahme des Erzbischofs Gisiler bietet hierzu keinerlei Anlaß[125]). Der Text von G geht sicher auf Th zurück[126]). Die AM haben zwar einen kürzeren Text, den Kurze für den urspünglicheren erklärt hat[127]), doch wird man aus formalen Gründen den Text der G für übereinstimmend mit M halten[128]). Ob man dann den der AM für einen Auszug aus diesem erklärt[129]) oder mit Kurze für die Vorlage von M und Th, muß davon abhängig gemacht werden, ob sich X nachweisen läßt.

Im letzten Teile seines dritten Buches (cc. 20—25 bzw. 12—14) berichtet Th sodann von der Niederlage Ottos II. bei Cotrone, dem Reichstag in Verona und dem Tod des Kaisers, wobei Kurze wieder Benutzung der Magdeburger Chronik annimmt[130]). In der entsprechenden Stelle der G[131]) ist offenbar nicht der Text von M zu sehen. In den AM fehlt teilweise die Stelle, z. T. ist sie stark verändert[132]). Den ersten

[125]) Th III, 19 (11); G 389 und AM 156 f.

[126]) Gleich der Anfang: *Desolatis igitur* ... ist fast ganz wörtlich übernommen, und auch sonst sind deutliche Übereinstimmungen wahrnehmbar.

[127]) Kurze a. a. O. S. 437 Anm. 3.

[128]) Hierfür spricht zunächst der Reim. Ferner sind die Änderungen, von denen freilich im Anfang dieses Abschnittes verhältnismäßig wenig Gebrauch gemacht wird, typisch für den Verfasser von M. Dabei ist M gerade an dieser Stelle nicht kürzer als Th, was für die Bedeutung spricht, die der Magdeburger diesem Siege des Erzbischofs Gisiler zuschreibt. Die Person des Erzbischofs tritt in den Vordergrund; denn während Th von den einzelnen Sachsenfürsten schreibt: *conveniunt,* heißt es in M: ... *Giselharius archiepiscopus collecta armatorum grandi multitudine vocatoque* ... Neben der Anwendung der auch sonst von M bevorzugten Partizipialkonstruktionen ist eine kleine sachliche Veränderung hier deutlich erkennbar. Ferner setzt M statt *Non latuit hoc nostros: Audita ergo hac tempestate* und bezieht dies ebenfalls auf Gisiler. Ferner setzt er *Sequenti igitur luce, que tunc erat dies sabbati* statt: *qui ut dies sabbati primo illuxit,* dann *omnes audita missa* statt: *missam omnes audiunt,* und gleich darauf *perceptione dominici corporis et sanguinis muniti* statt: *corpus animamque coelesti sacramento muniunt.* In der Schilderung ist M etwas ausführlicher, doch bietet er inhaltlich nicht mehr als Th. Dafür sind die bei Th eingehender wiedergegebenen Lobpreisungen der Sieger ausgelassen, weshalb am Schluß dieses Berichtes beide Darstellungen auseinandergehen.

[129]) Der Text der AM hat keine Parallele und steht ganz für sich da. Deshalb ist die Kurzesche Deutung durchaus möglich. Dem steht nur entgegen, daß Th auch sachlich, nicht nur formal, diesen Text erweitert haben müßte. Anklänge an Th sind in den AM hier gar nicht vorhanden, an G nur solche wie *collectis viribus* (AM) und *collecta ... multitudine* (G), so daß sich aus ihnen nichts schließen läßt. Immerhin ist die Deutung als Auszug sehr wohl möglich, entweder aus M oder aus Th oder aus AN.

[130]) Kurze in seiner Thietmar-Ausgabe S. 60.

[131]) G 389.

[132]) AM 157.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0089

Satz in G[133]) wird man unter Fortlassung der eingeschobenen Nachricht über Niederlage und Flucht des Kaisers M zuschreiben dürfen. Bei der folgenden Darstellung der Erbteilung und des Todes des Kaisers kompilieren die AM. offenbar aus mehreren Quellen und sind ausführlicher als die G, die fast wörtlich Th III, 25 (14) folgen. Nur an einigen Stellen weichen die G von Th ab, und diese Abweichungen finden sich vollständiger sowohl in den AM wie bei dem Annalista Saxo[134]). Dabei zeigt sich deutlich ein Zusammenhang mit den Nienburger Annalen. Sonst stimmt der Text des AS mit dem der G genau überein, doch steht er an einigen geringfügigen Punkten Th etwas näher, während er an anderen ein wenig mehr von ihm abweicht. Die AM stimmen dabei bald mit G, bald mit AS, bald mit beiden überein, doch haben sie zum größten Teil einen eigenen Text. Man wird also eine gemeinsame Quelle für AS, AM und G annehmen müssen, die ihrerseits aus Th schöpfte und an ihm jene Veränderungen vornahm, die man an den Ableitungen erkennen kann. Diese Quelle müssen die AN sein. Man wird also den Text der G für eine Interpolation auf Grund von AN halten müssen, die bei der Redaktion um 1142 vorgenommen wurde. Die AM haben den Text der AN mit einem anderen Bericht kompiliert, der wahrscheinlich aus M stammt; denn in M mußte der Tod Ottos II. geschildert werden, wie der Zusammenhang der Erzählung verlangt, und dieser Bericht weist gegenüber Th Abänderungen im Ausdruck und in der Konstruktion auf, die der Arbeitsweise von M entsprechen[135]). Fraglich bleibt dabei nur, woher der genaue Bericht über das Bild, zu

---

[133]) Der Satz: *Nam anno Domini 982 ... veniens Veronam curiam celebravit indeque Roman reversus;* der Wortlaut der eingeschobenen Nachricht über Niederlage und Flucht Ottos II. stammt offenbar aus den AN, wie die Übereinstimmung mit den AM und den Jahrbüchern von S. Alban zeigt. Vielleicht hat in M über die Schlacht bei Cotrone selbst nichts gestanden; denn sonst wäre das Verhalten des Redaktors der G nicht zu verstehen.

[134]) AS 629 f.

[135]) Man hat also aus den AM die aus den AN stammenden Satzteile *matri imperatrici ac, pro commendatione debitae caritatis* und *qui vitam patriamque suam suo amore et obsequio posposuerant* zu streichen, um ungefähr den Text von M zu erhalten. Vielleicht rührt auch das jedesmalige Hinzusetzen eines Verbums bei dem Bericht über die Erbteilung erst von den AM her, um das durch die Zusätze aus den AN unübersichtlich gewordene Satzgefüge klarer zu gestalten. M hat hier seine Vorlage wieder in Reimprosa gebracht; ausgelassen ist in M: *relicta matre sua venerabili in Papia civitate;* dann hat M geändert: *graviter infirmatus* in: *vi febrium arreptus,* ferner *ut extrema persensit adesse* in: *cum se proximum excessui conspiceret,* und *partes divisit in quatuor* in: *in quadrum dispertiens* usw. Daß M die Anwesenheit der Theophanu erwähnt, ist wohl belanglos.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0090

dessen Füßen Otto II. bestattet wurde, in den AM stammt. Vielleicht darf man ihn den AN zuschreiben. Aber selbst wenn er aus M in die AM übergegangen ist, so braucht man deswegen noch keine vorthietmarische Magdeburger Chronik anzunehmen. Thietmars Quelle für diese Dinge ist allerdings unbekannt[136]), aber da der kurze Satz in G über die Schlacht und die Flucht des Kaisers aus den AN stammt, die ihn ihrerseits aus den Jahrbüchern von S. Alban zu Mainz haben, so kann er unmöglich die Vorlage für Thietmars außerdem viel ausführlichere Schilderung gewesen sein. Thietmar schiebt in c. 23 (13) sogar einen Exkurs über die Beschaffenheit des Schiffes ein, auf dem sich Otto II. gerettet hatte. Dann finden sich bei der Schilderung der Erbteilung und des Todes des Kaisers in M stellenweise wörtliche Übereinstimmungen mit Th III, 25 (14), stellenweise die bereits bekannten Änderungen an dem Text der Vorlage. Es ist somit kaum zu bezweifeln, daß M die Chronik Thietmars an dieser Stelle benutzt hat. Für X bliebe nur wenig übrig; notwendig ist die Annahme dieser vorthietmarischen Chronik auch hier nicht[137]).

Eine weitere Übereinstimmung liegt in dem Bericht bei M und Th über den Zug Ottos III. nach Gnesen und die Errichtung des Erzbistums daselbst vor[138]). Eingeleitet wird dieser Bericht mit der Schilderung des ersten Versuchs zur Wiederherstellung des Bistums Merseburg, wozu bei Th IV, 10 (8) bereits ein Vorgang gebracht wird. In M folgen die beiden Mitteilungen unmittelbar aufeinander, und man könnte geneigt sein, anzunehmen, daß M hier den ursprünglichen Zusammenhang habe, wenn nicht gerade Thietmar so etwas völlig fern läge. Auch hier zeigt sich vielmehr wieder die straffere Gliederung der Magdeburger Chronik. Außerdem ist Th IV, 10 (8) zweifellos original[139]). Auch im folgenden ist ein Abhängigkeitsverhältnis beider Chroniken deutlich: Auf die Synode in Rom folgt in beiden die Erzählung von dem Tode Adalberts von Prag und darauf des Gnesener Zuges. Wörtliche

[136]) Hierüber vgl. K. Uhlirz, Jbb. Ottos II. und Ottos III. I, 262 ff., besonders S. 271.

[137]) Schon H. Herre (Ilsenburger Annalen als Quelle der Pöhlder Chronik, 1890, S. 29 f.) ist auf diese Stelle aufmerksam geworden, doch glaubte er noch unbedingt eine vorthietmarische Magdeburger Chronik voraussetzen zu müssen. Dabei wirft er gar nicht die Frage auf, was nun eigentlich in M gestanden haben soll. Wenn dies wirklich der ganze Text der AM war, warum hat der Kompilator der G diesem den kürzeren der AN vorgezogen? Denn das müßte man annehmen, wenn der Bericht der AM aus X stammt.

[138]) G 390, AM 161 und Th IV, 44—46 (28).

[139]) S. oben S. 60.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0091

Anklänge sind auch vorhanden[140]), nur ist Th weit ausführlicher. Soweit sich sein Bericht über die Synode in Rom kontrollieren läßt[141]), ist er keineswegs genau. Da M hier der Sache nach mit Th übereinstimmt, muß ebenfalls an ein Abhängigkeitsverhältnis gedacht werden. Welches dies ist, zeigt der Name des Papstes Silvester, den M bringt, während Th den Namen des Papstes verschweigt und ohne Zweifel Gregor gemeint hat; denn die Mitteilung vom Tode Gregors am Ende des vorausgehenden Kapitels ist später eingeschoben, wie aus der Handschrift deutlich hervorgeht und auch Kurze bereits erkannt hat[142]). Der Verfasser von M wußte oder bedachte dies nicht und bezog das *Post hec....* auf den Tod Gregors. Die Behauptung, daß die betreffende Stelle interpoliert sei[143]), hat keinen Wahrscheinlichkeitsgrund für sich. Bei den Gnesener Ereignissen, denen Kehr eine eingehende Betrachtung widmet[144]), ist die Abhängigkeit des Magdeburgers von Th wieder sehr viel wahrscheinlicher als umgekehrt. Kehr macht mit Recht auf das *ut spero legitime* bei Th und das *non legitime* in M aufmerksam. Darüber hinaus aber ist Th bei weitem ausführlicher, so daß der Bericht in M als Auszug erscheint. Wenn Kurze sagt[145]), daß Thietmar *ut solebat* den Bericht in M ausgeschmückt habe, so entbehrt dies jeglicher Berechtigung angesichts der trotzdem vorhandenen Übereinstimmungen. Auch hier spricht also die Wahrscheinlichkeit für die Abhängigkeit der Magdeburger Chronik von Th, was auch Kehr mit voller Schärfe ausspricht. Ferner wird man aus den gleichen Gründen und auch des Zusammenhangs wegen bei dem Bericht über die Rückreise Ottos und den Fortgang der Merseburger Angelegenheit die Priorität Thietmars für sehr wahrscheinlich halten.

Schließlich wäre noch die Schilderung des Todes Gisilers und der Wiedererrichtung des Bistums Merseburg zu vergleichen[146]). Thietmar

---

[140]) So z. B. *nudis pedibus suppliciter advenit* (Th IV, 45 [28]) — *nudis pedibus intravit* (G 390, 18/19); *orationis gratia eo pergere festinavit* (Th IV, 44 [28]) — *ad illius limina orationis causa est profectus* (G 390, 15/16). Es sind auch hier die üblichen Änderungen zu erkennen.

[141]) Vgl. R. Holtzmann a. a. O. Sachsen und Anhalt II, 58/59.

[142]) Vgl. Thietmarausgabe S. 88 und Faksimile-Ausg. fol. 65.

[143]) Kurze a. a. O. 441. Ebda. Anm. 2 meint er, eine Notiz über die Synode in Rom könne jedoch in X nicht gefehlt haben. Dann müßte diese Thietmars Quelle gewesen sein. Dann aber wäre nicht einzusehen, warum M ausgerechnet i m m e r Th folgt und niemals X, das doch sachlich dasselbe bringen müßte.

[144]) Kehr a. a. O. S. 35—42. Auf den Inhalt braucht hier deshalb nicht weiter eingegangen zu werden.

[145]) Kurze in seiner Thietmar-Ausgabe S. 89 Anm. 8.

[146]) G 391—393; AM 162 f. und Th V, 38—44 (23—26) und VI, 1.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0092

berichtet in c. 39 (24) ziemlich ausführlich über den letzten vergeblichen Versuch Heinrichs II., Gisiler zur Rückkehr auf den Merseburger Bischofsstuhl zu bewegen, sowie über Gisilers kurz darauf eintretenden Tod. Es handelt sich hier um Ereignisse, die Thietmar selbst miterlebt hat, und deshalb meint Kurze auch[147]), es könne vielleicht befremden, daß Thietmar hier „einer so ausführlichen Vorlage Satz für Satz" gefolgt sei, aber er glaubt in den Änderungen, die Thietmar an seiner Vorlage vorgenommen habe, gerade seine Eigenart zu erkennen, und kann nichts „Absonderliches darin finden", wenn Thietmar eine ihm vorliegende Chronik auch für Zeiten benutzt, die er miterlebt hat. Nun ist aber durch nichts glaubhaft zu machen, daß Thietmar an dieser Stelle gerade an den Abweichungen gegenüber M zu erkennen sei. Betrachtet man genau die beiden Versionen, so muß man allerdings sagen, daß die Abweichungen ziemlich häufig sind, und man könnte vielleicht stutzig werden, wenn bei Th *tunc nimis infirmum* bei M als Relativsatz erscheint: *qui iam pre diuturni languoris vexatione a multis desparatus erat*[148]). Auch ist die Reimprosa nicht stark kenntlich, aber ganz fehlt sie doch nicht, und sieht man näher zu, so ergibt sich, daß die Änderungen, die M z. B. an den Kapiteln über den Tod Taginos und die Nachfolge Walthards in der Chronik Thietmars vorgenommen hat, von den hier erkennbaren sich kaum unterscheiden[149]). Außerdem fehlt in M der ganze Absatz über die persönliche Stellung Gisilers zu Heinrich, die Thietmar nach der Kurzeschen These von sich aus eingefügt haben müßte. Vor allem aber sind trotz der Änderungen die Übereinstimmungen derart auffallend, daß man eigentlich schon aus diesem Grunde nicht annehmen kann, Thietmar habe hier eine Magdeburger Vorlage benutzt. Wenn Thietmar ändert, so pflegt das im allgemeinen anders auszusehen. Th V, 40 und 41 (24) erzählt von der Überführung der Leiche Gisilers nach Magdeburg, den Vorbereitungen für die Neuwahl in Magdeburg, den Beisetzungsfeierlichkeiten daselbst und der Neuwahl, bei der Heinrich II. seinen Kandidaten Tagino gegenüber dem der Magdeburger,

[147]) Kurze in MIÖG. Erg.-Bd. III, 444 Anm. 2.

[148]) G 391 und AM 162.

[149]) Statt *natale Domini peregit* (Th V, 38 [23]) sagt M *nativitatem Domini celebrasset,* statt *archipresulem* (Th V, 39 [24]) *archiepiscopum,* statt *quicquid in destructo Merseb. episcopatu hactenus deliquid* (Th ebda.) *quitquit in destructione eius errasset,* statt *hunc resumendo iniustamque sedem relinquendo* (Th ebda.) *ut usurpatam iniuste sedem relinquens et legitimam resumens* usw. Ferner wird die direkte Rede in Th V, 39 (24) wieder in indirekte verwandelt und dabei der ganze Satz ziemlich zusammengedrängt. Zwar wird auch einiges erweitert, doch ist dies angesichts der Inkonsequenz der Kürzungen in M — wie oben gezeigt — keineswegs verwunderlich.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0093

dem Dompropst Walthard, durchsetzte (1004). Der Bericht in M weist zahlreiche Anklänge auf, so daß selbst Kurze den Hauptteil dieses Abschnittes für aus Thietmar stammend erklärte[150]). Doch meinte er andrerseits, daß Tagino den Hauptinhalt nicht völlig habe übergehen können. Gibt man dies zu und stellt man fest, daß alles, was in diesem Stück von M steht, aus Th stammt, so ergibt sich mit ziemlich großer Wahrscheinlichkeit, daß die vorthietmarische Chronik X gar nicht bestanden hat. Tatsächlich sind gerade in den von Kurze für seine ältere Chronik geretteten Sätzen deutliche Anzeichen der Benutzung von Thietmar vorhanden[151]). Was ferner die Worte *ipse funereis presens exequiis*[152]) anbetrifft, so erscheint allerdings die Konstruktion sehr ungeschickt, aber daß sie an diese Stelle „ganz und gar nicht hinpassen", ist schwer einzusehen. Es war schon darauf hingewiesen, daß sich M manchmal unklar ausdrückt. Hier folgt er offensichtlich Thietmar. Bei diesem steht *precedens*, M versuchte das zu ändern und beabsichtigte den Zweck anzugeben, dessentwegen Heinrich der Leiche nach Magdeburg folgte; denn dies soll doch offenbar dies Particip besagen. Für X bleibt in dem ganzen Absatz nichts übrig. Es folgt dann in M der übliche Schlußteil der Erzbischofsbiographie, Besitzerwerbungen des Erzstifts, Weihen usw. während Gisilers Amtszeit[153]), worauf mit dem Beginn der Darstellung über den Erzbischof Tagino der Faden der Thietmarischen Erzählung wieder aufgenommen wird, der in den Kapiteln 42 und 43 einiges über das Vorleben Taginos erzählt. Daß hier Thietmar die Quelle von M ist, wagt auch Kurze nicht zu bestreiten[154]), sagt doch Thietmar selbst, daß ihm Tagino von seiner Vision und den diesbezüglichen Ereignissen berichtet habe[155]). Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß der ganze Inhalt dieser beiden Kapitel auf mündlicher Erzählung Taginos beruht. Dabei sind in M hier ebensolche Ände-

[150]) Kurze a. a. O. S. 446.

[151]) So wenn in Th *convocatis confratibus* in G 392, 6 und AM 162, 50 zu *coadunatis fratibus* verändert ist, oder wenn es statt *obsecrans* (Th V, 40 [24]) *consuluit* (G 392, 7 und AM 162, 51) heißt u. a. m. Der Satz *Qui omnes ... responderunt* ist zwar aus Th V, 40 [24]) ziemlich stark zusammengezogen, doch kann daraus noch nicht auf eine andere selbständige Quelle geschlossen werden. Auch ist hier wieder die indirekte Rede statt der direkten bei Th verwandt, wohl um zu kürzen, was an Th V, 41 (24) sehr stark geschehen ist.

[152]) Vgl. den Anfang von Th V, 40 (24) und G 392, 4 bzw. AM 162, 48 sowie Kurze a. a. O. S. 446 Anm. 1.

[153]) G 392, 21—35. Dies fehlt in AM. Hierüber vgl. Magd. Geschichtschreib. S. 137 Anm. 129.

[154]) Kurze a. a. O. S. 448.

[155]) Th V, 43 (25): *ut ipse domnus Tagino sepe mihi retulit.*

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0094

rungen vorgenommen, wie an den vorhergehenden Kapiteln. Man findet wieder das Suchen nach anderen und möglichst gleichwertigen Ausdrücken[156]), Kürzungen usw.[157]). Aber nicht anders verhält es sich mit dem Bericht über die Weihe Taginos zum Erzbischof und über die Wiederherstellung des Bistums Merseburg, der nun in beiden Chroniken folgt[158]). Kurze versucht hier wiederum aus der auch für ihn unverkennbar dem Verfasser von M gehörenden Fassung einen älteren Bestandteil für X zu retten[159]). Aber die Stellen, von denen Kurze annimmt, daß sie die Abhängigkeit Thietmars von einer schriftlichen Quelle zeigen, weisen in M doch nur die uns bekannten Merkmale der Abänderung des Thietmarischen Textes auf[160]). Nichts deutet auf eine

---

[156]) So z. B. *beati Wolfgangi ... discipulus* (G 392, 38/9) statt: *egregii clericus Vulfgangi* (Th V, 42 [25]), *more* (G 392, 39) statt: *in vice* (Th), *ab omnibus* (G 393, 6) statt: *ab universis* (Th V, 43 [25]) u. a. m.

[157]) Kürzungen z. B.: *ob inequalitatem morum* (G 393, 8) statt: *quia bonum et malum non sunt ad aliquid* (Th V, 43 [25]), *acceptissime per omnia est famulatus* (G 393, 9—10) statt: *ac usque ad hanc diem ... ei servivit, Deo ... inpendere satagens* (Th ebda.) usw. Partizipialkonstr. z. B.: *adductus* (G 393, 7) statt: *venit* (Th ebda.), *honorans* (G 393, 13) statt: *honorat* (Th ebda.) usw. Die direkte Rede in Th V, 42 (25) wird folgerichtig in indirekte verwandelt. Daneben freilich wird ohne ersichtlichen Grund das *electus* in Th V, 43 (25) zu *eligitur* aufgelöst.

[158]) Th V, 44 (26) und G 393 bzw. AM 163.

[159]) Kurze a. a. O. S. 448/9, besonders 448 Anm. 1.

[160]) *Pergens* ist in *proficiscitur, testatur* in *dicitur, adiens* in *comitatur* des Reimes wegen geändert, während *reparatur* statt *restitui ... conatur* lediglich eine Änderung im Ausdruck vielleicht mit der Absicht einer geringen Kürzung darstellt. Ebenso ist die Änderung von *pristinis ... honoribus* in *dignitas episcopalis,* von *Dehinc* in *Inde,* von *consecratus est* in *unctus est,* von *faventibus* in *consentientibus,* von *propter instantem necessitatem* in *causa instantis necessitatis* lediglich eine Äußerung des Bestrebens, an Stelle der einzelnen bei Th gebrauchten Ausdrücke andere zu setzen. Die Konstruktion ist so gut wie gar nicht verändert, nur einiges ausgelassen, wie *accepta ... licentia,* der Absatz *ibidem ... episcopatum* und die den Magdeburger nicht weiter interessierenden einzelnen Angaben über die Restitution des Merseburger Sprengels. Überhaupt wählt der Magdeburger sorgfältig das für sein Thema „Die Geschichte seines Erzstiftes" Passende heraus, im Gegensatz zu Th, der alles bringt, was ihm zu Ohren kommt. Ferner schließt M die Nachricht von der Weihe des neuen Merseburger Bischofs Wigbert, mit der Th sein VI. Buch ausführlich beginnt, unmittelbar an den Bericht von der Weihe Taginos an. Er verfährt dabei entsprechend kurz, da er für diesen Vorgang nicht mehr Interesse hat, als die Anwesenheit des Magdeburger Metropoliten dabei erfordert. Aber wörtliche Anklänge sind auch hier reichlich vorhanden, daneben einiges geändert, das den Eindruck der Abhängigkeit von Thietmar verstärkt. So setzt M *coram omnibus* statt *Convocansque ad se omnes, tradidit* statt *dedit, per quem* statt *cum quo,* so bringt er das *cum archiantistitis baculo Taginonis* des Th in einen Ablativus absolutus: *dato huic novi archipresulis baculo,* so kürzt er *quic-*

alte Magdeburger Chronik; denn die Benutzung der Urkunden in G und AM kann man ebensogut auf M wie auf X zurückführen, ja wahrscheinlicher ist doch wohl das erstere; denn wenn auch Thietmar, der etwas derartiges nicht bringt, diese Stelle ausgelassen haben kann, weil er im Augenblick wichtigeres, nämlich die Wiederherstellung seines Bistums Merseburg im Auge hatte, so wäre es doch seiner sonstigen Gepflogenheit[161]) mehr gemäß gewesen, wenn er den Inhalt dieser Urkunden wenigstens ganz kurz angedeutet hätte. Die schon erwähnte *scriptura* des Tagino kann als Urkunde keinen Anlaß zur Annahme einer älteren Chronik mehr geben. Thietmar, der damals Canonicus in Magdeburg war, mußte sie aus eigener Anschauung kennen. Aus allen diesen Gründen wird man sagen dürfen, daß die Wahrscheinlichkeit auch an dieser Stelle gegen die Annahme von X spricht, daß damit aber zugleich die Annahme einer solchen vorthietmarischen Chronik überhaupt sehr gefährdet wird, da diese so wichtige Ereignisse nicht übergehen konnte.

4.

Man wird daher zusammenfassend sagen dürfen, daß die Existenz von X sich aus einer Vergleichung der in Frage kommenden Chroniken nicht beweisen läßt, daß zwar an einigen Stellen die Möglichkeit einer solchen vorthietmarischen Chronik besteht, daß aber an anderen Stellen von ihr nicht die Rede sein kann. Nun ist es immer eine mißliche Sache, die Nichtexistenz von irgendetwas beweisen zu wollen. Will man sich doch auch nicht durch ein vorschnelles Urteil das Bild für die Mannigfaltigkeit der Wirklichkeit verbauen. Soviel aber wird man nach den oben dargelegten Untersuchungen sagen dürfen, daß die Wahrscheinlichkeit g e g e n die Existenz von X spricht, und daß, wenn man selbst unter diesen Umständen an X festhalten wollte, diese Chronik eine erheblich kümmerlichere Gestalt erhalten würde, als sie nach Kurze gehabt hat[162]). Diese Behauptung wird gestützt durch die Beobachtung,

---

quid antecessor suus iniuste de hac aufferre presumpsit ecclesia unter Veränderung einzelner Worte zu *que a Giselhario iniuste hinc ablata didicit*, wobei das letzte Wort des Reimes wegen gebraucht zu sein scheint usw. Auch bringt M nicht die Namen der bei der Weihe Wigberts mitwirkenden Bischöfe, die Th nennt, sondern begnügt sich mit der Zahl *Quaternario*, wobei er Arnulf von Halberstadt scheinbar nicht mitrechnet oder sich verzählt hat.

[161]) Vgl. z. B. Th III, 1 oder II, 11 (5), 30 (20) u. a.

[162]) Nach den obigen Ausführungen dürfte diese Chronik im wesentlichen aus einer Liste der Erzbischöfe, Äbte und der Magdeburger Suffragane sowie aus den Nachrichten über die Gründung der Abtei, die Überführung der Reliquien des hl. Mauricius, den Tod Ottos II., den Slavenaufstand von 982 und den Böhmeneinfall 979 bestanden haben. Gerade aber bei den wichtigsten Ereignissen, wie der Begrün-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0096

daß Thietmar neben den oben besprochenen Nachrichten über Magdeburg noch eine ganze Reihe Mitteilungen über Magdeburger Verhältnisse zu machen weiß, die man — wollte man von der Frage nach den Quellen Thietmars aus eine Magdeburger Chronik postulieren[163]) — entweder ebenfalls auf die Magdeburger Chronik zurückführen oder durch Thietmars anderweitige Magdeburger Beziehungen erklären müßte. Dabei wird man diese letztere Erklärung vorziehen. Dann aber ist kein Grund, bei anderen Magdeburger Nachrichten, die von jenen nur durch die Übereinstimmung mit den G und AM unterschieden sind, etwas anderes anzunehmen, wenn hierfür nicht ein strikter Beweis erbracht werden kann.

---

dung der Stadt und des Erzbistums, der Aufhebung und Wiederherstellung Merseburgs, ist die Existenz von X ziemlich unmöglich. Nun haben schon Schum (SS. XIV, 362) und Simson (NA. XIX, 364f.) behauptet, daß dem Verfasser von M noch ein Abts- und Bischofskatalog vorgelegen habe, was wohl nicht zu bestreiten ist. Vgl. auch Magd. Geschichtschreib. S. 130. In diesem Zusammenhang sei auch an die „Annales Magdeburgenses brevissimi" (MG. SS. XXX, 748f.) erinnert. Derartige Aufzeichnungen wird man also vielleicht schon früher annehmen dürfen. Ob diese aber den Charakter einer Chronik angenommen haben, erscheint nach allem mehr als zweifelhaft.

[163]) Es handelt sich hier um folgende Stellen in den ersten 4 Büchern der Chronik Thietmars: I, 12 (7) — II, 18 (12) — III, 7 (5), 9 (3) — IV, 1, 5 (4), 11 (9), 13 (9), 16 (11), 20 (13), 38 (25), 63 (41), 65 (43), 66 (43), 73 (49). Daß in den späteren Büchern noch mehrfach Magdeburg und Magdeburger Ereignisse erwähnt werden, spielt hierfür keine Rolle, berichtet Th doch schon im 4. Buche teilweise aus eigener Erfahrung.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0097

Die auf -ingerode endigenden Ortsnamen am Harz.

Von Martin Waehler.

Seit mehr als einem Menschenalter beschäftigen die Historiker, Siedlungsgeographen und Germanisten die Siedlungen auf -ingerode, die südlich, nördlich und westlich des Harzes in großer Zahl auftreten. Besonders in der Zeitschrift des Harz-Vereins für Geschichte und Altertumskunde haben seit 1893 namhafte Gelehrte[1]) zu dem Problem Stellung genommen, allerdings ohne zu einem befriedigenden Ergebnis, geschweige denn zu einer Lösung des Rätsels, wie diese Siedlungen zu ihrer eigenartigen Namensform gekommen sind, gelangt zu sein.

Während E. Förstemann und Edward Schröder die Namensformen der Siedlungen vom rein sprachlichen Standpunkt aus behandeln, rücken E. Jacobs, Damköhler, Wütschke und Lauffköter die historischen Gesichtspunkte in den Mittelpunkt ihrer Betrachtung.

Die ingerode-Siedlungen liegen in einem Dreieck zwischen den Städten Hannover, Eisleben und Eschwege. Verhältnismäßig geschlossen ist das Verbreitungsgebiet einmal im Eichsfeld und in den angrenzenden Gebieten südlich bzw. südwestlich des Harzes, das andere Mal nördlich des Harzes mit dem Mittelpunkt Wernigerode. Unter ihnen ist eine sehr große Zahl von Wüstungen: rund 70% des ganzen Bestandes. Aus der scharf umgrenzten geographischen Verbreitung am Rande des Harzes hat man nun in der für die Ortsnamenforschung typischen Fragestellung zunächst auf eine „Gründungszeit" in der Hauptrodungsperiode zwischen 800 bis 1200 n. Chr. geschlossen. Während aber Förstemann die ingerode-Siedlungen für sehr alt ansieht, da sie dicht gruppiert seien, und Jacobs für die charakteristische Lage der Siedlungen am Rande des Nordharzes ihre Gründung ins 9. und 10. Jahrhundert setzt, glaubt Wütschke sie im allgemeinen für jünger als die Siedlungen auf -rode erklären zu müssen.

---

[1]) E. Förstemann, Ist -ing in -ingerode sing. oder plur.? Zeitschr. d. Harzvereins f. Gesch. u. Altertumsk. 26 (1893) S. 416 f. E. Jacobs, Über das Alter der harzischen Orte, deren Namen auf -ingerode endigen. Daselbst 26 (1893) S. 418 f. E. Schröder, Über Ortsnamenforschung. Daselbst 41 (1908) S. 76 f. Joh. Wütschke, Die Ortsnamen auf -ingerode. Daselbst 52 (1919) S. 68 f. C. Lauffköter, Die Ortsnamen auf -ingerode. Daselbst 58 (1925) S. 22 f. Damköhler, Gruppierung und Herkunft der Besiedler des Harzes. Braunschweigisches Magazin 1905 Nr. 8—10.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0098

Selbstverständlich hat man auch nach der bisherigen Anschauungsweise in der Ortsnamenforschung die ingerode-Siedlungen einem Stamme zugewiesen, der sie begründet und benannt hat. Wegen der (angeblichen) Gewohnheit der Langobarden, ihre Siedlungen mit pluralem -ingen zu bezeichnen, könnten die ingerode-Orte nach Förstemann am ehesten auf diesen Stamm zurückgeführt werden. Jacobs, Damköhler, Wütschke und Lauffköter dagegen gehen im großen und ganzen alle darauf aus, sie mit der Einwanderung der Nordalbingier in das Harzgebiet in Verbindung zu bringen. Wütschke warnt zwar im Anschluß an Gradmanns Forschungen in Württemberg vor voreiligen Schlüssen, aus den Ortsnamenendungen auf die Stammeszugehörigkeit ihrer Gründer zu schließen, tritt aber doch auch der vorgenannten Meinung bei, da glaubwürdige Berichte die Behauptung zu stützen vermöchten.

Das „einheitliche historische Ereignis", das für die Gründung der ingerode-Siedlungen als bedeutungsvoll angesehen wird, ist die Nachricht von der Einwanderung der Nordalbingier bei Helmold, Chron. Slav. I, 26: „In diebus illis surrexerunt de populo Holzatorum amplius quam sexcente familie, transmissoque amne abierunt via longissima querentes sibi sedes opportunas, ubi fervorem persecutionis declinarent. Veneruntque in montes Harticos et manserunt ibi ipsi et filii et nepotes eorum usque in hodiernum diem."

Als weiterer Beleg dienen die von Höfer mitgeteilten Kollektaneen Erdwins von der Hardt, worauf schon Damköhler[2]) 1894 hingewiesen hat:

Nord-Elfer bewisden or dappere gemode
Se hulpen bebawen den Hartberg ut node,
Mit ener borg nige weldeck un grote,
De storten de Sassen mit grote Honspote.

Die Frage, wann die Nordalbingier aus ihrer nordischen Heimat ausgezogen und in die Harzrandgebiete eingewandert sind, beantworten Damköhler und Wütschke dahin, daß dies wohl zwischen 1071 und 1073 geschehen sei. Während aber Damköhler und Jacobs das Ereignis nur auf Elbingerode im Harz beziehen, was schon der bloße Namen andeutet und was die Verwandtschaft der Elbingeroder Mundart mit der Sprache der Ditmarsen wahrscheinlich macht, möchte Wütschke die von den beiden Forschern vertretene Einschränkung auf Elbingerode nicht gelten lassen, sondern alle Orte der ingerode-Gruppe auf dieses Ereignis zurückführen, zumal da Helmold von der Einwanderung in montes Harticos berichte. Die Schwierigkeit, die Gründung der uns

[2]) Harzzeitschrift 28 (1894) S. 644.

bekannt gewordenen 171 ingerode-Siedlungen auf die kleine Zahl von 600 Nordalbingiern zurückzuführen, sucht Wütschke damit zu umgehen, daß er nur die Anlegung von Einzelgehöften oder Weilern annimmt.

Die Betrachtungsweise der genannten Forscher in der Behandlung des Problems ist im großen und ganzen noch immer die Wilhelm Arnolds[3]); sie nimmt ohne weiteres an, daß die Gründer oder Bewohner es selbst gewesen sind, die ihren Siedlungen die Namen gegeben haben. Das ist aber — von den nach einem bestimmten System durchgeführten und benannten Ortsgründungen der karolingischen Epoche (Nordhausen—Sundhausen; Nordheim—Ostheim—Westheim—Sundheim) abgesehen — in der Regel nicht der Fall. Ebensowenig, wie die Familiennamen von ihren jeweiligen Trägern selbst gewählt sind, sondern ihnen von den Nachbarn gegeben worden sind, haben die Bewohner ihren eigenen Siedlungen die Namen beigelegt; diese Namengebung ist also nicht den Einwohnern der Siedlungen, sondern ihrer Umgebung zuzuschreiben.

Erst allmählich wurde das lange schwankende Namenbild einer Gegend fest, wie vielfach bewiesen worden ist. Großvargula a. d. Unstrut (Kr. Langensalza) hieß früher Hochheim. Der Traditionskodex von Fulda (cap. 38 Nr. 8)[4]) sagt klipp und klar: in villa Fargaha (sonst Fargalaha genannt), que prius Hocheim vocabatur. Auf die Entwicklung von „windischen" über „wenigen" zu „klein" in den Ortsnamen (Windischen Balenhusen — Wenigen Balenhusen — Kleinballhausen) habe ich früher hingewiesen[5]). Im allgemeinen aber waren nur die Auslautsilben, die Suffixe unsicher. Thaleben (Kr. Sondershausen) hieß früher Thalheim; es nahm in Angleichung an benachbarte leben-Siedlungen die Form Thaleben an, was durch den dialektischen Gleichklang der beiden Suffixe heim und leben in „Daläm" erleichert wurde. Liebringen bei Arnstadt ist 1106 als Leyeberga bezeugt, dann als Liebergen, wie es noch heute in der Mundart heißt; in Assimilation an die benachbarten Orte Ober- und Niederwillingen und Behringen nahm es aber die amtlich gültige Form Liebringen an.

Die Mundart hat einen großen Einfluß auf die endgültige Form der Bodennamen ausgeübt; die Thüringer haben, da sie einen Albrecht mundartlich als Albert oder Olbert bezeichnen, aus Albrechtsleiben Olbersleben gebildet. Aber das ist nicht gewollt, nicht bewußt vor sich

[3]) W. Arnold, Ansiedlungen und Wanderungen deutscher Stämme. Marburg 1875.

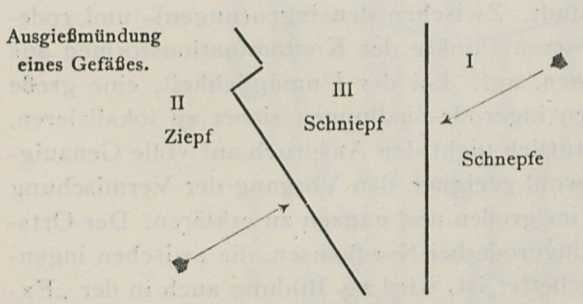
[4]) O. Dobenecker, Regesta historiae Thuringiae I 50.

[5]) Beiträge zur thüringischen und sächsischen Geschichte (Festschrift für O. Dobenecker) Jena 1929 S. 17 ff.

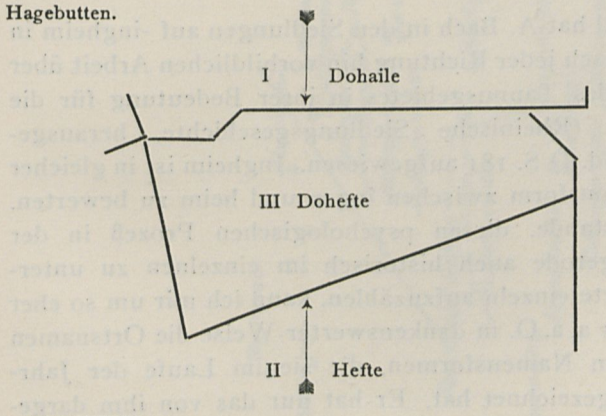
Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0100

gegangen; alle sprachlichen Gebilde sind das Ergebnis dieses ungewollten und unbewußten Schaffens der Sprechenden. Darum können auch die Ortsnamen nur den Gesetzen der Sprache unterworfen werden, und diese sind nicht logischer, sondern psychologischer Art. Einen Unterschied, wie ihn die Arnoldsche Schule in die Ortsnamen mit ihren anfänglich vielfach schwankenden Suffixen insofern hineingelegt hat, als sie daraus immer auf besondere Stammeszugehörigkeit schlossen, haben sicherlich die frühen Bewohner nicht gemacht. Manche dieser Endungen oder Suffixe sind von ihnen als Synonyme empfunden worden.

Nun hat aber die geographische Betrachtungsweise in der Mundartenforschung festgestellt, daß zwei Synonyme auf den Mundartenkarten nicht unmittelbar aneinander grenzen, sondern daß ihre Verbreitungsgebiete manchmal getrennt sind durch eine dritte Bezeichnung, die Teile der beiden getrennten Namenformen zu einer neuen zusammengeschlossen hat. Ich greife nur zwei von J. Kober[6]) für das althennebergische Gebiet (Schleusingen—Schmalkalden) aufgezeigte Beispiele heraus:



I. Gebiet zwischen Gehren, Möhrenbach, Öhrenstock, Elgersburg, Arlesberg.
II. Gebiet zwischen Schleusinger Neundorf, Frauenwald, Vesser, Schmiedefeld.
III. Gebiet zwischen Stützerbach, Kammerberg, Manebach, Gehlberg.



I. Heinrichs, Suhl, Heidersbach, Goldlauter.
II. Altendambach, Hirschbach, Vesser, Frauenwald.
III. Lengfeld, Fischbach, Schleusingen, Hinternah.

[6]) Teuthonista. Zeitschrift f. deutsche Dialektforschung und Sprachgeschichte II (1925/26) S. 55 f.

Der Ausguß der Mündung eines Gefäßes heißt im Gebiet I: Schnepfe, in II: Ziepf, im dazwischenliegenden Gebiet III: Schniepf.

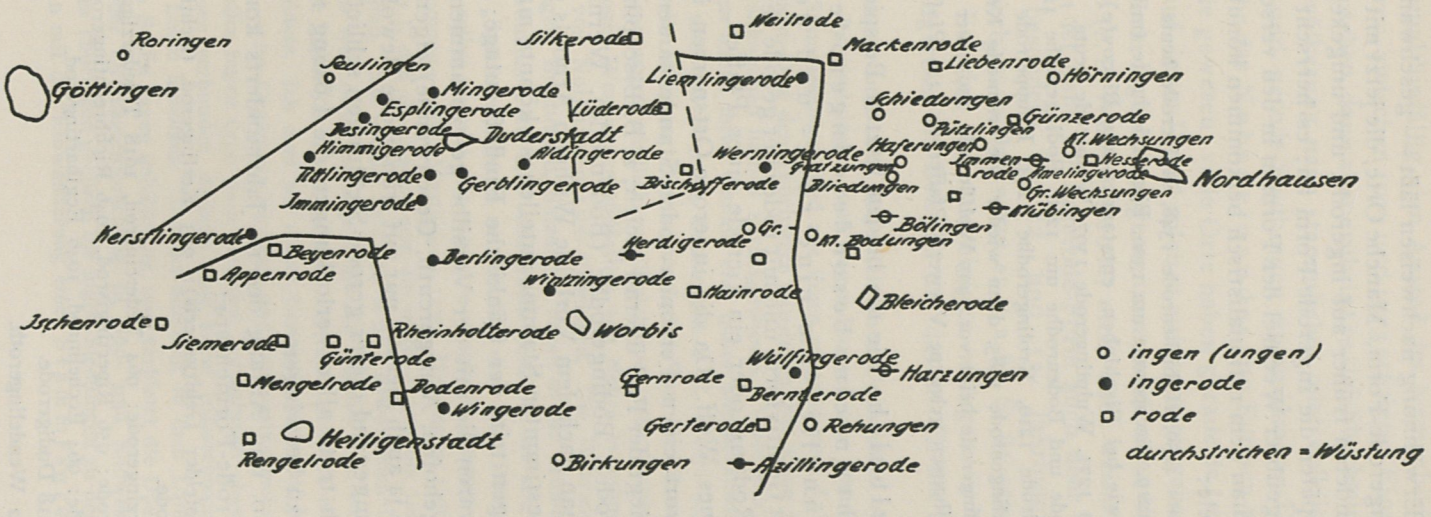
Die Hagebutten werden genannt in I: Dohaile,
in II: Hefte,
in III: Dohefte.

Es ist in den Zwischengebieten (III) eine Form entstanden (natürlich nicht immer rein, sondern neben den anderen vorkommend), die nur als Kontamination, als Mischung aus Schnepfe und Ziepf, aus Dohaile und Hefte, gedeutet werden kann.

Dieses Deutungsverfahren kann, da die Namengebung bei den Siedlungen nicht anders vor sich gegangen ist und vor sich geht, als bei den mundartlich bezeichneten Dingen des Alltags, auf die Ortsnamen übertragen werden, wenigstens auf die mit -ingerode zusammengesetzten. Die Karte auf S. 91 zeigt die starke Verbreitung der ingen(ungen)-Orte im Osten (westlich von Nordhausen) und im Westen (westlich von Göttingen), die der rode-Orte am Südharz, auf dem Eichsfeld nördlich von Heiligenstadt, und eine kleine Gruppe (Silkerode, Lüderode, Bischofrode) östlich von Duderstadt. Zwischen den ingen(ungen)- und rode-Namen tauchen die schwarzen Punkte der Kontaminationsformen aus beiden, der ingerode-Namen, auf. Bei der Unmöglichkeit, eine große Zahl der wüst gewordenen ingerode-Siedlungen sicher zu lokalisieren, kann die Kartenskizze natürlich nicht den Anspruch auf volle Genauigkeit erheben, sie ist aber wohl geeignet, den Vorgang der Vermischung in den Ortsnamenformen im großen und ganzen zu erklären. Der Ortsname der Wüstung Amelingerode bei Nordhausen, die zwischen ingen- und rode-Siedlungen eingebettet ist, wird als Bildung auch in der „Exklave" verständlich.

Einen parallelen Fall hat A. Bach in den Siedlungen auf -ingheim in seiner gediegenen und nach jeder Richtung hin vorbildlichen Arbeit über „Die Siedlungsnamen des Taunusgebietes in ihrer Bedeutung für die Besiedlungsgeschichte" (Rheinische Siedlungsgeschichte, herausgegeben v. F. Steinbach, Bd. I) S. 181 aufgewiesen. Ingheim ist in gleicher Weise als Kontaminationsform zwischen ingen und heim zu bewerten.

Wir sind aber imstande, diesen psychologischen Prozeß in der Namenbildung für -ingerode auch historisch im einzelnen zu unterbauen. Die ingerode-Orte einzeln aufzuzählen, kann ich mir um so eher versagen, als Lauffköter a. a. O. in dankenswerter Weise die Ortsnamen mit ihren verschiedenen Namensformen, die sie im Laufe der Jahrhunderte erhielten, aufgezeichnet hat. Er hat nur das von ihm dargebotene Gut der Namenformen nicht ausgenützt, aus dem klar hervorgeht, daß eine große Zahl — gegen 30 %, soweit sich das überhaupt aus


Roringen
Göttingen
Seulingen
Mingerode
Esplingerode
Besingerode
Himmigerode
Duderstadt
Aldingerode
Tiftlingerode
Gerblingerode
Immingerode
Silkerode
Lüderode
Liemlingerode
Weilrode
Mackenrode
Liebenrode
Hörningen
Schiedungen
Günzerode
Pützlingen
Haferungen
Kl. Wechsungen
Werningerode
Gratzungen
Immenrode
Nesserode
Amelingerode
Nordhausen
Bischofferode
Bliedungen
Gr. Wechsungen
Klübingen
Bölingen
Kerstlingerode
Beyenrode
Appenrode
Berlingerode
Herdigerode
Gr.
Kl. Bodungen
Wintzingerode
Hainrode
Bleicherode
Ischenrode
Siemerode
Rheinholterode
Worbis
Günterode
Mengelrode
Bodenrode
Wingerode
Heiligenstadt
Rengelrode
Gernrode
Wülfingerode
Harzungen
Bernterode
Gerterode
Rehungen
Birkungen
Azillingerode
ingen (ungen)
ingerode
rode
durchstrichen = Wüstung

der zufälligen Erwähnung nachweisen läßt — geschwankt hat zwischen der rode- und ingerode-Form. Manche Orte, die jetzt mit rode zusammengesetzt sind, endeten früher auf ingerode, und umgekehrt nahmen alte rode-Formen später die ingerode-Form an; es herrscht ein sorglos und unbekümmert geübter Wechsel der Formen in den verschiedenen Zeiten vor, ohne daß man dem rationalistisch beikommen könnte. Ich gebe nur wenige Beispiele:

Hilbettingerode um 1250, Hilbichenrode 1348, Hülperode heute.

Biscopingerothe 1219, Biscoperode um 1300, Bisperode heute (mit Ausstoßung einer Mittelsilbe, wie bei Bischleben, entstanden aus Biscov(e)sleben).

Wolborchenroden 1271, Wulptingerode 1397, Wolperode heute.

Wüstung Boderode und Bodenrodhe um 1226, Bodingerodhe 1274.

Wüstung Krupelrode 1210, Krolingerodhe 1244, Knuppelrode 1300, Knüthenrod 1479, Knoppelingenrode 1485, dann wieder wie erstmalig Krupelrode.

Das heutige Wülfingerode heißt vor 1495 Wolffinrode, 1595 aber Wolffingerode und das bei Mühlhausen gelegene Vorwerk Pfafferode 1246 Pfaffinrode, 1300 Pfaffingerode.

Es handelt sich, wie die beiden letzten Beispiele deutlich zeigen, gar nicht um eine besondere ingerode-Form, sondern ursprünglich um eine rode- und gerode-Form. Denn Pfaffin ist Genitivform und mit rode oder gerode verbunden. Pfafferode ist eine Rodung oder ein Gerode eines Pfaffen, Wolffin(ge)rode die Rodung eines Wolf. Da die ingerode-Ortsnamen überwiegend als Bestimmungswort einen Personen- oder Standesnamen haben, der im Genitiv steht, liegt der Fall überall gleich; z. B. Biscopingerothe, Cuniggarod (Königrode), Bodingerodhe (Bodenrode), Werningrode (Wernrod). Wollte man nach dem Vorbilde Wilhelm Arnolds die gerode-Siedlungen einem bestimmten Stamme zuteilen, so könnte man sagen: in den gerode-Siedlungen tritt der fränkische Einfluß zutage; denn besonders den Franken waren die mit der Vorsilbe ge- zusammengesetzten Ortsnamen (Ilversgehofen, Arnsgereuth, Geschwende) eigen. Aber tatsächlich dürfte man ja auch hieraus nur auf fränkische Bewohner als Namengeber in der Umgegend dieser gerode-Siedlungen schließen. In unserem Falle ist jedoch trotz aller Verlockungen die Lösung mit rein sprachlichen Mitteln zu bezwingen.

Schon im 10. und Anfang des 11. Jahrhunderts kommen ingerode-Formen neben rode-Formen vor:

Harkerode (Mansfelder Gebirgskreis): 973 Kerlingerod (richtiger Herlingerod), 933 Herlicarode.

Wüstung Thiederzingerode: 964 Tedercinerod, 1018 Thiederziggerode.

Wüstung Rippenrode: 956 Ripertingisrod, 1046 Richbrechtingerod.

Wüstung Eggerode: 964 Ecchelinrod, 1046 Ecgihartingerod.

Dittichenrode: 1018 Dudigerode.

Wiedenrode: 1022 Wendelingeroth.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0104

Damit ist einmal hinfällig, den Anstoß der Namenbildung auf -ingerode in der späteren, zwischen 1071 und 1073 erfolgten Einwanderung der Nordalbingier zu sehen, dann aber erübrigt es sich überhaupt, einen Unterschied in der Bevölkerung nach stammlicher oder volklicher Trennung in diesen rode- und gerode-Siedlungen anzunehmen. Der Ausgangspunkt ist vielmehr das Nebeneinander von Formen wie Pfaffinrode und Pfaffingerode gewesen; viele Orte haben gerade da, wo sie zwischen den Siedlungen auf -ingen[7]) und solchen auf -rode eingebettet waren, die Kontaminationsform ingerode angenommen, auch wenn sich die Genitivform -en oder -in (z. B. Wolffin-gerode) nicht ohne weiteres ergab. Produktiv geworden ist dann die ingerode-Form auch über das Zwischengebiet hinaus besonders im 12. und 13. Jahrhundert. Edward Schröder hat durchaus recht, wenn er a. a. O. S. 81 schreibt: „Es besteht aber kein Zweifel, daß nur einigen wenigen — er führt allerdings noch Elbingerode als Beispiel an, das m. E. als Spätling nicht

[7]) Ingen und ungen sind auch lange Zeit ohne Unterschied und nebeneinander gebraucht worden. Es sind ingen- und ungen-Formen aus dem 8. bis 10. Jahrh. überliefert. Einen Stammesunterschied aus ihnen zu gewinnen, d. h. die ingen-Orte den Sachsen, die ungen-Orte den Thüringern zuzuteilen, hat schon Edward Schröder a. a. O. S. 78 als vollkommen haltlos zurückgewiesen. Viele von den ungen-Siedlungen in Thüringen haben ihren Umlaut erst später angenommen. Behrungen bei Römhild heißt 795 und 800 Baringe, Breitungen a. d. Werra 933 Bretinga, 1183 Breitingen, ebenso die Wüstung Breitungen östlich von Nordhausen 961 Bretinge, 1516 Breytingen; Gratzungen nördlich von Bleicherode 1184 Gracinge; Scheidungen a. d. Unstrut Scidinge; Wennungen südöstlich von Nebra Wenninge; die Wüstung Rossungen östlich von Nordhausen 1506 Rossingen. Die Werraorte nördlich von Meiningen: Wasungen, Breitungen, Salzungen haben in der Mundart, die bekanntlich über viele Jahrhunderte die alte Aussprache festhält, das alte ingen-Suffix bewahrt („Wäsinge", „Salzinge"), genau so wie man dort statt Rechnung „Rechning" spricht. Meiningen selbst beweist mit seinen wechselnden Formen (Meiningen 933, Meinunga 982, Maynunga 1008, Meyningen 1179, Meiningen 1206, Meninge 1240, Minungen 1255 usw.), daß die ingen- und die ungen-Form bis 1600 nebeneinander gebraucht worden sind. Die größte Zahl der wüst gewordenen Dörfer aus dieser Gruppe hat übrigens weit öfter die ingen- als die ungen-Form, woraus hervorgeht, daß ursprünglich die ingen-Form viel häufiger vertreten gewesen ist als die mit dem Umlaut ungen gebildete. Ich darf bei dieser Gelegenheit darauf hinweisen, daß in Thüringen-Sachsen — im Gegensatz zu Süd- und Südwestdeutschland — die Ortsnamen mit dem Suffix ingen (von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen) nicht mit einem Personennamen verbunden, deshalb auch keine Insassennamen sind, daß sie hier nicht auf die Leute hinzielen. Das ist auffällig in dem Lande, dessen Name Thüringen mit dem Suffix ingen gebildet ist, und verbietet die Übertragung der Ergebnisse, die aus der Ortsnamenforschung in Süd- und Südwestdeutschland gewonnen sind; d. h. in Thüringen gehören die ingen-Siedlungen zu den alten Namentypen und können mit der Einwanderung einer Stammesgruppe zusammenhängen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0105

in Frage kommt — von vornherein diese Form der Endung zukommt und nach deren Muster die übrigen angeglichen und erleichtert sind." Freilich war diese ursprüngliche Form weniger ein ingerode als ein gerode.

Als Ergebnis meiner Darlegungen darf ich zusammenfassen: Dem Problem der ingerode-Ortsnamen kommen wir mit der rationalistischon Methode Wilhelm Arnolds nicht bei, sondern nur, wie ich meine, mit der vom rein sprachlichen Gesichtspunkt ausgehenden Behandlung. Die auf ingerode endenden Ortsnamen sind als Kontaminationsformen von ingen- und (ge)rode-Siedlungen zu verstehen und als solche produktiv geworden. Der Ausgangspunkt für die Bildung ist nicht „ein einheitliches historisches Ereignis", nämlich die Einwanderung von 600 nordalbingischen Familien im Harzvorland[8]), sondern das ursprüngliche Schwanken der Formen zwischen rode und gerode (Pfaffin-rode und Pfaffin-gerode). Infolgedessen erübrigt sich auch die Zuweisung dieser Ortsnamengruppe an eine stammliche oder volkliche Gruppe; die Kontamination, die Mischung verschiedener Formen, ist in gleicher Weise auf thüringischem wie auf niedersächsischem Gebiete vor sich gegangen. Die Frage nach dem Alter dieser Ortsnamen ist dahin zu beantworten, daß die ingerode-Orte als Rodesiedlungen in der Zeit zwischen 800 und 1200 begründet worden sind, daß sich die typische Ortsnamenform auf ingerode aber vor allem im 12. und 13. Jahrhundert ausgebreitet hat.

[8]) Diese wohlbezeugte Tatsache der nordalbingischen Einwanderung bleibt natürlich an sich ebenso wie die Gründung Elbingerodes durch die Nordalbingier unbestritten; den Namen der „elbischen" Rodung haben die nicht-albingischen Nachbarn gegeben.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0106

Das Land Anhalt und die kaiserliche Kriegsführung 1625—1631.

Strategie — Straßen — Ströme.

Von Hans Georg Uflacker.

Der Reiz der mehr die lokalen Zusammenhänge ins Auge fassenden Geschichtsforschung besteht nicht zum letzten darin, daß der Forscher bei der Deutung kleinerer Geschehnisse an die großen historischen Ereignisse gewiesen wird. Vor dem Horizont der allgemeinen Historie bekommen viele altvertraute Namen, Menschen und Dinge einen fremden, tieferen Klang, stehen erst jetzt, so scheint es, plötzlich in ihrer endgültigen Substanz und Bedeutung da, reichen sich erst jetzt die Hand zur zwingend-bunten Kette von Ursache und Folge. Dauer und Wechsel der einzelnen Geschehnisse weisen, wenn man auf das Wesentliche, auf eine sinnvolle Verknüpfung ausgeht, unablässig auf Zusammenhänge in einem größeren Rahmen hin, sie zeigen immer wieder die Wogen, die von dem großen Meer des Weltgeschehens auch an diese stillen Ufer schlugen.

Die Geschichte Anhalts im 30jährigen Krieg bietet der Forschung ein Musterbeispiel für eine derartige Blickrichtung und Sinngebung. Hier, zu eben dieser Zeit, greift die rauhe Hand unbarmherzigen Geschehens in die stille, ganz sich selbst lebende Entwicklung eines kleinen Staatsgebildes ein, und, was vorher nur Namen und Gegenstand eines still dahinziehenden Lebens war, wird geflügeltes Wort in Kabinetten und Heeren der Kriegführenden, einprägsame Bezeichnung für die Nachwelt und für die Einwohner schmerzvolle Erinnerung an vergangene Leiden. Denn: die Tragik liegt gerade für den hier behandelten Zeitraum darin, daß im kleinen Anhalt zwischen der vom Schicksal zugemessenen Rolle und den benötigten Machtmitteln ein verhängnisvoller, ja tragischer Zwiespalt klafft. Selbst den Besten des Landes, den begabtesten Persönlichkeiten ist ein das Schicksal und die Aufgabe meisterndes Handeln nicht möglich. Ohnmächtig sehen sie zu, wie der Wirbel des Krieges Stück um Stück der beschützenden Mauer, des behüteten Landes, Menschen und Dinge mit sich fortreißt.

Das Schicksal Anhalts ist durch die strategische Bedeutung heraufbeschworen, die das Land ab 1625 für die kaiserliche Kriegsfüh-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0107

rung gewann. Entscheidend ist der Besitz wichtiger Straßenzüge und Flußübergänge. Anhalt erstreckt sich, wie bekannt, als Flachland von den Ufern der Mittelelbe zum Ostharz, verhältnismäßig schmal nach Mitteldeutschland hinein. Das Land ist ein altes, historisch erwachsenes Verbindungsstück vom östlichen Kolonialland zu altdeutschen Herrschafts- und Siedlungsgebieten des Ostharzes. Anhalt muß innerhalb dieses Raumes von jedem nur in etwas in nord-südlicher Richtung streichenden Straßenzug, wenn auch nur auf kurze Strecken, durchschnitten werden. Diese Routen treffen, soweit sie nach Osten gerichtet sind, auf den schwer passierbaren Graben des Elbflusses, sodaß die nicht allzuvielen traditionellen Flußübergänge den Verkehr konzentrisch ansaugen. Hierin liegt die Bedeutung der Dessauer Elbbrücke.

Nehmen wir das heute nicht mehr anhaltische Aschersleben als Mittelpunkt des Straßennetzes (s. Karte 1), so laufen hier Hauptzweige von folgenden drei Straßensystemen sternförmig zusammen[1]).

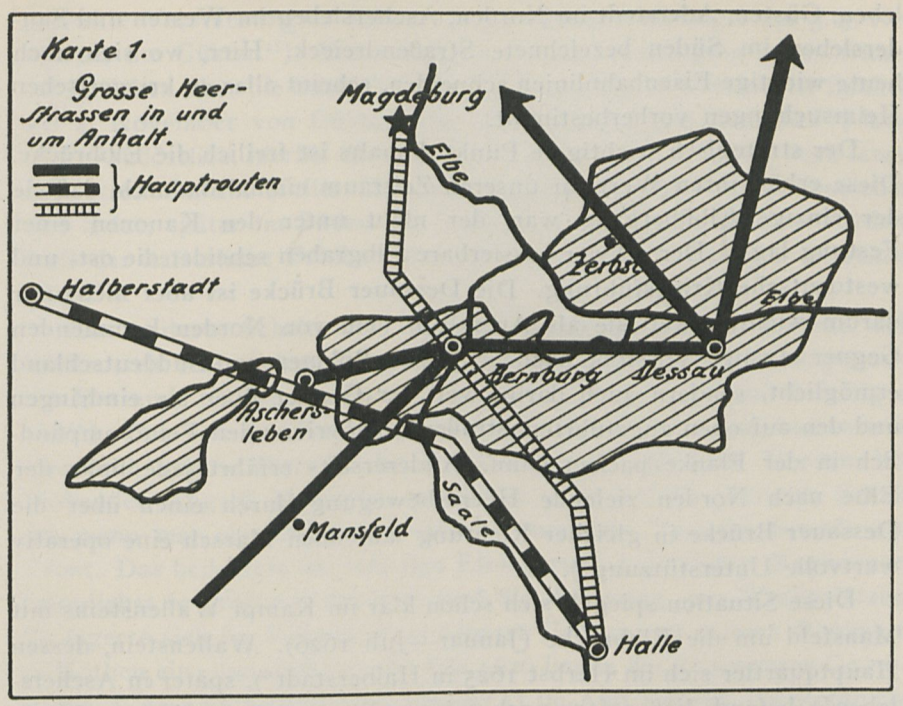
I. Die Verbindung Westfalen und Braunschweig—Nordharz—Halle—Leipzig—Böhmen. Der Hauptzweig Halberstadt—Ditfurt—Aschersleben nimmt hier die Nordharzrandstraße von Gernrode—Ballenstedt—Ermsleben auf und entsendet von Halberstadt hinwiederum einen Zweig über Harkerode ins Mansfeldische. Diese drei Zweige kreuzen das Gebiet des heutigen Kreises Ballenstedt, und zwar in Hoym oder in Gernrode—Opperode oder bei Badeborn—Radisleben. Die Hauptstraße führt von Aschersleben auf einer heute nicht mehr existierenden Linie durch den Südzipfel des (jetzigen) Bernburger Kreises über Schierstedt—Schackstedt nach Könnern und Halle. Der Saaleübergang, schon außerhalb Anhalts, ist in Alsleben.

II. Das zweite Straßensystem — ebenfalls mit Halle—Leipzig und Böhmen als südlichem Verkehrsgebiet — läuft in nördlicher Richtung links der Elbe auf Magdeburg zu. Hier schneiden anhaltisches Gebiet auf längere Strecken: die Straße Magdeburg—Dodendorf—Staßfurt—Neundorf—Aschersleben, wo sie an das erste System anschließt. Ein Seitenast führt von Staßfurt direkt nach Güsten, weiter über Osmarsleben—Schackstedt nach Sandersleben, Weitere große Straßenzüge dieses Systems queren das Köthener und Bernburger Land: Magdeburg—Neugattersleben—Bernburg—Gröbzig—Kattau und: Magdeburg—Kalbe—Gerbitz—Wörbzig—Wieskau sowie Kalbe—Drosa—Köthen—Radegast. Alle drei Wege führen nach Halle[2]).

[1]) S. B. Heese, Von alten Heerstraßen im Saalelande, in: Anh. Kurier Bernburg, 6. u. 9. Dez. 1927 u. die fraglichen Meßtischblätter.

[2]) Die Rekonstruktion der zweiten Straße über Wörbzig als bloßer Seitenast der Kattauer Linie bei Heese a. a. O. beruht auf einem Irrtum. Vgl. „Neue kursächs. Postkarte" v. Zürner 1730 und Schulkarte des Herzogtums Anhalt v. Fischer (Dessau, Reißner). Die von Heese angezogene Bemerkung bei Lindner, Geschichte und Beschreibung des Landes Anhalt 575 (Wörbzig) bezieht sich auf eine selbständige, von beiden Karten verzeichnete Straße.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0108



III. Die große, fast ganz Anhalt durchquerende Ost-West-Straße. In ihr ist die durch die Elbbrücke bedingte Verkehrsführung am reinsten ausgeprägt, sie wirkt als eine einzige ungeheure Brückenrampe. Gleichzeitig hebt diese Straße aber auch, da sie die Hauptschlagader des langgestreckten Landes bildet, die durch Anhalt dargestellte Ostharz-Ostlandverbindung drastisch und einprägsam hervor. — Die von Schwaben und Franken kommende Straße läuft über Thüringen—Sangerhausen—Mansfeld und quert anhaltisches Gebiet (z. T.) bei Sandersleben—Freckleben und schließt in Aschersleben an die oben angeführten Straßen an. Die Fortsetzung führt über Güsten, wo sie eine direkte Verbindung von Sandersleben über Schackstedt aufnimmt[3]), und weiter über Bernburg—Drosa—Reppichau nach Dessau (hier stößt die Halle—Dessauer Straße zu ihr), setzt bei Roßlau über die Elbe und strahlt über Zerbst und über den Fläming nach Norden und Nordosten wichtige Verkehrsstraßen aus. In der Mitte ihrer anhaltischen Linienführung wird die Straße von der Saale durchschnitten. Auch dieser Übergang ist anhaltisch, ist Bernburg. Nördlich und südlich hiervon entsenden noch andere anhaltische Saaleübergänge (so Plötzkau, Wirschleben, Nienburg) ihre Straßen in fächerförmiger Verengerung zur Elbbrücke.

Was an diesen drei Straßensystemen sofort ins Auge fällt, ist ihr in Westanhalt gelegenes Kreuzungsgebiet, nämlich das durch Osmars-

[3]) Da Lindner a. a. O. 318 in Sandersleben ein „Bernburger und Alsleber Tor" aufführt, nehme ich von Schackstedt eine direkte Verbindung nach Bernburg über Aderstedt an.

leben, Güsten, Aderstedt im Norden, Aschersleben im Westen und Sandersleben im Süden bezeichnete Straßendreieck. Hier, wo sich noch heute wichtige Eisenbahnlinien schneiden, scheint alles zu kriegerischen Heimsuchungen vorherbestimmt.

Der strategisch wichtigste Punkt Anhalts ist freilich die Elbbrücke. Diese erhält ihren Wert für unseren Zeitraum einmal dadurch, daß sie der einzige Elbübergang war, der nicht unter den Kanonen einer Festung lag[4]). Der schwer passierbare Elbgraben scheidet die ost- und westdeutsche Kriegsführung. Die Dessauer Brücke ist aber nicht nur darum wichtig, weil sie als Ausfalltor dem von Norden kommenden Gegner etwaige Vorstöße nach Schlesien, Böhmen und Süddeutschland ermöglicht, sondern auch darin, weil der Gegner über sie eindringen und den auf oben angeführten Straßen manövrierenden Feind empfindlich in der Flanke packen kann. Andererseits erfährt jede links der Elbe nach Norden zielende Heeresbewegung durch einen über die Dessauer Brücke in gleicher Richtung laufenden Marsch eine operativ wertvolle Unterstützung[5]).

Diese Situation spiegelt sich schon klar im Kampf Wallensteins mit Mansfeld um die Elbbrücke (Januar—Juli 1626). Wallenstein, dessen Hauptquartier sich im Herbst 1625 in Halberstadt[6]), später in Aschersleben[7]) befand, ließ sofort nach seinem Einmarsch in die mitteldeutschen Stifter auch Aschersleben und — nun nördlich im Bogen Anhalt umfassend — Staßfurt und Kalbe besetzen[8]). Das hatte Eingriffe in anhaltisches Gebiet auf der Straße Aschersleben—Staßfurt zur Folge[9]). Der westliche Teil des Bernburger Saalelandes wurde Durchzugsgebiet und Sammelplatz der kaiserlichen Truppen. Längere Besetzungen fanden freilich noch nicht statt. Der Anführer des Wallensteinischen Detachements, das die Winterquartiere in den Stiftslanden derart nach allen Seiten sichern sollte, war Graf Schlick, er erreichte bereits zwischen dem 26. und 29. Oktober Kalbe als vorläufig äußersten nördlich von Anhalt[10]) gelegenen Punkt und traf zurückmarschierend in der Gegend von Güsten auf weitere, wohl von Aschersleben nach-

[4]) Heimann, Die Landesverteidigung im Fürstentum Anhalt 447.

[5]) Ritter, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation und des 30jährigen Krieges III 323; Ranke, Geschichte Wallensteins 47.

[6]) Opel, Der niedersächsisch-dänische Krieg II 321.

[7]) Klopp, Der 30jährige Krieg II 583.

[8]) Opel a. a. O. II 321.

[9]) Am 23./24. Oktober 1625. Heimann a. a. O. 418. Die Staßfurt besetzenden Truppen müssen identisch mit den hier erwähnten sein, vgl. Anm. 10.

[10]) Opel a. a. O. II 321.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0110

gerückte Verstärkungen. Dieser Truppenkörper nächtigte am 3./4. November um Güsten[11]). Ein Vortrupp von 600 Mann ging schon früher bei Alsleben über die Saale[12]). Mit der Hauptmacht überschritt Schlick am 4. November von Güsten aus bei Bernburg den Saalefluß[13]) und rückte südöstlich, hierbei die Grenze des anhaltischen Staates noch lange hart streifend, auf Halle. Da gleichzeitig im Norden Neuhaldensleben und Salze, später im Süden die Grafschaft Hohnstein besetzt wurden, hielt der kaiserliche Feldherr das Gebiet links der Elbe fest in seiner Hand[14]).

Ein weiterer Schritt über diese Unternehmungen hinaus war, daß Wallenstein einen seiner Hauptstützpunkte nach Anhalt selbst legte und die Dessauer Elbbrücke am 2./3. Januar 1626 besetzen und befestigen ließ[15]). Das von den Kaiserlichen beherrschte Operationsgebiet wurde hierdurch gegen überelbische Einfälle, gegen den von Norden her drohenden Angriff Mansfelds geschützt. Die Anhalt querende Straße ist, wenn man den Ausdruck erlaubt, nunmehr Vormarschstraße zur Front. Das bedeutete die ständige Einlagerung kaiserlicher Regimenter (möglichst in größeren Städten) und die Anlegung von Werbeplätzen. So lagerte sich im Februar 1626 Oberst Hebron mit seinem Regiment in Köthen ein; vom Februar bis Juli 1626 liegen die Regimenter Coronino, Gonzaga und Wiedenhorst im Amt Köthen, das Regiment Lamotte im Amt Nienburg[16]). Das Gesamtland wird nunmehr nicht nur von Durchzügen gestreift, sondern ist durch die Wegnahme der Saale- und Elbübergänge und der wichtigsten Straße von Wallenstein militärisch okkupiert und zum Etappengebiet geworden[17]).

---

[11]) Der nun folgende Zug zur Besetzung von Halle ist mehrfach falsch dargestellt worden. Heimann a. a. O. 423, der Opel II 321 korrigiert, während Wäschkes Angaben (Anh. Geschichte III 57) unzuverlässig sind und die neueste Arbeit, Stieler, Der 30jährige Krieg im südlichen Teil des Anh. Saalelandes (Anh. Geschichtsblätter VI/VII 70 f.) die Tatsachen vermengt.

[12]) Sie müssen in der Gegend von Güsten gelegen haben. Krause, Urkunden und Aktenstücke I 70. Die Nachricht bei Heimann betr. 1. Nov. ist wohl auf die Truppenansammlung bei Güsten zu beziehen.

[13]) Staatsarchiv Zerbst K C 16 a 3 f III, 1.

[14]) Opel III 321, 325 f.

[15]) Vgl. meine Arbeit: Die Verhandlungen anhaltischer Fürsten mit Wallenstein vor und nach der Besetzung der Dessauer Elbbrücke.

[16]) StA. Zerbst D C 16 c 1 Nr. 62. Ich ergänze unvollständige Angaben.

[17]) Über den typischen Zustand und die Nöte des „Etappengebietes" vgl. Krause I 717—728; Flemming, Die Lasten Anhalts während des 30jährigen Krieges, Jenaer Diss. 44 ff., 50; Gebensleben, Die Kriegsleistungen Anhalts während der Jahre 1625 bis 1632 (Diss. Halle) 15 (Angaben für Bernburg), ferner StA. Zerbst D c 16 c 1 Nr. 62 („viele kleine Durchzüge").

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0111

Wallenstein ließ im Frühjahr 1626 über Dessau auf dem rechten Elbufer mehrere Unternehmungen ausführen. Gleich nach Besetzung der Brücke wurde das Hilfskorps des Magdeburger Administrators bei Jüterbog vernichtet[18]). Graf Schlick unternahm Mitte Februar mit 42 Kompagnien einen Streifzug in Richtung Stendal, wo die restliche Mannschaft des Administrators bei Parchau zersprengt wurde (16. Februar)[18a]). Daß Wallenstein im Zusammenhang hiermit mit seinem ganzen Heere über die Elbe und ebenfalls in Richtung Zerbst gezogen sein soll, ist ins Reich der Fabel zu verweisen[19]). Wir finden vielmehr Wallenstein fast ständig in seinem damaligen Hauptquartier Aschersleben[20]), wo er allerdings das Vorgehen Mansfelds gespannt beobachtete und rekognoszieren ließ[21]). Im April zieht Wallenstein nach einer anfänglichen Wendung gegen Nordwesten an Magdeburg vorbei nach Wolmirstedt, wo der Parteigänger Mansfelds, General Fuchs, geschlagen wird. Der Kampf um die Elblinie ist entbrannt und nähert sich unaufhaltsam der Dessauer Elbbrücke. Wallenstein eilt am linken Elbufer, wie Mansfeld auf dem rechten, dem Dessauer Brückenkopf zu und rückt über Kalbe—Aken in anhaltisches Gebiet ein[22]). Der Verlauf der Schlacht ist bekannt[23]). Wesentlich für Anhalt war die Folge, daß nun auch der Zerbster Teil völlig und im verstärkten Maße dem Zugriff Wallensteins offen lag. Wir alle wissen, wie eine Zeit schärfster Not für Anhalt begann, vor allem für Zerbst. Das Stillager des Heeres lastete durch fortgesetzte Geldkontributionen, Lebensmittelforderungen und Plünderungen schwer auf dem Lande. Als Wallenstein im August endlich über die Elbbrücke abzieht, dem in Schlesien einbrechenden Mansfeld nach, da hat er den wertvollen Dessauer Brückenkopf als

---

[18]) Heimann a. a. O. 439 ff.

[18a]) Beckmann III 296, 378. Opel a. a. O. II 397.

[19]) Wie Flemming und Wäschke zu dieser Feststellung kommen konnten, ist nicht recht ersichtlich. Die Erwähnung Wallensteins bei Beckmann III 296 ist offensichtlich falsch, die Notiz bezieht sich auf den Durchzug Schlicks, bei Beckmann III 378, was auch die Übereinstimmung der Marschdaten (14. und 23. Febr. für Dessau, 14. und 22. Febr. für Zerbst) beweist. Im andern Falle müßte ein alle wesentlichen Kriegsleiden zusammenfassendes Schriftstück wie StA. Zerbst DC 16c 1 Nr. 62 Wallensteins Zug doch erwähnen!

[20]) Klopp a. a. O. II 659; Krause a. a. O. I 99; Irmer, Die Schlacht an der Elbbrücke bei Dessau (in: Mitt. des Vereins für Anh. Gesch. und Altertumskunde I 661).

[21]) Ritter a. a. O. III 323.

[22]) Wäschke a. a. O. III. 60.

[23]) Wäschke a. a. O. III 61 ff., auch für das Folgende. Wallenstein war bereits am 27. April wieder in Kalbe (Flemming a. a. O. 35 Anm. 4).

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0112

sichere Position im Rücken und hält damit die Verbindung mit Mitteldeutschland und mit seinen süddeutschen Werbeplätzen in der Hand. Der Krieg zog sich in andere Gegenden, und Anhalt trat in eine neue Epoche seiner Leiden ein[24]).

Neue Beziehungen zu dem im Norden operierenden Wallenstein entstehen. Die Epoche der Truppendurchzüge beginnt. Der Besitz des Flußübergangs und der über ihn führenden Heerstraßen führt neue Heimsuchungen herauf.

Unablässig wälzt sich der Strom der aus dem Süden, meist aus Schwaben und Franken über Thüringen kommenden Nachschübe über die Elbbrücke nach der Ostsee, dem neuen Schauplatz des Krieges entgegen. Andere Abteilungen ziehen an die Oderlinie. Rückmärsche, kriegerische Teilaktionen in Mitteldeutschland vervollständigen das Bild[25]). Fast alle Züge — größere und kleinere Truppenkörper auf Einzelmarsch oder bunt gemischt — gehen über Sangerhausen—Mansfeld, treten bei Sandersleben in das anhaltische Gebiet ein und laufen über Bernburg—Drosa—Wulfen—Chörau—Dessau nach Norden. Die Marschroute wird durch den Lauf der großen Straße Thüringen—Brandenburg quer durch Anhalt bedingt[26]).

Auf diese Art schnitten die Märsche das Land nicht nur an der Peripherie an, sondern durchzogen fast das ganze Staatsgebiet. Versuche, einzelne Truppenzüge über eine mehr südliche Route, über Alsleben nach Dessau zu lenken, mißglückten. Die Kriegsleistungen Anhalts waren darum unverhältnismäßig hoch[27]). Die täglichen Marschleistungen der Truppen betrugen etwa 20—22 km. Artillerie blieb darunter, Kavallerie leistete kaum mehr. Die Einquartierung, die in straßennahen, zusammengelegenen Dörfern erfolgte, traf immer wieder dieselben Ortschaften, so im Bernburger Umkreis stets wieder Güsten, Ilberstedt, Aderstedt und Osmarsleben, auch Schackstedt, Freckleben, Amesdorf. Im Köthener Gebiet wurden (an der alten Bernburg—Dessauer Straße) in der Regel Wulfen, Drosa und Reppichau, ferner Pißdorf, Rosefeld, Thurau und Zabitz betroffen, während im Zerbster Land entsprechend dessen geringerer Leistungsfähigkeit größere Flächen her-

---

[24]) Ritter a. a. O. III 344ff.

[25]) Für die Einzelangaben vgl. Stieler a. a. O. 72ff., er ist aber keineswegs vollständig. Zuverlässiger ist Flemming a. a. O. (bis 1629 reichend) allerdings auch sehr in Einzelheiten befangen.

[26]) Unterlagen hierfür Krause a. a. O. I und Flemming a. a. O. 63—64, 75, 78; auch spez. für Marschroute über Bernburg—Schackstedt—Sandersleben.

[27]) Hierüber, über die Art der Unterbringung, Verpflegung der Truppen sowie über die Finanzierung der Durchzüge, vgl. die sehr sorgfältige Diss. von Gebensleben.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0113

angezogen wurden[27a]). Die überaus starke Inanspruchnahme von Aderstedt, Osmarsleben, Ilberstedt und Güsten[28]) erklärt sich noch daraus, daß diese Orte in dem oben bezeichneten Verkehrsdreieck liegen. Diesen schmalen Landstrich querten auch Truppen, die nicht zur Elbbrücke zogen, sondern nördlich in Richtung Magdeburg abbogen. Die genannten Dörfer dienten hierbei auch d i e s e n Truppen als Nachtquartier (s. Karte 2).

Hinzu kam noch, daß Wallenstein Anhalt durchaus als Etappengebiet behandelte, d. h. also nach dem Grundsatz seiner Kriegsführung ihm den ständigen Unterhalt einiger Kompagnien auferlegte. Schon beim Abzug Wallensteins nach Schlesien blieben neben Altringers 4 Kompagnien (der Besatzung der Elbschanze) 4 Schlick'sche Kompagnien in Köthen sowie in Zerbst 400 Söldner Merodes zurück[29]). Musterplätze wurden eingerichtet. Das Regiment Altringer, das 1627 in seiner vollen Stärke mit 8 Kompagnien in Anhalt lag (je zur Hälfte in Zerbst und in der Schanze) wurde allmählich auf 4, später auf 2, schließlich auf 1 Kompagnie beschränkt (die in der Schanze lag). Das Jahr 1629 brachte auch in dieser Hinsicht neue Lasten[30]).

Die Durchzüge, meist in der oben gekennzeichneten Richtung, dauerten für die Jahre 1629/30 an[31]). Die Kriegsereignisse der Jahre 1630/31 schufen für Anhalt ein neues Bild. Wallenstein ist abgedankt. Tilly hatte vergeblich versucht, den in Pommern stehenden Gustav Adolf im Norden festzuhalten und ihm den Weg oderaufwärts zu verlegen. Er konzentrierte nun sein Heer vor Magdeburg, um gegen den rechts der Elbe südlich vorstoßenden Schweden aus einer sicheren Stellung operieren zu können[32]). Von Anfang April 1631 an wird die Belagerung Magdeburgs energischer betrieben[33]). Anhalt litt unter diesen Operationen auf zweierlei Weise. Einmal häuften sich die Truppendurchzüge von Thüringen über Sandersleben—Güsten in Richtung Magdeburg. So zogen u. a. 5 Fürstenbergische Kompagnien mit Belagerungsartillerie durch, diesmal über Freckleben—Mehringen—

[27a]) Die Verteilung erfolgte nach der Straßenlage der Dörfer sowie gemäß ihrer Zugehörigkeit zu den einzelnen die Kriegsleistungen aufbringenden Landesteilen.

[28]) Krause a. a. O. I 357.

[29]) So nach Angaben St. A. Zerbst DC 16c 1 Nr. 62.

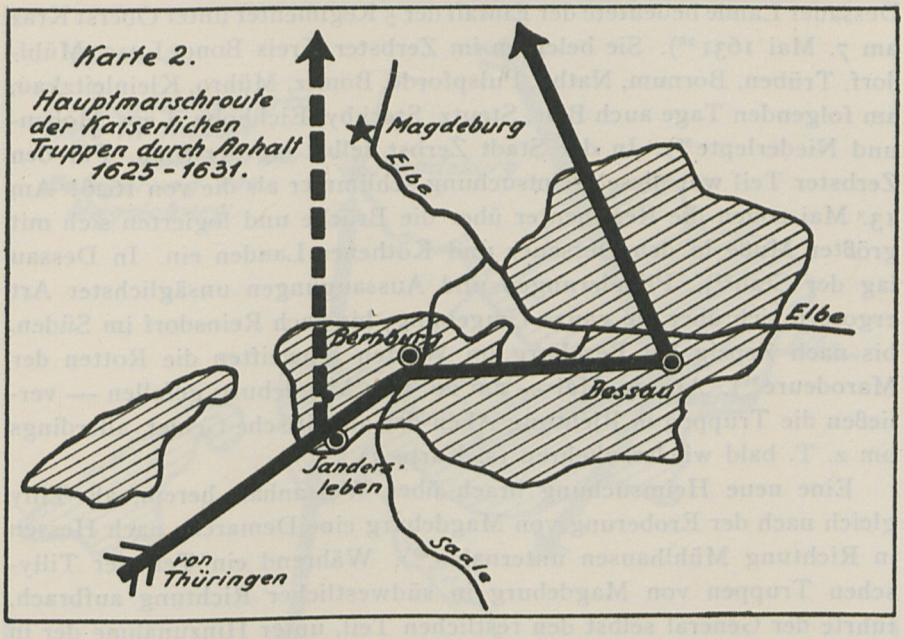
[30]) Wäschke a. a. O. III 73. Ergänzende Angaben (Gramb, Marazzani) Flemming a. a O. 65, 86.

[31]) Stieler a. a. O. 72ff. Daß übrigens Wallenstein auf dem Rückmarsch von Norden nochmals über Dessau gekommen sein soll, beruht auf einen Irrtum Wäschkes. Vgl. Krause a. a. O. I.

[32]) Ritter a. a. O. III 477/478.

[33]) Ritter a. a. O. III 478.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0114



Aschersleben—Egeln. Diese Route, die in der Folgezeit noch mehrfach eingeschlagen wurde, war für Anhalt verhältnismäßig harmlos.

Dieser Truppenbewegung geht eine andere zur Seite. Heeresabteilungen zogen von Norden über die Dessauer Brücke und verteilten sich über das linkselbische Anhalt und die angrenzenden Gebiete. Hier warteten sie ihre Vereinigung mit anderen Truppenkörpern bzw. den Abmarsch des Gesamtheeres ab. Tilly, der in jenen Zeiten (April—Mai 1631) den Ring um Magdeburg fester schloß, nahm also seine Truppen in größerem Maße auf das linke Elbufer zurück. Anhalt war Etappengebiet der Tilly'schen Armee geworden. Es handelte sich hier, entsprechend der Heereskonzentration, um bedeutend größere Truppenkörper als vordem.

Charakteristisch hierfür sind die bisher unbekannt gebliebenen Durchzüge der Regimenter Bernstein und Altsachsen, deren Route von Norden zur Dessauer Elbbrücke und von dort nach Weissandt geht; hierauf wird, nach einem Marsch über den Radegaster Damm, in den Halleschen Stiftslanden Quartier genommen. Schließlich ziehen die Regimenter nach längerem Stillager wieder durch Anhalt über Bernburg nach Kalbe und vereinigen sich dort mit den unten aufgeführten 5 Regimentern der Abteilung Kraz[34]). Eine beispiellose Heimsuchung für die Zerbster, Köthener und

[34]) Krause a. a. O. II 187 (Nr. 23, „3 Regimenter", wohl Schreibfehler?), II 163 (Nr. 16), II 188 (Nr. 24), II 196 (Nr. 30) und II 197 sowie Tagebuchnotiz Christians II. 8. Mai 1631.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0115

Dessauer Lande bedeutete der Einfall der 5 Regimenter unter Oberst Kraz am 7. Mai 1631[35]). Sie belegten im Zerbster Kreis Bone, Luso, Mühldorf, Trüben, Bornum, Natho, Pulspforde, Bonitz, Mühro, Kleinleitzkau, am folgenden Tage auch Bias, Steutz, Steckby, Eichholtz, Leps, Hohen- und Niederlepte[36]). In der Stadt Zerbst selbst lag der Stab. Für den Zerbster Teil war diese Heimsuchung schlimmer als die von 1626! Am 13. Mai zogen die Regimenter über die Brücke und logierten sich mit größter Muße in den Dessauer und Köthener Landen ein. In Dessau lag der Stab[37]). Plünderungen und Aussaugungen unsäglichster Art ergossen sich über die ganze Umgebung; bis nach Reinsdorf im Süden. bis nach Zepzig bei Bernburg im Westen schweiften die Rotten der Marodeure[38]). Am 25. Mai — am 20. war Magdeburg gefallen — verließen die Truppen in Richtung Aken das anhaltische Gebiet, allerdings um z. T. bald wiederzukehren (s. Karte 3).

Eine neue Heimsuchung brach über Westanhalt herein, als Tilly gleich nach der Eroberung von Magdeburg eine Demarche nach Hessen in Richtung Mühlhausen unternahm[39]). Während ein Teil der Tillyschen Truppen von Magdeburg in südwestlicher Richtung aufbrach, führte der General selbst den restlichen Teil, unter Hinzunahme der in letzter Zeit durch Anhalt gezogenen, jetzt bei Kalbe—Aken stehenden Regimenter in Richtung Mansfeld nach Süden. Es waren im ganzen 14 Regimenter zu Roß und 11 zu Fuß, von denen 8 in Anhalt ausführlicher Quartier nahmen. Tilly selbst, der am 4. Juni in Staßfurt übernachtet hatte, eilte über Neundorf direkt nach Aschersleben, während die 8 Regimenter mitsamt der Artillerie meist von Staßfurt südöstlich abbogen und zwischen Güsten, Warmsdorf und Sandersleben ein dreitägiges Stillager hielten (5.—8. Juni)[40]).

[35]) Die Zahl wird auch auf 7 oder 6 angegeben, jedenfalls zogen 5 über die Brücke: Montecuculi, Coloredo, Hidou, Strozzi, Isolani (Kroaten), Collalto, der in Zerbst aufgeführt wird, scheint detachiert zu sein.

[36]) Krause II 204 (Nr. 43) und 203 (Nr. 42). Ich gebe diesen Durchzug ausführlicher, da er bisher noch nicht nach Gebühr erwähnt und eingeordnet ist.

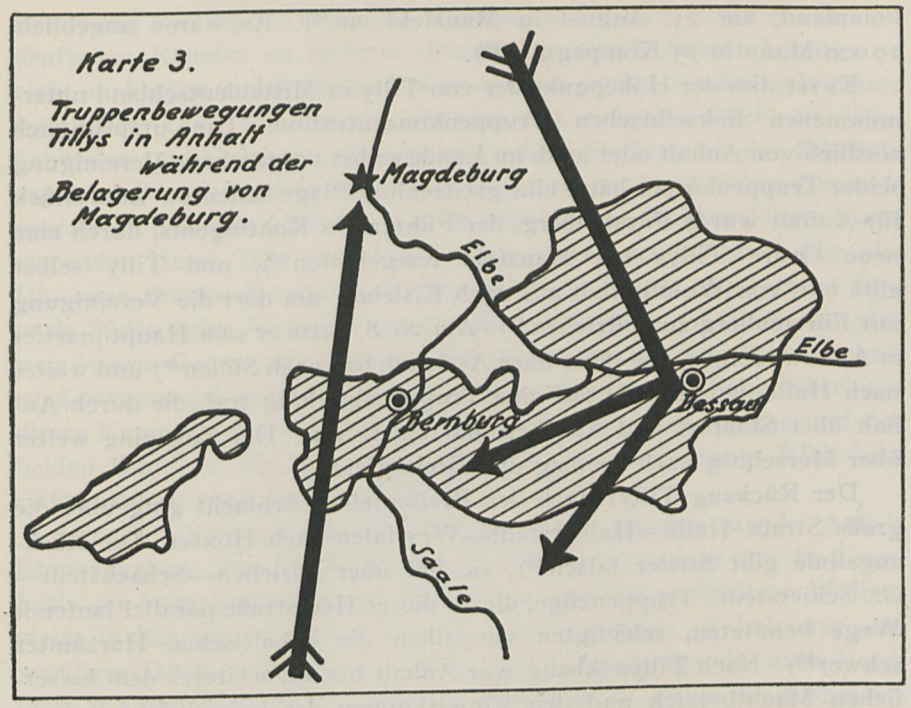
[37]) Die Verteilung war Reppichau, Elsnigk: Montecuculi 6 Komp.; Mosigkau, Choerau: Coloredo 6 Komp.; Rosefeld: Hidou; Pißdorf, Osternienburg: Strozzi 5 Komp.; Gr.-Kühnau: Isolanis Kroaten 6 Komp. (nach Christians II. Tagebuchaufzeichnungen).

[38]) Krause II 223ff., 240ff.

[39]) Ritter a. a. O. III 492.

[40]) St. A. Zerbst KC 16c 1 Nr. 45, 2; vgl. Tageb. Christians II. Die Verteilung war Amesdorf: Artillerie; Freckleben: Erwitt 5 Komp.; Gr.- und Kl.-Schierstedt: Schönberg 9 Komp.; Drohndorf, Mehringen: Cronberg 8 Komp.; Frose: Collalto 4 Komp.; Neundorf: Hidou 1 Komp.; Ilberstedt, Bullenstedt: Bernstein; Aderstedt: Montecuculi; Güsten, Schackstedt: Altsachsen 10 Komp.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0116



Tilly kehrte bereits Ende Juli, von den bedrohlichen Fortschritten Gustav Adolfs nach Norden gerufen, in schnellen Märschen zurück. Dieses Mal ging der Durchzug etwas glimpflicher ab, da der Feldherr im wesentlichen von Sandersleben aus die Straße Freckleben—Aschersleben—Egeln nach Magdeburg benutzte[41]) (29. Juli 1631).

Tilly lag vor Gustav Adolfs Lager in Werben an der Elbe. Er wurde von Gustav Adolf, der rechts des Flusses südwärts davonzog und über Wittenberg nach Leipzig zielte, ebenfalls zum Südabmarsch genötigt. Politische Rücksichten, wie der drohende Abfall Kursachsens, sprachen mit[42]). Tilly zog nun wieder (zum dritten Male in drei Monaten) über die anhaltischen Straßen und wieder durch jenes Verkehrsdreieck Aschersleben—Staßfurt—Sandersleben[43]).

Kurz vorher war Anhalt einer drohenden Einlagerung größten Stils entgangen. Die bisher in Italien kämpfenden Truppen waren von Tilly nach Magdeburg beordert worden und trafen, von Süddeutschland

[41]) St. A. Zerbst BC 16c 1 Nr. 71.
[42]) Ritter a. a. O. III 496.
[43]) Krause a. a. O. II Abschn. 15.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0117

kommend, am 23. August in Mansfeld ein[44]). Es waren angeblich 10 000 Mann in 75 Kompagnien[45]).

Es ist dies der Höhepunkt der von Tilly in Mitteldeutschland unternommenen linkselbischen Truppenkonzentration. Die ursprünglich nördlich von Anhalt oder auch im Lande selbst vorgesehene Vereinigung beider Truppenkörper hätte eine grenzenlose Plage bedeutet. Zum Glück für Anhalt wurde Fürstenberg, der Führer des Kontingents, durch eine neue Ordre Tillys bei Mansfeld festgehalten[46]), und Tilly selbst eilte nun von Wolmirstedt aus nach Eisleben, um dort die Vereinigung mit Fürstenberg zu vollziehen[47]). Am 29. 8. hatte er sein Hauptquartier in Altenweddigen, zog dann über Aschersleben nach Süden[48]) und weiter nach Halle, wo er wohl auf eine Truppenabteilung traf, die durch Anhalt über Staßfurt und Alsleben marschiert war. Der Zug ging weiter über Merseburg nach Leipzig und Breitenfeld.

Der Rückzug Tillys nach der Breitenfelder Schlacht ging über die große Straße Halle—Halberstadt—Westfalen nach Höxter. Die Rückzugslinie gibt Stieler falsch[49]), sie lief über Alsleben—Schackstedt—Gr. Schierstedt. Truppenzüge, die zu dieser Heerstraße parallel laufende Wege benutzten, schädigten vor allem die anhaltischen Harzämter schwer[50]). Nach Tillys Abzug war Anhalt bis auf weiteres dem kaiserlichen Machtbereich und den Einwirkungen der kaiserlichen Kriegsführung entzogen.

Fassen wir noch einmal die Geschicke zusammen, die Anhalt bis zu diesem entscheidenden Wendepunkt durchleben mußte.

Die strategische Bedeutung des anhaltischen Landes ist durch den Verlauf und die Schnittpunkte der drei großen Straßensysteme gegeben. Eine besondere Note erhält sie noch durch die „ansaugende Kraft" der Dessauer Elbbrücke.

Wallenstein hatte sich im Herbst 1625 im Halberstädter Stift festgesetzt. Er sah seine Aufgabe darin, seine Winterquartiere durch

---

[44]) Krause a. a. O. II 272 (Nr. 10).

[45]) Ritter (III 497) gibt als wahrscheinliche Stärke diese Summen. Die Zahlen bei Krause (II 272) von 12 000 und von (II 268) 155 Komp. sowie bei Wäschke (III 76) mit 15 000 sind zu hoch.

[46]) Krause a. a. O. II 272 (Nr. 11).

[47]) Ritter a. a. O. III 497.

[48]) Wäschkes Angabe III 77, wonach der Hauptübergang über die Saale bei Alsleben erfolgt sein soll, ist unrichtig. Es kann sich bei Alsleben nur um eine mit der angegebenen Route Tillys parallel laufende Bewegung eines einzelnen Kontingents gehandelt haben, da ein Weg Aschersleben—Alsleben—Eisleben sinnlos wäre.

[49]) Stieler a. a. O. 79.

[50]) StA. Zerbst DC 16c 1 Nr. 62.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0118

Besetzung wichtiger Punkte im Norden, Süden und Osten des mitteldeutschen Raumes zu sichern. Durchzüge durch Anhalt konnten so nicht ausbleiben und betrafen dessen von den großen Straßen gekreuzten westlichen Teil. Wallenstein erkannte mit sicherem Blick die Möglichkeiten und Gefahren, die sich aus seiner Stellung an der Elbelinie ergaben. Dem Vorgehen Mansfelds entsprang des kaiserlichen Generals operativer Gedanke: der Versuch Mansfelds, die in Mitteldeutschland stehenden Heere Tillys und Wallensteins durch den Einbruch über die Dessauer Brücke in der Flanke zu packen und nach errungenem Sieg nach Süden oder Südosten vorzustoßen, veranlaßte Wallenstein, sich v o r seinem Gegner des Dessauer Brückenkopfes zu versichern. Anhalt wird mitsamt seinen Hauptstraßen besetztes Gebiet. Der Schlußabschnitt dieses Kampfes ist eine parallel laufende Bewegung der Gegner auf den beiden Elbufern, die sich zwangsläufig nach der Dessauer Elbbrücke zieht. Anhalt wird Kriegsschauplatz.

Mit der Verlagerung des Krieges nach Norden wurde Anhalt Etappengebiet. Von Mecklenburg und Pommern spannte sich die dünne Linie der Etappenstraßen nach den Werbe- und Sammelplätzen Wallensteins in Mitteldeutschland, Franken und Schwaben. Anhalt war notwendiges Durchzugsgebiet vor allem für Truppenzüge, die nach Nordosten gingen. Dies alles ergab sich ohnedies als Folge der bisher erlittenen Geschicke. Denn daß die ständige Besetzung der Dessauer Elbbrücke sowie die s. Zt. vollzogene völlige Okkupation den neutralen Charakter des Landes in den Augen des kaiserlichen Feldherrn verwischte und Anhalt dem Zugriff kaiserlicher Heere leichter auslieferte als z. B. Kursachsen, liegt auf der Hand.

Eine neue Situation beginnt mit dem Kampf Tilly — Gustav Adolf. Tilly hatte vergeblich versucht, den Schweden auf der Linie Stendal—Frankfurt a. O. und damit im Norden festzuhalten. Er mußte ihn über kurz oder lang nach Mitteldeutschland hereinlassen. Tilly ging zum Zweck des stärkeren Widerstandes hinter die Elbelinie zurück und konzentrierte sein Heer um Magdeburg, um den starken Eckpfeiler des evangelischen Deutschland, der nun endlich auch zerbrach. Im Zusammenhang hiermit zog sich der Krieg wieder in anhaltisches Gebiet. Große Truppenmassen strömten durch das Festungstor des Dessauer Brückenkopfes. Sie lagen in und um Anhalt. Aus Thüringen und Süddeutschland wurden Truppen herangezogen, um den eisernen Ring um Magdeburg zu verstärken. Auch sie querten anhaltisches Gebiet. Gleichzeitig mit dem Fall der Feste wird die Dessauer Elbbrücke abgebrannt. Demzufolge hören alle Märsche auf, die Anhalt in seiner Gesamtlänge durchziehen. Umsomehr wurden die an der Peripherie ge-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0119

legenen Gebiete betroffen. Auf die Eroberung Magdeburgs folgte das Tillysche Unternehmen gegen Hessen, und nun beginnen, ähnlich wie einst bei Wallenstein und Mansfeld, die gegnerischen Heere an den beiden Elbufern entlang zu ziehen. Nur ist diesmal der Evangelische schneller, und das verbündete Kursachsen stellt ihm in Wittenberg einen sonst gesperrten Elbübergang zur Verfügung. So kommt es, nachdem die Tillyschen Nordsüdzüge Anhalt dreimal durchschnitten hatten, im Süden unseres Landes zur Entscheidungsschlacht, also nicht im Lande selbst, und bald verkündeten brennende Dörfer in der Gegend von Freckleben den letzten Durchzug der Tillyschen Armee. Für Anhalt fällt damit über dem ersten außerordentlich dramatischen Akt des 30jährigen Krieges der Vorhang.

Die Menschen aber — und zumal die Verantwortlichen — waren hier in einem tragischen Zwiespalt. Der unfertige und erstarrte Zustand des Reiches lieferte den kleinen Staat dem Zugriff des Mächtigen aus. Wollen und Können standen unvereinbar gegeneinander. Aber auch dies war ein schöpferischer Prozeß, der die Entwicklung der Geschichte, des Staates vorwärts trieb — ein Prozeß, der letzten Endes gerade durch sein absurdes Verhältnis von Passivität und Aktivität das Menschliche selbst auflockerte und bis in seine letzten Wurzeln erschütterte, umgestaltete —, für das Handeln in einer besseren Zukunft. Neue, sehnsüchtig-tiefe und vielverschlungene Gefühlskräfte begannen sich nach der Erstarrtheit der Jahrhundertwende zu regen. Der Mensch strebte von den Trümmern seiner irdischen Heimat der ewigen zu.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0120

Johann Heinrich Rolle.

Ein mitteldeutscher Musiker des 18. Jahrhunderts.

Von Erich Valentin.

Übersicht: Einleitung S. 109. — I. Rolles Leben S. 110. — II. Rolles musikgeschichtliche Stellung S. 150. — Anhang: Verzeichnis der im Druck erschienenen Werke Rolles S. 158.

Einleitung.

Die geschichtlichen Voraussetzungen, auf denen sich die musikalische Haltung Magdeburgs im 18. Jahrhundert aufbaut, sei es in der inneren Organisation des Musiklebens, sei es in der Prägung einer stilistischen Richtung des dort zutage tretenden kompositorischen Schaffens, gehen bis in das 10. Jahrhundert zurück. Das Jahr 937, in dem durch Otto I. das Mauritiuskloster instituiert wurde, brachte auch die „ars musica", eine theoretisch fundierte Musik also, die in unmittelbaren Kontrast zur gängigen Volksmusik trat. Von diesem Zeitpunkt an datiert die Stellung Magdeburgs als Musikstadt[1]) innerhalb des mitteldeutschen Umkreises. Die politische Blütezeit des Erzstifts hatte keinen nennenswerten Einfluß auf die Musik des Doms, die lediglich unter Erzbischof Wichmann und Ernst von Sachsen florierte. Eine namentliche Festlegung beginnt

[1]) Die wissenschaftliche Erforschung der Musikgeschichte Magdeburgs wurde zuerst von Priv.-Doz. Dr. Bernhard Engelke aufgenommen; seine Einzelstudien sind in den „Geschichtsblättern" enthalten, darunter die „Geschichte der Musik am Dom" (1913), die aber nur bis zur Zerstörung geführt ist. Die Tätigkeit Richard Wagners (1834/36) in Magdeburg (1913) und eine kurze Geschichte des Theaters (1926) hat Max Hasse, eine ziemlich eingehende „Geschichte des Magdeburger Theaterwesens" Wilhelm Widmann (Montagsblatt 1925) zum Gegenstand der Betrachtung gemacht. Meine Aufsätze über verschiedene Epochen und Einzelheiten der Musikgeschichte Magdeburgs sind im Montagsblatt (1931/32) abgedruckt; meine biographischen Arbeiten über G. Ph. Telemann und F. E. Fesca (Mitteldeutsche Lebensbilder Bd. V) sowie meine 1931 (bei A. Hopfer, Burg b. M.) erschienene „Telemann"-Biographie seien noch erwähnt. In Bd. 68 der „Geschichtsblätter" (1933) wird mein „Grundriß der Musikgeschichte Magdeburgs" als ein erstmaliger Versuch der zusammenhängenden Darstellung der Entwicklung veröffentlicht werden. Die allgemeinen musikgeschichtlichen Fragen sind aus den einschlägigen Werken von Riemann, Moser, Dommer-Schering, Bücken, Adler, Sandberger, Werner u. a., auf die ich jeweils verweise, zu ersehen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0121

nach der 1230 vorgenommenen Reform der Dommusik mit Ludwig von Löwenberg, dem am Ende des 15. Jahrhunderts Wolff Heintz als nennenswert beizugesellen ist. Die Evangelisation der aufblühenden Stadt (1524) hatte einen merklichen Rückgang der Dommusik zur Folge, da sich der Schwerpunkt des religiösen und allgemein-kulturellen Lebens auf die Johanniskirche verschob, die zum Sitz des Generalkantorats bestimmt wurde. Mit Martin Agricola hebt die rühmliche Reihe der Kantoren an, die im 16. Jahrhundert Magdeburg mit der „Magdeburger Schule" als führend in den Vordergrund rückt; seine Nachfolger sind Gallus Dreßler, Leonhard Schröter, Erhart Hering, Friedrich Weißensee, Joachim Bonus und Heinrich Grimm, dessen erfolgreiches Wirken durch die Zerstörung Magdeburgs (1631) ein jähes Ende fand. Christoph Crusius nahm den Wiederaufbau in Angriff, dessen Vollendung im 17. Jahrhundert durch Malachias Siebenhaar und Johann Scheffler angebahnt wurde. 1664 wurde Georg Oesterreich, 1681 Georg Philipp Telemann in Magdeburg geboren. Mit ihnen bricht eine neue Zeit an. Christian Damisch und Benedictus Christiani markieren in einer sehr stillen, krisenreichen Phase des Magdeburger Musiklebens den Übergang zum 18. Jahrhundert, das in Christian Friedrich Rolle und vor allem dessen Sohn Johann Heinrich Rolle eine kaum mehr übertroffene Blüteperiode in der Musikgeschichte Magdeburgs heraufführte; der Dom trat mit Georg Tegetmeyer, August Bernhard Valentin Herbing und Joh. Friedr. Ludw. Sievers aus seiner ein ganzes Jahrhundert gewahrten Reserve heraus. Die Beziehungen Magdeburgs zur deutschen und zur allgemeinen Musikgeschichte, die schon im 16. Jahrhundert geknüpft worden waren, erhielten ausschlaggebende Bedeutung, deren Erfolge auch das 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart hinein befruchteten.

I.

Rolles Leben.

Von überwiegendem Einfluß auf die musikgeschichtliche Einstellung Magdeburgs im ganzen 18. Jahrhundert war das künstlerische und vornehmlich organisatorische Schaffen Johann Heinrich Rolles, durch den, in Annäherung an die musikalische Blüteperiode des 16. Jahrhunderts, Magdeburg erneut seine in der mittel- und norddeutschen Musik der Zeit bis zu einem gewissen Grad tonangebende Haltung einnehmen konnte. Gleichwie die Mehrzahl seiner Amtsvorgänger im Johanniskantorat, unter denen sich in unmittelbarster Provenienz sein Vater Christian Friedrich Rolle befand, gehörte auch er seiner Herkunft und seinen familiären Zusammenhängen nach jenem mitteldeutschen Umkreis an, der in so viel-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0122

seitiger Weise maßgeblich die Entwicklung der deutschen Musik bewirken konnte; allerdings steht Rolle selbst darin abseits, da er, wie noch zu definieren sein wird, als Musiker nicht auf Thüringen oder Sachsen, sondern auf Berlin orientiert war, eine Wendung, die in ihrer Art bemerkenswert ist.

Die Familie Rolle ist vorerst nur bis auf den Großvater des Magdeburger Musikdirektors zurück zu verfolgen; es ist aber wenigstens die seit langem gehegte Vermutung bestätigt, daß auch diese Familie in die Umgebung Halles zu verweisen ist. Die eigenartigen, auffälligen Wechselbeziehungen, die zwischen Magdeburg und den zu Sachsen-Thüringen rechnenden Städten in musikalischer Hinsicht bestanden, erhalten hier, wie im Falle Georg Philipp Telemanns, dessen Vorfahren sämtlich aus Nordhausen stammten, von neuem beweiskräftige Belege[1]). Allerdings bleibt für die Familie Rolle der eigentliche Ursprung noch in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Als erster Repräsentant ist ein Simon Rolle nachweisbar, der, seines Zeichens „Schallmeypfeifer", im Jahre 1681 in der Matricula Hallensis genannt wird[2]). Am 30. Mai des gleichen Jahres wurde er in der Marienkirche in Halle mit Anna Hase, der Tochter des Müllermeisters Melchior Hase aus Schneeberg, getraut. Dieser Ehe entsprossen vier Kinder: eine Tochter Catharina Dorothea, die am 5. April 1682 geboren wurde, ein Sohn Christian Friedrich, der am 24. April 1684 das Licht der Welt erblickte und wiederum eine Tochter Christina Sophia (geb. am 4. November 1686)[3]); über

[1]) Ein nicht näher bekannter Friedrich Martin Theodor Rolle aus Nordhausen wurde an Stelle des 1686 verstorbenen Lehrers Weber am 4. September 1717 (?) als Lehrer der dortigen Jungfernschule eingeführt. Vgl. Leopold, „Kirchen-, Pfarr- und Schulchronik" (Nordhausen 1817). Hier ist noch ein Karl Christian Rolle zu nennen, der seit 1714/15 Organist an St. Trinitatis in Zerbst war und als Orgelbauer Beziehungen zu Quedlinburg hatte.

[2]) Vgl. K. E. Förstemann, „Georg Friedrich Händels Stammbaum" (Leipzig 1844), S. 7. Der Name Rolle ist in Halle nach dem Bürgerbuch und den Kirchenregistern sehr häufig. So wurde 1531 ein Wolf Rulle hallischer Bürger, dessen bis dahin in Delitzsch ansässiger Sohn Christoph 1588 das väterliche Erbe übernahm, 1567 übernahm ein Burtius ein Erbe, 1587 trat der aus Bernburg stammende Hufschmied Hans Role in die Bürgerschaft ein, 1682 erscheint der Name mit Hospitalverwalter Gottfried Rolle (Ralle), Hausbesitzer vor dem Steintor (Marienviertel) von neuem. Ist schon hier ein verwandtschaftlicher Zusammenhang fraglich, halte ich ihn bei dem kurfürstl. brandenburgischen Obergegenschreiber, späteren Obereinnehmer Johann Friedrich (1693) und seiner Gattin Susanne Margarete Rolle (1705) für ausgeschlossen. Meine Vermutungen werden mir vom Stadtarchiv Halle, das mich in dankenswerter Weise unterstützt hat, bestätigt.

[3]) Hallische Kirchenbücher 1645/1700 (Maria). Als Paten Christian Friedrichs sind Ratsmann (?) Christian Zeisig, Kurf. Brandenburg. Hofprediger

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0123

diese sämtlich in Halle geborenen Kinder geben die Kirchenbücher von St. Marien Aufschluß, zugleich auch darüber, daß Simon Rolle, dessen Beruf keine bestimmte Amtswürde war, den Taufpaten seiner Kinder nach, ziemlich angesehen war. Dagegen ist über die Geburt des jüngsten Sohnes Christian Ernst nichts zu ermitteln, da die Kirchenbücher seinen Namen verschweigen, er aber 1714 als Organist von Halle nach Köthen berufen wurde[4]), woraus immerhin die Vermutung an Richtigkeit gewinnt, daß auch er die Stadt Halle als seine Heimat bezeichnen konnte. Übrigens ist Simon Rolle nach 1695, dem Jahre, in dem er das hallische Bürgerrecht erwarb[5]), spurlos verschwunden. Wann er starb, bleibt aus diesem Grunde ungeklärt, wohingegen seine Gattin noch 1722 in Quedlinburg, der Wirkungsstätte ihres Sohnes Christian Friedrich, am Leben war[6]).

Christian Friedrich Rolle, der ältere der beiden Söhne, von dessen Leben man bisher nichts wußte[7]), wurde, wie schon erwähnt, am 24. April 1684 in Halle geboren. Die Zwischenzeit bis zu seiner Berufung nach Quedlinburg ist noch unerschlossen; aber es ist anzunehmen, daß er die Jahre nach der Beendigung seiner Schulstudien der musikalischen Ausbildung widmete. Man könnte, um ein allgemein kennzeichnendes Bild zu konstruieren, in Analogie die Jugendzeit des nur um ein Jahr jüngeren Händel heranziehen[8]). Nach Absolvierung der lateinischen Schule — in diese Schuljahre fällt Händels abenteuerliche Reise nach Weißenfels, dessen musikalische Hofhaltung vielleicht auch Rolle anzog — immatrikulierte sich bekanntlich Händel 1702 an der 1694 gegründeten Friedrichs-Universität auf die Jurisprudenz. Am 13. März 1702 wurde der junge Studiosus, obwohl Protestant, als Nach-

Konsistorialrat Christoph Schrader und Hippolitta von Sarkin, als Paten der Christina Sophia der Kurf. Brandenb. Schöppenstuhlassessor Dr. Andreas Orkell und Frau sowie die Gattin des Stadtphysikus Dr. Knauth verzeichnet.

[4]) Nach freundlicher Mitteilung von Herrn Dr. Robert Schulze (Köthen). Er ist der erste gewesen, der die Herkunft Chr. E. Rolles bestimmen konnte; Terry („J. S. Bach", Leipzig 1929, S. 139) benutzt seine Angaben, ohne sie zu zitieren.

[5]) Bürgerbuch Halle.

[6]) Sie wird als Taufpatin des Christian Ernst Rolle in der Eintragung der lutherischen Kirche in Köthen als „Mutter aus Quedlinburg" genannt.

[7]) Waldemar Kawerau weiß in „Johann Heinrich Rolle. Ein musikalisches Charakterbild aus dem 18. Jahrhundert" (Geschichtsblätter 1885, S. 265 ff.) nichts zu berichten. Seine Abhandlung kann wegen ihrer zahlreichen Ungenauigkeiten und Fehler, die ich jeweils belegen werde, nur mit größter Vorsicht benutzt werden.

[8]) Vgl. zum folgenden: Friedrich Chrysander, „G. F. Händel" (2. Aufl. Leipzig 1919) I. S. 11—71.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0124



Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0125

folger Johann Christoph Leporins in das Organistenamt der reformierten Schloßkirche vociert, an der 1689 Johann Georg Schmid und 1693, bis zur 1697 erfolgten Berufung Leporins, Jacob Sonntag und (seit 1696) ein gewisser Seidel wirkten, Namen, die sicherlich auch in irgendwelchen Beziehungen zu Rolle stehen. Wichtiger aber noch mag für ihn zweifellos Händels Lehrer, Friedrich Wilhelm Zachau, gewesen sein, der seit 1684 Organist an der Liebfrauenkirche war und erst 1712 starb. 1701 hielt sich auf seiner Durchreise von Magdeburg nach Leipzig Telemann in Halle auf und trat mit dem schon bekannten Händel in Verbindung, der im Herbst 1703 seine Vaterstadt verließ und sich nach Hamburg begab; sein Nachfolger wurde Johann Kohlhardt. Diese vielleicht nicht in den Zusammenhang unmittelbar gehörenden Namen seien als Anhaltspunkte für den etwaigen Ausbildungsweg Rolles genannt. Mit 25 Jahren, 1709, wurde Christian Friedrich Rolle in das Stadtkantorat der Benedikti-Kirche, mit dem das Lehramt am Gymnasium im Rang eines Quintus verbunden war, in Quedlinburg eingesetzt[9]); 3 Rth. Reisespesen wurden ihm aus der Kirchenkasse ersetzt, woraus also seine Berufung von außerhalb bestätigt wird[10]). Im Oktober 1711 vermählte er sich mit Anna Sophia Kramer, der 1689 geborenen Tochter des Leutnants Johann Julius Kramer aus Halberstadt[11]). Nach den Kirchenrechnungen scheint der neue Stadtkantor, der sich zuletzt „Director Musices" nennt, ein Titel, den er seiner Verdienste wegen erhalten haben wird, worüber allerdings Belege nicht vorhanden sind, dem Musikleben Quedlinburgs, der Stadt Klopstocks, einen Aufschwung gegeben zu haben. Denn in auffallendem Gegensatz zu den vorausgehenden Abschnitten häufen sich in den Kirchenrechnungen die Ausgaben für Instrumentenreparaturen und andere Notwendigkeiten, die nicht den Beifall der Kirchenobrigkeit fanden, wie aus dem Vermerk des Superintendenten Kettner hervorgeht, der in den Rechnungsakten von 1709/10 zu den Saitenunkosten die Bemerkung nicht unterdrücken kann: „Die Saiten sind nicht üblich." — Im übrigen scheinen die Beziehungen Rolles zu seiner Vaterstadt Halle immer noch vorhanden gewesen zu

[9]) Selmar Kleemann („Die Familiennamen Quedlinburgs und der Umgegend", Quedlinburg 1891, S. 94), der den Namen Rolle von der Stammsilbe Hrod oder Hruod = Ruhm ableitet, irrt, wenn er behauptet, daß dieser Name 1744 zum ersten Male in Quedlinburg auftrete.

[10]) Kirchenbücher von St. Benedikti in Quedlinburg sowie die handschriftliche Chronik von Schmidt. In den Eintragungen ist nicht angegeben, woher Rolle berufen wurde.

[11]) Die Eintragung lautet: „Im Oktober 1711 wurden copul.: H. Christian Friedrich Rolle College V u. Cant. Ord. u. Jfr. Anna Sophia H. Johann Julius Kramers Lieutenants rel. Filia in Halberstadt."

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0127

sein, in einer Weise sogar, die den Rückschluß zuläßt, daß aus seiner Jugendzeit her enge musikalische Verbindungen bestanden. Diese merkwürdige Tatsache geht daraus hervor, daß zweimal seine persönliche Vermittlung in Fragen der Kirchenmusik Halles notwendig wurde. Als Rolle sein Kantorat in Quedlinburg antrat, war der seit 25. Januar 1676 die Benedikti-Orgel bedienende Johann Ernst Gleimius (früher an St. Nicolai in Quedlinburg) noch im Amt. 1711 sollte sein Nachfolger bestimmt werden[12]). Aus den Benedikti-Akten vom 17. Juni 1711 geht hervor, daß, nach dem Bericht des Citators Büchler, „der Cantor Rolle sein Sentiment wegen Kirchhofes auß Glücksburg so zum Organisten recommandiert dahin gegeben, wie man schon mit Ihm auskommen konnte. Der Organist zu Halberstadt Werkkmeister hätte dieses Judicium gefellt, daß Er den Comiten nicht getroffen, das praeambulieren war gut wann Er zum Exercitio käme so würde sicher wohl geben. H. Hofr. Ambach hätte die Music mit angehört und noch so im Judicio befunden, daß Er sonderlich das vorgegebene Choral Lied durch unterschiedene Tone durch gespielt; auch sonsten sich annehmlich genug hören lassen. Hielte also davon, daß Er hiermiten vor diesen vacanten Diensten capable genug sey, um soviel desto mehr da Er auch des Cantoris und der übrigen Music verständig Approbation vor sich hatte ....“ Außer Rolle, der sich für den Bewerber um das Organistenamt, Gottfried Kirchhoff, erklärte, nahm der Oberhofprediger Konsistorialrat Krüger an dem Probespiel teil. Am 19. Juni 1711 wurde Kirchhoff approbiert.

Etwa ein Jahr später, am 14. August 1712, starb der Organist der Liebfrauenkirche in Halle, Zachau. Die in Verfall geratene Orgel wurde nach einer von Bach vorgeschlagenen Disposition durch Christoph Cuncius (Concius, Cuntius) umgearbeitet; dieser Cuncius hatte am 26. September 1711 einen Bericht über die Reparatur der Benedikti-Orgel in Quedlinburg gegeben. Das war also gleich geschehen, nachdem Kirchhoff unter dem Kantorat Rolles sein Amt als Organist angetreten hatte. Um den in Halle vakant gewordenen Posten bewarb sich 1713 von Weimar aus Johann Sebastian Bach, zog aber, sehr zum Ärger des Kirchenkollegiums, seine Bewerbung zurück. Am 13. Juli 1714 erhielt Gottfried Kirchhoff das Organistenamt der Liebfrauenkirche in Halle; an seine Stelle in Quedlinburg rückte am 27. Mai 1715 der kurz darauf an den Magdeburger Dom in gleicher Eigenschaft berufene Georg Tegetmeyer.

[12]) Acta die Küster- und Organisten-Bestellung und Orgelwerck zu S. Benedicti betr. 1540—1715 (Staatsarchiv Magdeburg A 12 spec. Quedlinburg 39).

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0128

Trotz der Mißstimmung, die durch Bachs Verhalten zu dem Hallischen Kirchenkollegium entstanden war, wußte Cuncius zu bewirken, daß Bach zur Revision der nunmehr vollendeten Liebfrauenorgel nach Halle eingeladen wurde; die Einladung wurde durch Lic. Becker am 20. April 1716 abgesandt und von Andreas Noack überbracht. Bach sagte zu und traf am 28. April in Halle ein[13]). Dem Revisorenkollegium gehörten außer Bach noch Johann Kuhnau und Christian Friedrich Rolle an. Wann Kuhnau, der Vorgänger Bachs im Leipziger Thomaskantorat, und Rolle die Invitation erhalten und ihr Folge geleistet haben, konnte nicht ermittelt werden. Vom Rat wurden die Gäste glänzend aufgenommen und unter Bereithaltung aller Ehrungen, die vornehmlich in lukullischen Gastmählern ihren Ausdruck fanden, nach Gebühr gefeiert. Am 29. und 30. April fand die eigentliche Orgelprüfung statt, die ein überaus günstiges Resultat zeitigte. Das in der Reihenfolge Kuhnau, Rolle, Bach unterzeichnete Dokument ist auf den Tag „Philippi Jacobi" (1. Mai) datiert. Im Hauptgottesdienst am 3. Mai wurde die Orgel geweiht; der kirchlichen Feier folgte ein Bankett. Aus diesen beiden Beispielen ist mit dem eindeutigen Beweis, daß Rolle vor seiner Berufung nach Quedlinburg irgendwelche Funktionen in Halle ausgeübt hatte, die seine Hinzuziehung begründeten, auch die Tatsache ersichtlich, daß sein Ruf immerhin soviel Geltung hatte, daß man ihn in eine Reihe mit dem als Thomaskantor angesehenen Kuhnau und dem jedoch nur als Organist gerühmten Bach stellte. Dieser Umstand macht es verständlich, daß Rolle, der sich am 23. Mai 1718 auf der von dem Quedlinburger Organisten Johann Georg Merckenhäuser, dem jetzt am Magdeburger Dom wirkenden Vikar und Organisten Georg Tegetmeyer und dem Zellerfelder Organisten Vahle unterzeichneten Urkunde über die Revision der von Heinrich Herbst und seinem Sohn erbauten Halberstädter Orgel als „Director musices" bezeichnet[14]), am 19. November 1721 als Nachfolger des im gleichen Jahre ausgeschiedenen Benediktus Christiani in das Generalkantorat von St. Jo-

[13]) Über die im folgenden behandelte Orgelrevision und den vom 28. April bis 3. Mai währenden Aufenthalt in Halle vgl. Friedrich Chrysander, „Joh. Seb. Bach und sein Sohn Friedemann Bach in Halle 1713—1768" (Jahrbücher der musikal. Wissenschaften, Leipzig 1867, S. 235 ff.), Max Seiffert, „Joh. Seb. Bach 1716 in Halle" (Sammelbände der Internationalen Musikgesellschaft VI, Leipzig 1904, S. 595); nach Seiffert wohnten Bach, Kuhnau und Rolle im gleichen Quartier. Außerdem: C. H. Bitter, „Johann Sebastian Bach" (2. Aufl., Berlin 1881) IV, S. 96, Philipp Spitta, „J. S. Bach" (Leipzig 1873) I, S. 514, Ch. S. Terry, a. a. O. S. 124 f. Das Revisions-Protokoll gibt Bitter (a. a. O.) wieder.

[14]) Abgedruckt in W. Strube „Arp Schnitger" (Zeitschr. f. evgl. Kirchenmus. 1930, VI, S. 149/150).

hannis zu Magdeburg vociert wurde[15]). Am 13. Februar 1722 erfolgte seine Einführung. Mit seinem Amtsantritt wurde eine einschneidende Änderung im Schulwesen und in den Obligationen des Kantors vorgenommen. Während bisher der Stadtkantor außer der kirchenmusikalischen Verpflichtung noch die Aufgaben des Lehramts an der Altstädter Schule innehatte, indem er, neben dem Gesangunterricht und der Chorleitung, auch das Ordinariat der 4. Klasse übernehmen mußte, wurde Rolle der Lehrtätigkeit enthoben, derart, daß ihm nur mehr das musikalische Lehrfach anvertraut blieb[16]). Gleich im ersten Jahre seiner Tätigkeit in Magdeburg wurde Rolle in eine unliebsame Angelegenheit verwickelt, die in Zusammenhang mit seinem neuesten Passionswerk stehend, bis vor den Magistrat gebracht wurde[17]). Es handelt sich um die auch in anderen Städten immer wieder zwischen den Kantoren und dem Buchdrucker-„Gewerck" aufgerollte Streitfrage, wem das Verkaufsrecht der für die gottesdienstliche Aufführung der Passion in der Kirche gedruckten Textbücher zustehen solle. Rolle wehrte sich, nach der Beschwerde vom 28. März 1722, mit aller Energie gegen das von den Buchdruckern beanspruchte Recht, die auf seine Kosten gedruckten Texte nachdrucken und zum Verkauf bringen zu dürfen, und erbat die Hilfe des Magistrats, der dem hier gemeinten Drucker Johannes Müller eine derartig selbständige Handlungsweise untersagte. Gleichzeitig hatten aber auch, ebenfalls am 28. März, „sämbtliche Buchbinder" eine Eingabe an den Rat der Stadt gemacht, in der sie, unter Hinweis auf den überkommenen Modus, Protest gegen die Verweisung Müllers erhoben und den Antrag stellten, Rolle den persönlichen Verkauf in Zukunft zu verbieten, da diese Konkurrenz ihnen Schaden zufüge und eine unerträgliche Neuerung sei; „denn ob wir wohl selbiges nicht verwehren, daß er auf die Sonntage Arien verfertige und dergleichen Passions büchlein trucken lasse, so kommt ihm doch nicht zu, solche gebunden vor denen Kirchthüren verkaufen und

[15]) Vokation nicht vorhanden; vgl. H. Holstein, „Beitr. z. Gesch. des Altst. Gym." (Magdeb. 1866) II, S. 24. Verf. gibt Rolle fälschlich die Vornamen Johann Friedrich. Das Gehalt der Kantoren betrug nach dem Kämmereietat 100 Th., zu denen 15 Th. für Hausmiete und 6 Th. Holzgeld kamen. S. Kümmerle („Enzyklopädie der evangelischen Kirchenmusik" Gütersloh 1894, III, S. 94) ist auf ganz abwegiger Spur, indem er Rolle zum Kantor am Dom macht.

[16]) Holstein a. a. O. Diese Neuregelung, die nur vereinzelte Parallelen hat, machte Telemann bei der geplanten, aber nicht verwirklichten Übernahme des Leipziger Thomaskantorats 1722 zur Grundbedingung.

[17]) Akten des Stadtarchivs Magdeburg (Altstadt I A. 81). Über das Buchdruckergewerbe in Magdeburg vgl. Hoffmann-Hertel, „Geschichte der Stadt Magdeburg" (Magdeburg 1885) I, S. 367 ff.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0130

in die Häuser durch Schüler herumschicken zu lassen, sondern es gehöret zu unserer Profession die benöthigten Exemplare, welche wir vor Geld von ihm zu nehmen erböthig sind, zu binden, und hernach zu distrahiren". Es ging so weit, eine Bestrafung Rolles mit 100 gfl. zu fordern. Die Angelegenheit entschied die Königliche Regierung am 1. April mit zwei umgehenden Handschreiben dahin, daß Rolle die augenblicklich noch vorliegenden Exemplare verkaufen dürfe, in Zukunft aber dies dem Gewerbe überlassen müsse. Im folgenden Jahre wiederholte sich der gleiche Prozeß bei der Publikation des umgeänderten und revidierten Passionstextbuches. Der Magistrat bestimmte, daß die Verkaufsexemplare durch die Buchbinder von Rolle selbst zu erwerben seien, ein Nachdruck aber den Buchbindern wie den Regierungsbuchdruckern streng verboten bleibe; mit demselben Geheiß wandte sich der Magistrat auf Bitten Rolles an den Rat der „Pfälzer Colonie". Nach dieser endgültigen Regelung wurde es Rolle zur Pflicht gemacht, in Zukunft bei der Veröffentlichung eines neuen Textes die Genehmigung des Magistrats einzuholen; die Angelegenheiten wickelten sich in den Verhandlungen mit den Buchdruckern in den Jahren 1728, 1734, 1744 und 1748 ruhig und beiderseits zufriedenstellend ab. Die Verhandlungsprotokolle geben Auskunft, um welche Werke es sich handelte, so daß wir wenigstens in der Lage sind, die Hauptwerke Christian Friedrich Rolles aus seiner reifsten Zeit dem Namen nach bestimmen zu können; im übrigen sind wir bis auf eine Violinsonate in G-dur (Preuß. Staatsbibliothek Berlin in mus. ms. 30194) über sein Schaffen fast ohne jede Kenntnis. 1728 schrieb er, in Erfüllung seiner vertragsmäßigen Verpflichtungen, eine Passion nach dem Evangelisten Matthäus, „daß diese in stehenden 4 Jahren in hiesigen Pfarr-Kirchen mich bedienen werde." Im April 1734 brachte Rolle seine musikalisch aufschlußreiche Eingabe, „daß ich viele Jahre hindurch die heil. Passions-Geschichte aus dem Evangelisten Matthaeo in hiesigen Stadt-Kirchen musiciret, und die Liebhaber der Music gerne eine neue Arbeit hören möchten, weil man alljährl. einerley Melodie überdrüssig würde, auch das löbl. Buchbinder Gewercke, wegen Abgang derer Exemplaria dieses Jahr eine neue Auflage besorgen müssen, zu geschweigen, daß die bisher gemachte Passion mir zu lang gerathen, und kaum in 2 Stunden habe absolviren können, wann schon die Da Capo in denen Arien Weg gelassen worden. Wann dann in erwegung dessen, Zu einer neuen Composition aus dem Evangelisten Marco mit darin vorkommenden Choralen, Soliloquiis und Arien um beliebter Kürtze willen, zu schreiben entschlossen"; bis 1737 blieb die Marcus-Passion „Das bis zum Tode am Creutz geduldige Lamm Gottes" die alljährliche Fastenzeitmusik. Ihr folgten

1738 (bis 1743) eine Johannes-Passion, 1744 (bis 1747) eine nach dem Evangelisten Lucas (Partitur in der Preuß. Staatsbibliothek unter mus. ms. Part. 18710 erhalten?) und endlich 1748 eine neue Matthäus-Passion.

Eine höchst seltsame Episode im Leben Rolles war seine Bewerbung um das Thomaskantorat in Leipzig, die unmittelbar in die ersten Monate seiner gerade aufgenommenen Tätigkeit an St. Johannis zu Magdeburg fällt. Welche Gründe ihn zu diesem Schritt veranlaßten, bleibt unerfindlich; vielleicht tat er es aus Verärgerung über die ihm durch den Streit mit den Buchbindern verursachten Mißhelligkeiten. Am 5. Juni 1722 war der bisherige Thomaskantor Johann Kuhnau, der gleiche, mit dem Rolle 1716 die Orgelrevision in Halle gemeinschaftlich mit Bach vorgenommen hatte, nach 21jährigem Wirken gestorben. Bis zum 14. Juli, dem Tag, an dem der Leipziger Rat die Entscheidung fällen wollte, hatten sich sechs Reflektanten eingestellt[18]); außer dem Zerbster Hofkapellmeister Johann Friedrich Fasch, dem Tauchaer Kantor Georg Lembke, Johann Martin Steindorff aus Zwickau und dem Leipziger Organisten Georg Balthasar Schott befanden sich Christian Friedrich Rolle und Georg Philipp Telemann, der erst nach Hamburg übergesiedelt war, darunter. Die Wahl fiel sofort auf Telemann, dem am 13. August das Amt anvertraut werden sollte; aber Telemann reiste am folgenden Tage nach Hamburg zurück und verzichtete erst im Oktober. Am 23. November stand die Ratsitzung vor der gleichen Situation wie vordem; es hatten sich zwei weitere Bewerber, der Merseburger Georg Friedrich Kaufmann und der Braunschweiger Andreas Christoph Tufen, eingefunden. Rolle, der fälschlich als Johann Christian Rolle eingezeichnet ist (im Dokument vom 14. Juli sogar als Johann Christian Keller!), Tufen und Fasch wurden zur Probe „sowohl in musiciren als auch in informiren" eingeladen. Welchen Ausgang die Probe hatte oder ob sie überhaupt stattfand, ist unbekannt. Merkwürdig ist nur, daß bei der dritten Ratskonferenz am 21. Dezember wiederum Rolle mit Schott und Kaufmann als Bewerber auftrat; neu hinzugetreten waren Christoph Graupner, Kapellmeister des Landgrafen Ernst Ludwig von Hessen-Darmstadt, und Bach, der in Köthen wirkte. Graupner wurde nach der Probe am 17. Januar 1723 gewählt. Da der Landgraf nicht in

[18]) Zum folgenden: vgl. Bernhard Friedrich Richter, „Die Wahl J. S. Bachs zum Kantor der Thomasschule i. J. 1723" (Bachjahrbuch 1905, Leipzig, S. 48ff.), Ernst Kroker, „Bachs Berufung in das Kantorat der Thomasschule" (Aufsätze zur Leipziger Stadtgeschichte, Leipzig 1929, S. 137ff.), Spitta a. a. O. II S. 3ff., Albert Schweitzer „J. S. Bach" (6. Aufl. Leipzig 1928, S. 101), Terry a. a. O. S. 162ff., Valentin „Telemann" a. a. O. S. 36.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0132

seine Demission willigte, lehnte Graupner am 6. April ab; im Ratsprotokoll vom 9. April ist Rolle nicht mehr erwähnt. Bekanntlich erhielt dann Bach das Thomaskantorat.

Im übrigen scheint sich das Leben Rolles, den Rochlitz[19]) einen „gründlichen, geachteten Kirchenkomponisten" nennt, in den engen Grenzen eines bescheidenen Kantors gehalten zu haben. Die Kinder seiner Ehe waren — bis auf den jüngsten Sohn — in Quedlinburg geboren[20]). Der älteste Sohn war Friedrich Salomo, der am 2. Juli 1712 zur Welt kam; über seinen Lebenslauf, der verschiedentlich mit dem

[19]) Friedrich Rochlitz, „Für Freunde der Tonkunst" (3. Aufl. Heilbronn 1868) II, S. 75. Äußere Anlässe werden Chr. Fr. Rolle Gelegenheit gegeben haben hervorzutreten: Die Revue des Königs im Juni 1729, die Durchreise Stanislaus' von Polen am 21. April 1735 und die Siegesfeiern der beiden Schlesischen Kriege. Vgl. J. C. von Dreyhaupt, „Pagus Neletici et nudizi oder Ausführliche diplomatisch-historische Beschreibung des ... Saal-Creyses" (Halle 1749) I, Kap. VI S. 549ff. — Auch Rolles Amtskollege am Dom, Summissar und Musikdirektor Johann Friedrich Ruhe, soll hier Erwähnung finden; er führte u. a. Karfreitag 1738 im Dom eine eigene Passion auf.

[20]) Die von fast allen Biographen einschl. Kawerau verschieden gegebenen Berichte über die Kinder Chr. Fr. Rolles sind durchweg falsch; auf Grund des Archivmaterials soll dieses Mißverhältnis geklärt werden. Friedrich Salomo, den keiner aufzählt, ist der älteste Sohn, der die Altstädtische Schule noch 1732 besuchte und sich später in Schöneichen als Pastor niederließ. (In der Schulschrift des Altst. Gym. von 1732 wird annonciert, daß unter einigen Scholaren „Fridr. Sal. Rolle, Quedl." am 7. März „von Dedicationen, Stiftungen und Einweyhungen der Kirchen" reden werde.) Um welches Schöneichen — es gibt ein Schöneichen in Pommern, drei Schöneiche und ein Schöneicho, in deren Pfarrakten der Name Rolle nicht zu finden ist — es sich handelt, konnte nicht festgestellt werden. In den Taufakten für J. H. Rolles Tochter Maria Wilhelmine wird er aber 1761 als Prediger zu Schöneichen genannt; 1765 war er nicht mehr am Leben, da in diesem Jahr seine Frau Eleonore Sophia Boyse „Rollens weilands Predigers nachgel. Wittwe" sich als Patin für Friedrich Heinrich Rolle, J. H. Rolles jüngsten Sohn, vertreten ließ (St. Johannis Magdeburg). Der Lebenslauf Friedrich Wilhelms, bei dem Superintendent D. Ernst Friedrich Kettner und Konsistorialrat B. Horn Patenschaft leisteten, ist unbekannt. Fétis („Biogr. univ.") verwechselt ihn mit dem noch zu erwähnenden Christian Karl Rolle, wenn er schreibt: „né à Quedlinbourg vers 1714", das gleiche tut Kümmerle (a. a. O. S. 95). Das Geburtsjahr Johann Heinrichs (1716) hat schon Kawerau (a. a. O. S. 267) richtiggestellt, was ich nach den Kirchenregistern bestätigen kann; die einzigen, die diese von sämtlichen neueren Lexikographen übergangene Tatsache anführen, sind Franz Muncker („Friedrich Gottlieb Klopstock. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften." Stuttgart 1888, II, S. 344) und schon vorher Mendel-Reißmann („Musikal. Konversationslexikon" Berlin 1870/1883, VIII, S. 394), der die Familienverhältnisse sonst aber auch falsch darstellt. Friedrich August wurde nur knapp zwei Jahre alt; Kawerau verwechselt ihn mit Friedrich Salomo, indem er ihn als Pastor in Schöneichen erwähnt.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0133

Johann Heinrichs verwechselt worden ist, bleibt noch einiges zu sagen. Am 3. Februar 1714 folgte Friedrich Wilhelm, über dessen Persönlichkeit und Entwicklung nichts ausfindig gemacht werden konnte. Johann Heinrich Rolle wurde am 23. Dezember 1716 geboren, sein jüngster Bruder Friedrich August erst am 8. Oktober 1723, der einzige, der in Magdeburg das Licht der Welt erblickte. Er starb aber bereits am 10. April 1725. Sowohl Kümmerle wie Kawerau behaupten nun, ohne es begründen zu können oder einen Versuch zu machen, der ältere Bruder Johann Heinrichs sei Christian Carl gewesen[21]). Das ist grundfalsch. Dieser Christian Carl Rolle, der

[21]) Kümmerle a. a. O.; Kawerau a. a. O. S. 269, der sogar einen ganzen familiären Zusammenhang daraus lesen zu können glaubt; ihnen gesellen sich Fétis (a. a. O.) und Carl von Ledebur (Tonkünstlerlexikon Berlins, Berlin 1861, S. 474) zu, der sich wie alle nach E. L. Gerber (Lexik. 1813, II, S. 906) richtet und Christian Karl Rolle ebenfalls 1714 in Quedlinburg zur Welt kommen läßt und als „jüngeren Bruder" Johann Heinrich tituliert. Sämtliche Angaben sind falsch. Dieser Christian Karl Rolle ist der Sohn des 1714 nach Köthen berufenen Christian Ernst Rolle, der als Nachfolger des zum Kammerdiener des Fürsten Leopold ernannten Emanuel Lebrecht Gottschalk und als Vorgänger des aus Plotho (Weißenfels) stammenden Joh. Christoph Rosenkrantz dritter Organist an St. Agnus und Lehrer der 4. Klasse an der lutherischen Schule war. Terry (a. a. O. S. 139) bezeichnet ihn irrig als Organist der Jacobskirche. Am 1. August 1717 übernahm Bach die Leitung der Hofkapelle (sein Schüler Schubert war Organist an der Schloßkirche). Als am 20. Juni 1722 Kammermusiker Martin Friedrich Marcus aus der Kapelle austrat, wurde Chr. E. Rolle, der in engster Zusammenarbeit mit Bach stand, Mitglied. (Rudolf Bunge „J. S. Bachs Kapelle zu Cöthen", Bach-Jahrbuch, Leipzig 1905, S. 29; Wäschke „Die Hofkapelle in Cöthen unter J. S. Bach", Zerbster Jahrbuch 1907, Zerbst 1907, S. 31 ff.; Spitta a. a. O. I, S. 615; Terry a. a. O.) 1727 siedelte Rolle angeblich nach Brandenburg über, wo allerdings nur nachweisbar ist, daß er um 1730 Lehrer des späteren preuß. Kammermusikers Christian Schale (1713—1800) war; die einzige Nachricht aus den Kirchenbüchern ist die, daß er zur Zeit, als der früher in Magdeburg tätige Benediktus Christiani Organist der Katharinenkirche war, mit seinem Bruder Christian Friedrich Rolle 1727 die Orgel revidierte. Chr. E. Rolle hatte fünf Kinder, die alle in Köthen geboren sind: Charlotte Carolina Juliana (getauft 16. Juli 1718), Christian Friedrich (get. 13. August 1720, nicht zu verwechseln mit seinem Oheim), Christian Ernst (get. 14. Mai 1722), Christian Carl (get. 6. Juli 1725) und Christian Ludwig (get. 21. Februar 1728). Christian Carl Rolle, bekannt als Verfasser der „Neuen Wahrnehmungen zur Aufnahme und weiteren Ausbreitung der Musik" (Berlin 1784; vgl. die zu Unrecht ablehnende Kritik E. L. Gerbers a. a. O. 1790, II, S. 314), starb am 8. März 1788 als Kantor der Jerusalemer Kirche in Berlin. Aus seiner 1764 in Berlin geschlossenen Ehe mit Sophie Helene Lehmann (Tochter des Organisten von St. Nicolai und des Grauen Klosters) entsprossen fünf Kinder: Christian Carl (geb. 21. Dezember 1765), bei dem J. H. Rolle Pate stand, Johann Friedrich

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0134

am 8. März 1788 als Kantor der Jerusalemer Kirche in Berlin starb, war am 6. Juli 1725 in der lutherischen Kirche in Köthen getauft worden; sein Vater war der Köthener Organist Christian Ernst Rolle, der vermutlich jüngste Sohn des Simon Rolle und somit Bruder Christian Friedrichs, wodurch also Christian Carl nicht ein Bruder, sondern ein Vetter Johann Heinrichs war. Es ist interessant zu verfolgen, wie sich hier in Christian Ernst und Christian Friedrich zwei Linien in der Familie Rolle abzweigen, die eine in Christian Carl, dessen Sohn Christian Carl ebenfalls Musiker war, die andere in Johann Heinrich.

Das in allen musikgeschichtlichen Sammelwerken und Enzyklopädien[22]) unrichtig verzeichnete Jahr der Geburt Johann Heinrich Rolles hat schon Kawerau korrigiert: Rolle wurde, wie das Kirchenbuch von St. Benedikti in Quedlinburg verlauten läßt, am 23. Dezember 1716 geboren und am folgenden Tage getauft. Die Ursache, daß schon die Zeitgenossen, die allerersten Nekrologe wie der des „Magdeburgischen Magazins", der Köpkens im „Teutschen Merkur" (1787) und die Biographie Friedrich Rochlitz' das Jahr 1718 zitieren, beruht, so meint Kawerau, auf einer eigenen Angabe Rolles[23]). Über seine Jugendzeit, ja, fast seine ganze Entwicklung bis 1740 kann nur Mutmaßliches gesagt werden. Er war fünf Jahre alt, als sein Vater Quedlinburg verließ und, dem an ihn ergangenen Ruf folgend, nach Magdeburg übersiedelte. Der Gang seiner Schulbildung kann nach dem Beispiel Telemanns oder dem, allerdings späteren, Köpkens rekonstruiert werden. Die Elementarfächer wurden dem Brauch nach in den Winkel- oder Privat-

(geb. 16. November 1767), Heinrich Friedrich (geb. 18. Januar 1770), Helena Maria Johanna (geb. 27. Juni 1772) und Dorothea Wilhelmina Sophia (geb. 26. Januar 1777). Christian Carl wurde des Vaters Nachfolger, starb aber schon am 4. Juni 1795; Fétis (a. a. O.) verwechselt ihn mit seinem Vater. Vgl. die Kirchenbücher der Jerusalemer Kirche in Berlin.

[22]) Zugleich als Quellenangabe zum folgenden: Friedrich Wilhelm Marpurg, „Historisch-kritische Beyträge zur Aufnahme der Musik" (Berlin 1757) III 4, Kap. IV, S. 341, Johann Georg Meusel, „Teutsches Künstlerlexikon oder Verzeichnis der jetzt lebenden Teutschen Künstler" (Erfurt 1778) S. 115, Nikolaus Forkel, „Musikalischer Almanach auf das Jahr 1782" (Leipzig) S. 77, „Magdeburgisches Magazin" (Magdeburg 1786) 10. Stück, Friedrich von Köpken in „Der Teutsche Merkur" vom Jahre 1787 (Weimar 1787) II, S. 223, E. L. Gerber a. a. O. (1792), Oppermann, „Das gelehrte Magdeburg" (1844, handschriftlich im Besitz der Stadtbibliothek Magdeburg) IV, Ledebur a. a. O., Fétis a. a. O., Kümmerle a. a. O., Riemann (Lexik.), die alle biographischen Fehlangaben gemein haben; desgl. Rochlitz a. a. O., bei dem nur die Bemerkung auffällig erscheint: „Rolle war, was man ihm kaum glauben konnte, 1718 geboren." (S. 75.)

[23]) Carl Friedrich Cramer „Magazin der Musik" (Hamburg 1783) S. 1379 ff.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0135

schulen, die von den Kantoren, Diakonen, in der Mehrzahl aber von Hauslehrern gehalten wurden, gelehrt. Köpken, 1737 in Magdeburg geboren, berichtet[24]) von seinen ersten Schuljahren, daß er den ersten Schulunterricht in der Leseschule des Kantors Pfannenschmidt von St. Ulrich erhalten habe; im sechsten Lebensjahr „kam ich bei einem Haußlehrer, Namen Lüdecke, der in dortiger Gegend eine Schule von 6 Kindern anlegte, und sie in Schreiben und in den ersten Anfangsgründen der lateinischen Sprache unterrichtete". Ähnlich wird es bei Rolle gewesen sein, da auch Telemann den gleichen Weg ging. Der Besuch des Altstädtischen Gymnasiums nach diesen Grundschuljahren war die selbstverständliche Folgerung; während aber Telemann nach kurzem Aufenthalt zur Domschule, Köpken zum Kloster U. L. Fraun und zur Schule des Klosters Berge wechselten, wird Rolle, wie man richtig vermuten kann, aus naheliegenden Gründen die Altstädtische Schule bis zum Ende besucht haben. Allerdings muß hier eingeschaltet werden, daß diese einst blühende Anstalt mehr und mehr dem Verfall nahekam, eine Tatsache, die sogar noch Köpken mit seinem geradezu vernichtenden Urteil über den Geist und die Methode der Erziehung erhärtet, obwohl zu seiner Zeit bereits der Versuch einer Reform vorgenommen war[25]). Als Rolle Schüler war, amtierte Magister Gottfried Bergner als Rektor (bis 1731), eine immerhin umsichtige und weitschauende Persönlichkeit, deren Tendenzen in den die Geschichte der Stadtschule und der Reformation in Magdeburg behandelnden Programmeinladungen zu den Schulfesten und in den philologischen Bearbeitungen der Reden Ciceros für König Deiotarus (1693) und der drei olynthischen Reden des Demosthenes (1699) für die Magdeburger Schule ausgeprägt sind. Seinen Spuren folgte der tatkräftige Magister Samuel Walther, der 1732 das Rektorat erhielt und es bis zu seinem Tode (1754) innehatte. Nachdem schon 1718 eine Verordnung des Scholarchats den Mißständen Einhalt zu bieten versucht hatte und eine Änderung der Lektionen 1720 als weiteres Hilfsmittel eingesetzt war, übergab Walther gleich nach seinem Antritt einen vollständig ausgebauten Lehrplan der Prima, dessen Er-

[24]) Friedrich von Köpken, „Meine Lebensgeschichte besonders in Rücksicht auf Geistes- und Charakterbildung für meine Kinder aufgesetzt im September 1794" (Manuskript im Besitz von Herrn Max Niemeyer, Halle, der es mir zur Abschrift überließ). Einen Auszug aus dieser Autobiographie habe ich unter dem Titel „Friedrich von Köpken und die Magdeburger Literarische Gesellschaft" (Montagsblatt 1931, Nr. 9) veröffentlicht; über Telemanns Schulzeit vgl. meine Telemann-Biographie S. 8ff. sowie seine selbstbiographischen Darstellungen bei M. Schneider (Denkmäler deutscher Tonkunst Bd. 28).

[25]) Dazu und zum folgenden: Holstein (Beiträge a. a. O.) II, S. 7ff.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0136

folge oder Fehlschläge auch Rolle am eigenen Leibe erfahren haben wird. Diesem Plan zufolge lehrte der Rektor die orationes Ciceronis, Horatius, Homerus, logica Hornei, Vossii rhetorica, Dieterici Katechismus und das Novum Testamentum und leitete das exercitium, während dem Konrektor — es waren 1732 Brandanus Friedrich Mylius und nach ihm noch im gleichen Jahr Johann Franciskus Bernd — außer den öffentlichen Exercitien Vergil, Julius Caesar, Cic. off., Cic. epist., diliciae graecae und die hebraica zustanden. Den Schulmusikunterricht hielt Rolles Vater, der auch die private Unterweisung und Ausbildung leitete; man muß das annehmen, da von einem anderen Lehrmeister Johann Heinrichs nirgends die Rede ist und aus den Umständen heraus ein Lehrverhältnis zwischen Vater und Sohn nur denkbar, sogar naheliegend und natürlich ist[26]). Die einzige wohl als zuverlässig anzusehende Nachricht aus der Jugend Rolles ist die, daß er im elften oder (nach Köpken richtiger) im dreizehnten Lebensjahr ein „vollstimmiges Kirchenstück" komponiert habe, welches sein Vater in der Heiligen-Geist-Kirche auf-

[26]) „Von der Kindheit an zeigte er die vorzüglichsten Talente und die stärkste Neigung zur Musik. Nach seines Vaters Willen aber sollte sie nicht eigentlich seine Hauptbeschäftigung werden, weil seine beiden älteren Brüder sich derselben schon gewidmet hatten. Er erhielt daher auch keinen besonderen Unterricht darin. Seine außerordentliche Neigung dazu aber trieb ihn an, daß er in den musikalischen Lehrstunden, die sein Vater seinen Brüdern erteilte, auf den väterlichen Unterricht sehr genau achtgab, und sich unablässig vor sich selbst in der Musik übte. Hierdurch kam er mit Hilfe seines musikalischen Genies bald soweit, daß er seine älteren Brüder hin und wieder zurechtweisen konnte, und schon in der frühesten Jugend allerlei Kleinigkeiten komponierte, die er aber sorgfältig vor seinem Vater verbarg, aus Besorgnis, ihm durch seine vorzügliche Applikation auf die Musik, wozu er nicht bestimmt war, zu mißfallen. Allein seine Brüder legten einstmals einige seiner komponierten Stücke seinem Vater vor. Dieser, der kaum wußte und glaubte, daß sein jüngster Sohn [sic!] die Noten kenne, ward damit überrascht, und fand zu seinem Erstaunen schon viele musikalische Geschicklichkeit darin. Von nun an unterrichtete er ihn desto sorgfältiger, und sah mit großem Vergnügen die ungewöhnlich frühen und schnellen Fortschritte seines jüngsten Sohnes in der Musik, ja, er hatte die Freude, daß derselbe schon im dreizehnten [?] Jahre seines Alters ein vollstimmiges Kirchenstück verfertigte, welches der Vater so gut fand, daß er es in der hiesigen Heil.-Geist-Kirche aufführen konnte." („Magdeburgisches Magazin" a. a. O.) Die gleichen Tatsachen berichten anekdotisch ausgeschmückt Köpken (im Teutschen Merkur, S. 225), der diese „Entdeckung" auf das sechste Lebensjahr ansetzt und Rochlitz (a. a. O. S. 43 ff.), der Rolle noch gekannt hat. Die Aufführung der Kantate, von der alle Quellen mitzuteilen wissen, kann nicht bewiesen und nicht widerlegt werden, da die Kirchenbücher (Heil.-Geist-Kirche) solche Anlässe nicht zu enthalten pflegen; Marpurg (a. a. O.) verlegt diese öffentliche Talentprobe schon auf 1729.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0137

führen ließ. Noch in der Schulzeit, deren Verpflichtungen er keineswegs versäumte, erhielt er schon seine Bestallung als Organist in St. Petri. Köpken, der am Geburtsjahr 1718 festhält, meint (wie Marpurg), er sei vierzehn Jahre alt gewesen. Diesen Rechnungen nach war er, unter Berücksichtigung des von beiden angenommenen Geburtsjahrs, 1732 schon Organist; die Angabe stimmt nicht mit den Tatsachen überein, was auch Kawerau übersieht. In diesem Jahre war Bosse, 1733 aber Johann Wilhelm Gelbke Petri-Organist. Erst 1734, also mit 18 Jahren, wurde Rolle Organist der Petri-Kirche, an der Hiersch als Choralkantor, Nicolaus Laue als Stadtmusikant und Rolles Vater als verantwortlicher Generalkantor walteten. Der junge Organist, dessen Alter nunmehr der sagenhaften Anekdotik entkleidet ist, wurde in eine neue Gehaltsregelung eingereiht. Während Bosse verschiedene Besoldung, Gelbke eine verhältnismäßig hohe Jahresdotierung mit 39 Thlr. erhielt, änderte sich die Lage. „Der ietzige Organis. Mons. Rolle Bekomt nach den neuen Provisional Etat Jährl. 31 Thlr. 12 gl.", die sich, mit dem 21. April 1734 beginnend, auf vierteljährlich 7 Thlr. 12 gl. mit 1 Thlr. 12 gl. Bratengeld für die hohen Festtage verteilen; die Gehaltsregelung wurde auch bei seinem Nachfolger Pinckernelle, der im Jahr 1738 unentgeltlich arbeitete, beibehalten[27]). 1737 bekleidete Rolle noch das Organistenamt. Alle Quellen, darunter auch der sicher von Rolle selbst unterrichtete Köpken, der ihm befreundet war, berichten einstimmig, daß sich Rolle nach Absolvierung der Schule an der Universität Leipzig auf Jurisprudenz und Philosophie immatrikuliert habe; Köpken schreibt ausführlich: „Auf der Akademie in Leipzig studierte er, nebst der Rechtsgelahrtheit, besonders Philosophie, setzte dabey die Musik eifrig fort, machte bey Festivitäten verschiedene Compositionen, übte das Fagott, und erwarb sich in eingen Häusern Zugang." Als Jahr der Immatrikulation wird allgemein 1736 angegeben; auch Kawerau, der sogar ein genaues Bild entwirft, folgt diesen Quellen[28]). Daß hier eine Verwechslung herrschen muß, liegt auf der Hand, da Rolle 1737 noch in Magdeburg weilte. Weder die Ma-

[27]) Nach den Rechnungsbüchern und den Kassenbelegen der Petri-Kirche. Gerber a. a. O. (1792) S. 315 ist in der Altersangabe und Amtsdauer unter allen Biographen am meisten verwirrt: er läßt Rolle mit vierzehn Jahren (nach seiner Rechnung 1732) Organist werden und bis zum 28. Lebensjahr (!) dort tätig sein; indessen weiß er ihn bereits 1736 auf der „Akademie" in Leipzig.

[28]) Kawerau a. a. O. S. 269; Köpken a. a. O. („Merkur") S. 226; Rochlitz a. a. O. S. 77 f. gibt sogar einen genauen Studienplan an, der tatsächlich die Möglichkeit eines musikalischen Studiums in Leipzig zuläßt, im übrigen aber ebenso irrig ist wie die anderen Nachweise. Nach Ausweis Köpkens (a. a. O.) beherrschte Rolle die lateinische, griechische, französische und italienische Sprache.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0138

trikeln noch die Akten oder Prüfungsprotokolle sowohl der juristischen als auch der philosophischen Fakultät der Universität Leipzig verzeichnen den Namen Rolles; dagegen geben die Akten der philosophischen Fakultät Auskunft, daß Friedrich Salomo Rolle, sein älterer, 1712 geborener Bruder, 1736 bereits zum Baccalaureus und auch Magister ernannt worden sei, sein Studium also schon beendet habe. Auffallend ist nur, daß dieser ältere Bruder, den Fakultätsakten nach, vor seiner Studienzeit Kantor in Magdeburg gewesen sein soll[29]). Sein Name ist jedoch in Magdeburg in solcher Position nicht dokumentiert; vielmehr wird er 1761 als Pastor in Schöneichen genannt. Festzustellen bleibt nur, daß Johann Heinrich Rolle in Leipzig nicht studiert hat, was keinesfalls ausschließt, daß er sich doch irgendwelchen musikalischen Studien gewidmet hat und vielleicht dem seinem Vater ja wohlbekannten Thomaskantor Bach nahegetreten ist. Die Quellen wissen weiterhin zu melden, daß Rolle nach Ablegung eines Examens 1740 in die Nähe Berlins übergesiedelt sei, um sich als Justitiariatsanwärter niederzulassen[30]). Ein Justitiarius war nach dem preußischen Reglement des 18. Jahrhunderts eine rechtserfahrene Persönlichkeit, die ein Gutsherr für seine Patrimonialgerichtsbarkeit halten mußte. Schon in diesem Zusammenhange liegt es näher, daß Rolle an einer preußischen Universität, etwa in Halle (wie z. B. auch Köpken), wo aber die Matrikeln ebenfalls seinen Namen nicht nennen, studiert hat. Auf jeden Fall wird dieser Lebensabschnitt Rolles bis zum Eintritt in die preußische Hofkapelle von Mutmaßungen erfüllt bleiben; die allgemeine, geläufige Ansicht über seine Entwicklung kann aber, im Hinblick auf die vorhandenen Tatsachenbelege, als falsch betrachtet werden.

Die Kapelle Friedrichs d. Gr.[31]) bestand seit dem Jahre 1732. Damals

[29]) Hierzu und zum vorausgehenden: Akten der philosophischen und juristischen Fakultät der Universität Leipzig.

[30]) Der einzige, der sich vorsichtig ausdrückt, ist Marpurg (a.a. O.), der keinen näheren Zweck der Übersiedlung nach Berlin angibt. In den staatlichen Akten ist Rolle als Justitiariatsanwärter nicht enthalten (Preußisches Geheimes Staatsarchiv Berlin); Kawerau gibt das Justitiariat in der Umgebung Berlins an (a. a. O. S. 270), ohne es für nötig zu halten, den Beweis zu erbringen und die näheren Umstände zu zeichnen. Im Adreßkalender der Hof- und Staatsverwaltung sind in den Jahren 1739—1748 nur die Geheimen Kanzlisten Friedrich Wilhelm Rolle und dessen Sohn Christian Friedrich Rolle, auf dem Friedrichswerder am Kanal wohnhaft, zu nennen, die aber in keiner Beziehung zu J. H. Rolle stehen. Die Berliner Bürgerbücher 1737—1750 verschweigen ebenfalls den Namen (Stadtarchiv Berlin).

[31]) Vgl. L. Schneider, „Geschichte der Oper und des Königlichen Opernhauses in Berlin" (Berlin 1852), Curt Sachs, „Musikgeschichte Brandenburgs" (in „Landeskunde der Provinz Brandenburg", Berlin 1916, IV. Kap. 2, S. 371 ff.),

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0139

hielt Friedrich als Kronprinz in Rheinsberg eine eigene Kapelle, die aus 12, später aus 15 Mitgliedern zusammengesetzt war; außer J. G. Graun, E. G. Baron, F. und J. Benda und Quantz sind es weniger aktiv gewordene Musiker, die bezeichnenderweise nicht als Musiker, sondern als Kammerdiener engagiert waren. Es ist ja bekannt, daß die brandenburgische Musik in den Tagen des Kurfürsten Joachim III. Hektor ihren Anfang nahm und einen steilen Aufstieg erlebte, der in der Regierungszeit des Großen Kurfürsten und dann während der Periode des ersten preußischen Königs Friedrichs I., vor allem durch Sophie Charlotte, zu großartiger Blüte gelangte. Die Tatsache, daß unter dem Soldatenkönig ein restloser Verfall und Niedergang durch das Verhalten des sparsamen Monarchen eintrat, ist oft mißdeutet worden, da in Wirklichkeit das Verhältnis des Königs zur Musik ein viel intensiveres war, als man anzunehmen pflegt. 1728 hielt sich Friedrich Wilhelm I. mit dem Kronprinzen am Dresdner Hof auf, an dem Quantz und Hasse in der prunkvollen Kapelle wirkten. Des Kronprinzen Reise nach Braunschweig-Wolfenbüttel (1733), wo Karl Heinrich Graun als Sänger, Komponist und Vizekapellmeister des Herzogs Ludwig Rudolf tätig war — sein älterer Bruder Johann Gottlieb befand sich schon seit 1732 im Gefolge Friedrichs — gab wohl den eigentlichen Anlaß zur Gründung der Rheinsberger Kapelle, die von neuem den Grund der musikalischen Kultur am preußischen Hofe und in Berlin legte. Des jungen Königs erste Regierungshandlung war 1740 die Veranlassung des Theaterbaus durch Knobelsdorff und die Entsendung seines Kapellmeisters K. H. Graun nach Italien zur Verpflichtung von Sängern und Sängerinnen. Die italienisch-neapolitanische Oper, die Friedrich trotz seiner Neigung zur französischen Literatur, der französischen Oper gegenüber als einzig möglich und denkbar anerkannte und pflegte, erweiterte ihren anscheinend unwiderstehlichen Einfluß über den Hof hinaus auf das gesamte Musikleben des preußischen Reichs, das sich auf diese Weise mit Sachsen zum Vasallen der italienischen Oper machte, einem Zug der Zeit folgend, da an eine deutsche Oper, wie der Versuch der Hamburger Oper lehrte, nicht zu denken war. Höfe wie Wien oder München unterstanden ähnlichen, wenn auch anders gearteten Einwirkungen. Friedrichs Kunstliebe blieb nicht ohne Eindruck auf die Musikpflege in den bürgerlichen Kreisen Berlins. Schon 1736 hatte der Kontrabassist der Rheinsberger

---

spezieller Johann David Erdmann Preuß, „Friedrich d. Große" (Berlin 1833) III, S. 310ff., Georg Thouret, „Friedrichs d. Gr. Verhältnis zur Musik" (Wissenschaftl. Beilage zum Jahresbericht des Königstädtischen Gymnasiums zu Berlin, Berlin 1895) sowie bei C. H. Bitter, „Carl Philipp Emanuel und Wilhelm Friedemann Bach und deren Brüder" (Berlin 1868) I, S. 19 ff.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0140

Kapelle, Johann Gottlieb Janitsch, eine „Akademie" gegründet, die der „musikalischen assemblée" des Hoforganisten Christian Friedrich Schale und den bald darauf eingeführten Liebhaberkonzerten des Bach-Schülers Agricola glich; 1745 folgte noch die „Musikübende Gesellschaft" des Domorganisten Johann Philipp Sack[32]).

In diese Umgebung trat Rolle, auf den die vielseitigen Einflüsse in der Hofmusik, in der Oper und sicher auch in den Liebhaberkreisen nicht wirkungslos blieben. Seit 1741 ist Rolle als Mitglied der Hofkapelle (ursprünglich als Violinist, dann als Bratschist) verzeichnet. Da der Kapellenetat erst mit dem Jahre 1742 (rückwirkend auf das vorausgegangene Jahr) beginnt, ist sein Eintritt im Jahre 1740 durchaus möglich, wobei allerdings zu bemerken ist, daß der Kapellenetat den Namen Rolle unter „denen neuen Kapell-Bedienten, so anno 1741 zugekommen" enthält[33]). Rolle erhielt nach den Rechnungsbelegen von 1742/43 bis 1746/47 ein Gehalt von 150 Rth., und zwar auf Crucis, Luciae, Reminiscere und Trinitatis je 37 Rth. 12 Gr. Gleichzeitig mit Rolle war Philipp Emanuel Bach als Cembalist eingetreten; 1742 erst wurde Johann Joachim Quantz, der bis dahin jährlich zweimal nach Rheinsberg gekommen war, um den König im Flötenspiel zu unterweisen, berufen. Aus der alten Rheinsberger Kapelle wurden Franz und Josef Benda, K. H. Graun sowie Schart, Blume, Seiffarth, Gock, Baroni, Janitsch und Horschitzky übernommen. Zu den übrigen „Capellbedienten" kamen 1741 in die neue Hofkapelle Gasparini, Moltini, Campolongo, Salmibeni, Porporini, Romani, Venturini, Freydenberg, Konzertmeister Graun, Eicke, Gebhardt, Hesse, Speer, Schaale, Richter sowie Bach und Rolle, 1742 Quantz, Mara, Döbbert, Riedt und Pfeiffer; außerdem Sydow in Potsdam. Insgesamt umfaßte die Kapelle meist 39 Mitglieder. Da der Besoldungsetat die Austritte nicht angibt, kann dieser oder jener Orchesterkollege Rolles ausgeschieden sein. Der Etat von 1744/45 nennt weitere Namen wie Ems, Grundke, Petrini, Gertisch, Lange, Georg Benda, Richter, Benkowski, Timler, August und Payly. Wann Rolle austrat, um das Organistenamt von St. Johannis in Magdeburg zu übernehmen, ist wiederum zweifelhaft. Der Organist Simon Conrad Lippe, der als Nachfolger Johann Christoph Graffs seit 1709 im Amt war, beantragte

[32]) Amalie Arnheim, „Zur Geschichte der Liebhaberkonzerte in Berlin im 18. Jahrhundert" (Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins, Berlin 1913, Heft 12, S. 166 ff.). Sack, geb. 1722 in Harzgerode, gest. 1763 in Berlin, war um 1746, als er ein Lehramt am Waisenhause in Magdeburg innehatte, Schüler Chr. D. Graffs.

[33]) Kapellenetat 1742—1746 (Brandenburg.-Preußisches Hausarchiv, Berlin); in den übrigen Akten über die Kapelle ist nichts enthalten. Vgl. dazu auch C. H. Bitter a. a. O. Anh.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0141

die Bestellung eines Adjunkt, zu dem bei der am 25. August 1745 erfolgten Wahl zwischen dem Stadtmusikanten Albrecht, dem Jacobi-Organisten Christian Gottlieb Jacobi und Rolle letzterer bestimmt wurde; „doch soll Electus nach vorigem Schluß zuvörderst eine Probe ablegen, auch soll wegen seines Gehaltes und emolumenta hier erst ein Schluß gefasset und selbige reguliret werden“[34]). Rolle wird seine Tätigkeit im Sommer 1746 aufgenommen haben, da er erst in den Johannis-Kirchenkassenrechnungen von 1747/48 auftritt, im königlichen Kapellenetat dagegen 1746/47 aufgezählt wird, mit der Bemerkung: „cessat laut Notification vom 1. Juni 1746, modo Stephani laut allegirte Notification.“

Auf welche Weise Rolle überhaupt in die Hofkapelle, durch Bewerbung oder durch Fürsprache, gelangt war, sei dahingestellt, zumal auch die Zusammenhänge seines Aufenthalts in Berlin nicht restlos geklärt sind, ob er wirklich um eines Justitiariats oder von vornherein einer musikalischen Betätigung willen sich dort niedergelassen hat. Wenn die Biographen wie Köpken, der Anonymus des „Magdeburgischen Magazins“, Rochlitz und letzthin auch Kawerau behaupten, Rolle habe in engem freundschaftlichem Verhältnis zu K. H. Graun und sicher auch zu den Bendas, Ph. E. Bach[35]) und Quantz gestanden, so mag das zutreffen, weil in der Tat auch Rolles anfängliches Schaffen den unmittelbaren Einfluß Grauns aufweist, der als sein persönlicher Lehrmeister bezeichnet wird. Graun soll, den Quellen nach, sogar den Eintritt Rolles in die Kapelle veranlaßt haben. Über die Art des musikalischen Lebens am Hofe entwirft Marpurg ein Bild, das die Verhältnisse zwölf Jahre nach der Gründung der Oper wiedergibt[36]): „Es sind nunmehr zwölf Jahre, als von Sr. itzregierenden Majestät die mit dem Tode Friedrichs des Ersten eingegangene lyrische Bühne wieder hergestellt ward. Die geschicktesten deutschen Spieler, welschen Sänger und französischen Tänzer wurden mit den ansehnlichsten Pensionen aufgenommen, und die Tonkunst sahe sich mit einmahl wieder zu ihrem alten Glanze in Berlin erhoben. Es wurde ein prächtiges Opernhaus aufgeführet, und die Monathe December und Januarius, nebst dem 27. März, dem Geburts-

[34]) Protokollbuch von St. Johannis.

[35]) Daß er mit den Bendas und Ph. E. Bach befreundet war, geht daraus hervor, daß er mit den Bendas in Kompositionsaustausch stand; in Bachs Nachlaß befand sich ein Bild Rolles. Vgl. Bitter a. a. O. II S. 122. Köpken (Merkur a. a. O. S. 226) berichtet, daß Rolle „sechs Jahre lang den vertrauten Umgang der beyden Graun und der Bendas“ genoß; unter Grauns Anleitung schrieb er in Berlin Kantaten und ein Passionsoratorium, das sein Vater in Magdeburg aufführte. (Vgl. Köpken.)

[36]) Marpurg a. a. O. 1754 I Kap. IX S. 75; vgl. dazu die oben angegebene Literatur.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0142

tage Ir. Majestät der Königin Frau Mutter, wurden zu den ordentlichen theatralischen Lustbarkeiten hieselbst ausgesetzet. Diese Ordnung bestehet noch zur Zeit, und wird in den beyden Monathen alle Montage und Freytage gespielet. Die übrigen Tage der Woche, während der Carnevalszeit, werden mit Redutten, Concerten, Comödien und anderen Lustbarkeiten bey Hofe abgewechselt. Sonst aber wird alle Tage des Abends von 7 bis 9 in der Kammer des Königs ein ordentliches Conzert aufgeführet, in welchem Sr. Majestät selbst von ihrem Einsichtsvollen schönen Geschmack und ihrer ausnehmenden Fertigkeit auf der Flöte Proben darzulegen gewohnt sind. Wir übergehen allhier die musikalischen Scherzspiele (Intermezzi), die auf einem in dem Schloß zu Potsdam angelegten kleinen Theater vorgestellet werden." Die Opern, bei denen Rolle sicherlich im Orchester mitzuspielen hatte, stammten sämtlich von Graun und J. A. Hasse; im März 1746 folgte noch eine Serenade des 1744 der Kapelle beigetretenen Christoph Nichelmann, der ein Schüler J. S. Bachs war[37]). Diese Tatsachen müssen immerhin in Erwägung gezogen werden, da sie einen Einblick in die Geschmackschulung Rolles geben.

Nur ungern, so wird berichtet, willigte der König in den Abschied Rolles[38]), dem die Entlassung erst etwa ein Halbjahr nach seiner Berufung nach Magdeburg gewährt wurde. Auch fernerhin blieb Rolle in freundschaftlichem Verhältnis zu seinen Kollegen, vor allem den Brüdern Benda, in deren Haus Kompositionen Rolles, die den Beifall des Königs fanden, aufgeführt wurden. Als er seine neue, ihm längst vertraute Wirkungsstätte betrat, bot sich ihm die günstige Gelegenheit, an

[37]) Die 1742—1746 gespielten Opern sind: „Rodelinda" von K. H. Graun, Text von Rolli und Bottarelli (1742), „Cesare e Cleopatra" von denselben zur Einweihung des Opernhauses (1743), „La clemenza di Tito" von Johann Adolph Hasse, Text von Metastasio, „Artaserse" und „Catone" von denselben, Wiederholung der „Rodelinda" (1744), „Alessandro nelle Indie" von K. H. Graun und Metastasio, „Lucio Papirio" von Graun, Text von Apostolo Zeno (1745), „Adriano" von Graun und Metastasio, „Demofonte" von denselben und „Il sogno di Scipione", Serenade von Nichelmann und Metastasio (1746). Vor der Vollendung des Theaters wurde im Berliner Schloß-Theater und im Orangerie-Saal zu Charlottenburg gespielt; außerdem pflegte Friedrich gerade in dieser Zeit seine Hofkonzerte (vgl. L. Schneiders genaue Schilderung a. a. O. S. 19 ff.). Die Redoutenmusik schrieb in der Regel der Kammermusiker Janitsch.

[38]) Vgl. „Magdeburgisches Magazin" und Köpken (Merkur), der S. 227 schreibt: „In vielen guten Berlinschen Häusern, besonders im Hause des Ministers von Happe, wo er täglich freyen Zutritt hatte, erwarb er sich die Weltkenntnis und den guten Anstand, womit er jedermann einnahm. In Berlin bekam er den Antrag, mit zwey jungen Grafen nach Italien zu gehen. Seine Eltern wollten es aber nicht gestatten".

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0143

der Seite seines Vaters arbeiten zu können. Wesentliches hatte sich seit seiner Jugendzeit nicht verändert; Lippe, dessen Adjunkt er noch geraume Zeit war, hatte sein Amt schon seit 1709 als Nachfolger Graffs[39]) inne, dessen Sohn Christian David Graff die durch das Ausscheiden Pabsts frei gewordene Organistenstelle an St. Ulrich einnahm[40]), während Georg Tegetmeyer schon 1715 am Dom wirkte. Mit Bestimmtheit ist anzunehmen, daß Rolle noch im Laufe des Jahres 1746 zum Hauptorganisten aufrückte; es stand ihm ein Gehalt von 160 Thlr. zu, sowie Weihnachten, Ostern und Pfingsten je ein Thaler Festgeld, 12 Thlr. Holzgeld, 2 Thlr. für Licht und Kohlen, 20 Thlr. für den Hauszins und 12 Scheffel Roggen. Das gemeinsame Schaffen von Vater und Sohn, in deren Amtszeit 1747/48 die alte Schnitker-Orgel von St. Johannis durch den Orgelbauer Treutmann repariert und durch Einbau eines Glockenspiels erweitert worden war, fand ein frühzeitiges Ende. Am 25. August 1751 starb, 67jährig, der alte General-Kantor Rolle und wurde zwei Tage darauf auf dem Johanniskirchhof beigesetzt[41]).

Bei der nun notwendig gewordenen Neubesetzung des Musikdirektorats fiel die Wahl einstimmig und sofort auf den Sohn des Verstorbenen, auf Johann Heinrich Rolle, der mit dem 29. Februar 1752 sein Organistenamt niederlegte und dem Johannis-Kollegium die Ernennung zum Musikdirektor und Chorkantor durch den Magistrat und das Scholarchat mitteilte. Die Vokation erfolgte am 4. März 1752; Rolle trat die Nachfolge seines Vaters in allen Ämtern und Würden an[42]). Die verwaiste Orgel erhielt erst am 9. Juni in dem bisherigen Jacobi-Organisten Jacobi († 15. Oktober 1755) einen neuen Sachwalter, nachdem sich schon im März außer diesem der Ulrich-Organist Graff, der Verzicht leistete,

---

[39]) Zum folgenden: Rechnungs- und Protokollbücher von St. Johannis.

[40]) Christian David Graff, am 7. März 1700 in Magdeburg geboren, war Schüler seines Vaters und seit 1709 Zachariaes (?), 1714 in Berlin Schüler des Nikolai-Organisten Butterodt und 1716 Schüler J. B. Bachs in Eisenach; seit 3. April 1719 war er Ulrichs-Organist. Georg Tegetmeyer stammte aus Badersleben (geb. 1687). Vgl. Marpurg a. a. O. (1757) S. 343.

[41]) Die Eintragung in St. Johannis lautet: „Hr. Christian Friedrich Rolle, wohlverdienter Cantor und Director der Music bey der alten Stadt Magdeburg auf dem St. Johannis Kirchhof beygesetzt worden. 67 Jahre alt und hat gedachte Bedienung in die 30 Jahr wohl und mit vielen Ruhm verwaltet." Das Ersuchen der Witwe um eine freie Grabstelle wurde abgelehnt, „man aber der Frau Rollen auff eine andere art ein douçeur machen wolte" (Protokollbuch 26. August 1751).

[42]) Kawerau a. a. O. S. 273 und S. 419 (Beilage) teilt das Schreiben Rolles und seine Vokation mit. Leider gibt er auch hier nichts über den Verbleib des Materials an. Trotz meiner eifrigsten Bemühungen, bei denen mich Herr Pastor A. Frantz (Magdeburg) liebenswürdigerweise unterstützte, scheint die Vokation verschollen zu bleiben. Zum übrigen vgl. A. Frantz „St. Johannis" (Magdeb. 1931).

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0144

der Katharinen-Organist Gelbke[43]), der Petri-Organist Pinckernelle, der Stadtmusikus Albrecht jun., ferner Süßmilch und, auf Verlangen des Kirchenkollegiums, Vogel aus Havelberg als Reflektanten gemeldet hatten. Die Orgelprobe hatte am 9. April stattgefunden.

Die ersten größeren Ereignisse, die festlich begangen wurden, waren die Siegesfeste des 7jährigen Krieges, darunter vornehmlich das Dankfest für den Sieg bei Lobositz (1756) (Feier am 17. Oktober)[44]). In welcher Weise Rolle seinen vertraglichen Verpflichtungen nachkam, läßt sich erst von 1757 an ermitteln. Aus diesem Jahre stammt die von Rektor Reichard gedichtete Johannespassion „Der durch Leiden des Todes mit Preis und Ehren gekrönte Jesus". Es ist nicht ausgeschlossen, daß es sich tatsächlich erst um seine zweite größere Komposition handelt, da das Protokoll des Magistrats vom 12. April — auch Rolle hatte mit den gleichen Lizenzschwierigkeiten zu kämpfen wie sein Vater — darauf hinweist, „daß dem Cantori alle 4 Jar eine neue Passions Musik drucken zu lassen", nur durch behördliche Genehmigung gestattet sei[45]); demnach war die erste Passion etwa 1753 geschrieben. Aber es scheint, daß sich Rolle doch von Anfang an durchzusetzen vermochte und recht bald an Ansehen und gewissem Wohlstand gewann. Am 12. April 1757 war seine Mutter auf dem Johanniskirchhof beigesetzt worden[46]); am 18. Mai des folgenden Jahres vermählte sich Rolle, von Pastor Boysen kopuliert, mit Rahel Christiane Jacobi, der Tochter des Hamburger Kaufmanns Rudolph Benedikt Jacobi[47]). Die überaus glückliche Ehe

---

[43]) Gelbke übernahm die Stelle Jacobis, der übrigens bis 1726 an St. Petri gewirkt hatte, an St. Jacobi. Als Chordirektor figurierte der seit 1722 tätige Stammer, bis ihn 1772 der frühere Petrikantor Mohr ablöste. Die Organisten, mit denen Rolle arbeitete, waren Jacobi (bis 1755), Johann Ernst Pinckernelle (bis 1767, früher an St. Petri), Joachim Elias Köhler (bis 1778) und Johann Ferdinand Süßmilch (bis 1790); diesem folgte Otto Philipp Maertens (1735 bis 1831!). Vgl. A. Frantz (a. a. O. S. 178), der Jacobi fälschlich noch bis 1756, Pinckernelle bis 1770 und Köhler bis 1780 ansetzt.

[44]) Protokollbuch und „Magdeburgische Zeitung".

[45]) Stadtarchiv Magdeburg (Altstadt I P. 83); auf die auf Wunsch Rolles vernichteten Jugendkantaten habe ich schon hingewiesen.

[46]) Totenregister von St. Johannis.

[47]) Die Kopulationsurkunde lautet: „Herr Johann Heinrich Rolle, Director Musices und bey der hiesigen Stadt Schule College, mit Jungfer Rahel Christianen Jacobi, Herrn Rudolph Benedict Jacobi, Bürger, Kauff und Handelsmann zu Hamburg, Zweyten Jungfer Tochter auf Königl. Concession ein vor allemahl aufgeboten und von dem 2ten Pr: Hrn Boysen im Hause copuliret worden". Die Familie Jacobi (auch Jacob) stammte aus Magdeburg, wo der Vater der Gattin Rolles am 17. August 1700 geboren wurde. Am 26. Juli 1726 erwarb er das Hamburger Bürgerrecht, vermählte sich am 31. Oktober des gleichen Jahres

war mit vier Kindern gesegnet: am 13. Februar 1759 wurde ein Sohn Christian Benedict in St. Johannis (durch Pastor Boysen) getauft, am 1. Februar 1761 eine Tochter Maria Wilhelmina (Pastor Delbrück), am 1. Mai 1763 Johanna Henriette (geb. 26. April), die schon am 26. Juni 1766 „an einer auszehrenden Krankheit" starb und zwei Tage später bestattet wurde, und am 8. Dezember 1765 Friedrich Heinrich (geb. 3. Dezember)[48]).

mit Gesa Elisabeth Behrmann, Tochter des Paul Behrmann, die am 29. August 1759 starb. Am 25. Juli 1763 ging er eine zweite Ehe mit Regina Elisabeth Seyfart (Tochter des Johann Gottfried Seyfart aus Leipzig) ein. Er starb in Hamburg am 9. Mai 1777 und hinterließ aus beiden Ehen 5 Söhne und 7 Töchter. Seine Tochter Rahel Christiana, die Gattin Rolles, stammte aus der ersten Ehe und wurde am 12. März 1737 im Katharinenkirchspiel im väterlichen Hause im Cremon (Straße in Hamburg) getauft. Vgl. Taufbuch von St. Katharinen in Hamburg sowie Hamburger Bürgerbuch (nach freundlicher Mitteilung des Stadtarchivs Hamburg).

[48]) Kawerau (a. a. O. S. 274 Anm. 3) verwechselt die Taufdaten mit den Geburtsdaten (Taufeintragungen in St. Johannis). Christian Benedikt, der älteste Sohn Rolles, wurde Pfarrer in Dahlenwarsleben (Bez. Magdeburg); er war vermählt mit Caroline Sophie Martzilger. Seinen Todestag konnte ich nicht feststellen. Die Nachfolge im Pfarramt erhielt sein Sohn Heinrich Gustav Erhard, der am 12. Oktober 1823 die Ehe mit Charlotte Elisabeth Knorr, Tochter des Magdeburger Rentmeisters Johann Heinrich Ephraim Knorr und der Johanna Philippine Ritter, schloß. Diese Linie hat sich bis in die Gegenwart fortgepflanzt; Gustav Rolle hatte Zwillingstöchter: Fanny, geb. 4. Juli 1860, gest. 8. April 1898, verheiratet mit Georg Müller (1850—1930 in Magdeburg), dem ich noch manchen persönlichen Hinweis verdanke, und Clara, geb. 4. Juli 1860, gest. 25. März 1925, unverheiratet, als die letzte Trägerin des Familiennamens. Aus der Ehe zwischen Fanny Rolle und Georg Müller stammen zwei Söhne: Alfred Müller (geb. 16. Januar 1884, lebt in Berlin) und Werner Müller (geb. 7. November 1891, lebt in Magdeburg). Herr Georg Müller teilte mir noch mit, daß auch Paul Heyse in verwandtschaftlichen Beziehungen zur Familie Rolle stand; aus welcher Linie diese Zusammenhänge, die ich durch des Dichters Großvater, den Magdeburger Schuldirektor Johann Christian August Heyse (1764—1829) vermute, entstanden, ließ sich noch nicht nachweisen. — Über J. H. Rolles Tochter Maria Wilhelmina ist nichts bekannt. Johanna Henriette starb bereits am 26. Juni 1766 im Alter von drei Jahren (Totenregister von St. Johannis). Friedrich Heinrich, der jüngste Sohn, war 1792 zweiter Lehrer am Kloster U. L. Fraun und verließ als Conventualis Probandi 1796 die Anstalt, um als zweiter Prediger und Diakonus nach „Großen-Salza" (Großsalze, heute Schönebeck-Bad Salzelmen) überzusiedeln. Er starb schon am 12. Juni 1797 im Alter von 32 Jahren im Hause seiner Schwiegereltern (wer?) in Magdeburg am „Faulen Nerven Fieber". Sein Tod ist im St. Johannis-Kirchenbuch und im Kirchenbuch von Salzelmen registriert; er wurde am 14. Juni 1797 in Magdeburg begraben. Vgl. außerdem „Jahrbuch des Pädagogiums zu L. Frauen in Magdeburg" 1795 (I, S. 73) und 1796 (V, S. 80).

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0146

Die verschiedenen Anlässe, die den König nach Magdeburg führten[49]), wie die alljährlich im Mai stattfindenden Magdeburgischen Inspektionen bei Körbelitz, stellten gerade Rolles Tätigkeit bei den Gottesdiensten und Festlichkeiten in den Vordergrund. Zu einer besonderen Anregung, die für den mit dem Hof ja vertrauten Musikdirektor von Wichtigkeit war, wurde der Aufenthalt der königlichen Familie während des Siebenjährigen Krieges, in dem ja Magdeburg als die seit 1755 unter dem Oberbefehl des Herzogs Ferdinand von Braunschweig stehende Garnison ein wesentlicher Stützpunkt für die militärischen Operationen war. Vom 28. Oktober 1757 bis zum 4. Januar 1758, nochmals vom 12. August 1759 bis 25. November und vom 19. März 1760 bis zum Friedenschluß blieb die Königin mit dem gesamten Hofstaat in Magdeburg; in diesem Jahre 1760 führte Rolle eine neue Passionskantate nach Johannis auf, der 1761 eine Lucas-Passion mit dem Titel „Das schmertzliche aber auch erquickende Andenken des blutigen Leidens und Sterbens unsers am Creutz getöteten Fürsten des Lebens" folgte[50]). Die Friedenskonklusionen mit Rußland und Schweden (1762) wurden gefeiert; vollends aber der am 15. Februar 1763 geschlossene Hubertusburger Friede bot dem stark beanspruchten Rolle reiche Gelegenheit zur Entfaltung, so die Feier am 6. März und besonders das aus Anlaß der Rückkehr Herzog Ferdinands anberaumte Friedensfest am 17. März, zu dem die ganze Musik herangezogen wurde[51]). Am 2. Juni 1763 war der König persönlich, von dem 1762 durch Hofprediger Sack in Magdeburg konfirmierten Prinzen Wilhelm begleitet, auf der Durchreise nach Cleve in der stolzen preußischen Feste. Auf diesen Tag fällt die seltsame Begegnung zwischen Friedrich und Klopstock, die Köpken anschaulich schildert[52]): „Um diese Zeit hielt sich der große König Friedrich einige Tage in Magdeburg auf. Klopstock sah ihn auf dem Domplatze unter einer Menge von Zuschauern. Ob er schon gegen ihn, wegen der Nichtachtung der deutschen Musen, sehr eingenommen war; so drang ihm doch Friedrichs großer Geist und sein Heldenleben Bewunderung auf. Er stand kaum drei Schritte vom Könige ziemlich vorne, während der König mit einem der Generale sprach und Klopstock sah ihn unverwandt an. Nennen Sie mir, sagte eine geistreiche Frau — Madam Hachtmann — zu mir, noch einen Platz auf der Welt, wo zwei so un-

[49]) Vgl. Max Dittmar, „Körbelitzer Erinnerungen an Friedrich d. Gr." (Blätter für Handel, Gewerbe und sociales Leben" 1894, Magdeburg, Nr. 20/22) und Hoffmann-Hertel a. a. O. S. 371 ff.

[50]) „Wöchentliche Magdeburgische Frage- und Anzeigungs-Nachrichten" 10. III. 1761 Nr. X (Avertissements).

[51]) Protokollbuch St. Johannis.

[52]) Autobiographie.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0147

sterbliche Männer so nahe von einander stehen". Klopstock wohnte im Hause des Kaufmanns Bachmann; Köpken irrt sich, wenn er das Jahr 1764 angibt, da Klopstock sich selbst darüber in einem an Gleim gerichteten Brief am 28. Juli 1763 von Quedlinburg aus äußert: „Hat Ihnen Bachmann gesagt, daß Ihr König und ich einander ein Kompliment sehr in der Nähe gemacht haben? Er fuhr dicht unter dem Walle weg, und ich stand mit Rolle im Thore, wo man heruntergeht."

Aus diesem Zitat wird die persönliche Verbindung deutlich, die zwischen Klopstock und Rolle bestand und für das künstlerische Schaffen des Magdeburger Musikdirektors noch ausschlaggebend werden sollte Es wirft zugleich, durch die Tatsache des Klopstockschen Besuches, ein Licht auf die literarisch-geistigen Verhältnisse Magdeburgs, das seit dem Regierungsantritt Friedrichs II. ähnlich wie Berlin einen, zunächst sich auf religiöser Grundlage erhebenden, literarischen Aufschwung nahm, weniger durch das gerade diesen Bestrebungen abgewandte Interesse des Königs als durch den Umstand, daß in dieser Periode der Wiedergeburt deutscher Dichtung und der religiös-philosophischen Kritik die allgemeine Stimmung auf eine solche Beschäftigung, begünstigt durch Friedrichs Freisinnigkeit, hinsteuerte. Der Einfluß, den in Magdeburg der gemäßigte Pietismus des Abts von Kloster Berge, Steinmetz, bis zu seinem Tode (1762) ausübte[53]), gab den eigentlichen Anlaß, der auch von der allerseits gerühmten Geistlichkeit der Kirchen aufgenommen wurde. Aus der Diskussion um die theologischen Belange wuchs die literarische Bewegung heraus, die 1760 ihren ersten Höhepunkt erreichte und auf lange Zeit behielt, zumal da die Führerposition des Klosters Berge seit Johann Friedrich Hähn, dessen pietistische Einstellung ausartete, ihr Ende gefunden hatte und, kaum merklich, durch Abt Resewitz (seit 1775) wieder gewann, ohne sich voll auswirken zu können. Im Jahre 1760 rief der selbst im Kloster Berge erzogene Hofrat Friedrich Köpken, der später geadelt wurde, in Gemeinschaft mit Oberhofprediger Sack und dessen Sohn, dem Oberkonsistorialrat Sack, Kaufmann Samuel Bachmann und seinem Schwager Pastor Johann Esais Silberschlag den „Gelehrten Clubb" ins Leben[54]), dessen um alle Tagesereignisse der geistigen Welt kreisenden Diskussionen und Kri-

[53]) Vgl. z. B. Kawerau, „Friedrich Gabriel Resewitz" (Geschichtsblätter 1885, S. 149ff.); außerdem „Unterhaltende topographische und statistische Beschreibung einer Sommerreise durch die Provinzen Magdeburg, Braunschweig, Halberstadt, Quedlinburg und Barby" (Halle 1791) I, S. 52f.

[54]) Die beste Quelle ist Köpkens Autobiographie, der ich diese Nachrichten entnommen habe. Vgl. E. Valentin, „Friedrich von Köpken und die Magdeburger Literarische Gesellschaft" (a. a. O.).

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0148

tiken der Buchdrucker Faber in einer besonderen Beilage der „Magdeburgischen Zeitung", den „Historischen und gelehrten Merkwürdigkeiten" veröffentlichte. Der eigentliche Ursprung war die publizistische Zusammenarbeit dieser Männer, zu denen sich noch Pastor Hofmann gesellte; 1762 entschloß man sich, das ganze wöchentlich einmal erscheinende Blatt selbst zu bestreiten. Neue Namen kamen hinzu: der nachmalige Gouverneur der Berliner Ritterakademie, Eysenberg, der Erzieher des Grafen Bork, und sein Zögling sowie Graf Fink. „Dies fixierte unsere freundschaftlichen Zusammenkünfte zu einer regulären Gesellschaft, die sich alle Mittwoch Nachmittag versamlete, und welche man den gelehrten Clubb nannte. Die Unterhaltung war blos literarisch." Hervorgegangen war diese Arbeitsgemeinschaft aus dem juristischen Disputatorium, das Köpken, als er 1759 mit Matthison, der Lehrer am Kloster U. L. Fr. wurde, die Universität Halle verlassen hatte, mit Ratmann Delbrück, Kammerdirektor Neumann und Advokat Laue gegründet hatte; durch Delbrück lernte er Rolle kennen. Die Mehrzahl dieser bedeutenden Männer, wie Sack und Eysenberg, gehörten dem Hofe an, der ja in diesen Jahren in Magdeburg residierte. Im Sackschen Hause verkehrte Bachmann, „einer der geschmackvollsten Männer, den Magdeburg je gehabt hat"; er war ein Schüler Sulzers[55]) und gehörte zu den wichtigsten Erscheinungen der deutschen Literatur aus dem Kreise um Gleim und Klopstock. Nach der Beendigung des Krieges (1763) verließ der Hof, und mit ihm die Berliner Mitglieder des „Clubbs", Magdeburg, so daß die Gesellschaft in ihrer Arbeitsfähigkeit beschnitten wurde. Der kleine Verein der Magdeburger, zu dem 1763 nach dem Tode Hofmanns Pastor Samuel Patzke[56]) kam, wurde noch im gleichen Jahre von Köpken erneut zur „Literarischen Gesellschaft" konstituiert;

[55]) J. G. Sulzer war schon 1743 in Magdeburg, wo er bis zu seiner Berufung nach Berlin (1747) blieb. 1750 heiratete er die Nichte Bachmanns, die Tochter des Magdeburger Kaufmanns Keusenhof. Im gleichen Jahre traf er in Magdeburg Klopstock, der mit ihm und Schultheß zu Botmer nach Zürich reiste. Im Sommer 1762, während des Hofaufenthaltes, streifte er auf seiner Reise in die Schweiz nochmals Magdeburg. Vgl. Sulzers „Lebensbeschreibung, von ihm selbst aufgesetzt", herausgeg. von J. B. Merian und F. Nicolai (Berlin-Stettin 1809).

[56]) Samuel Patzke, geb. 24. Oktober 1727 in Frankfurt a. d. O., kam 1762 als Pfarrer der Heiligen Geist-Kirche nach Magdeburg, wo er am 14. Dezember 1787 starb. Seine Lieder, Erzählungen, „Freundschaftlichen Briefe" (1760), die musikalischen Gedichte (1780) und Terenz-Übersetzungen verschafften ihm das Ansehen in der deutschen Literatur seiner Zeit. Er gründete die Wochenschriften „Der Greis" (1763/69), „Der Wohltäter" (1772/73) und „Wöchentliche Unterhaltungen" (1777/79); letztere mit Berkhan und Schummel. Vgl. Waldemar Kawerau, „Die kritischen und moralischen Wochenschriften Magdeburgs in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts" (Geschichtsblätter 1883).

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0149

die Neugründer waren außer Köpken Patzke, Goldhagen (Rektor des Altstädtischen Gymnasiums), Rambach (Rektor des Klosters U. L. Fr.), Niemann, Matthison, Schütz (Subrektor der Domschule), Pastor Els, sowie Rolle und Bachmann[57]), der aber wenig anwesend war. Zu diesen traten Generalsuperintendent Jacobi, Pastor Sturm, Delbrück, Pastor Feddersen, Rat Funk, Pastor Wilmsen, Pastor Sack, der von Berlin nach Magdeburg versetzt worden war, Doktor Keßler, Conventual Schummel, Propst Röttger, in späteren Jahren Propst Quirl, Abt Resewitz, Pastor Rathmann, Stosch, Schulz, Bracke, Berkhan, Junker, Willerding, Lorenz, Gurlith, Pastor Reinhardt, zuletzt Kriminalrat Nithack, Pastor Ribbeck, Hofmann, Lüdecke, Koch, Silberschlag, Doktor Voigtel, Prediger Mellin, Rathmann Fritze, Göcking und Basedow. Gleim (seit 1747 Sekretär des Halberstädter Domkapitels), dessen Bruder Daniel Conrad Vollradt Gleim[58]) als Kaufmann in Magdeburg lebte und ebenfalls diesem Kreise angehörte, war häufig Gast der Gesellschaft; die Porträts Bachmanns, Patzkes, Köpkens und Funks fanden in seinem „Tempel der Freundschaft" Platz. Auch der hallische Kanzler A. H. Niemeyer[59]), der Schwiegersohn Köpkens, galt als „gefeiertes Mitglied"; die „Montagsgesellschaft" in Halle geht auf das Vorbild der Mittwochsgesellschaft zurück.

Dieser literarische, regsame Kreis, der 1786 in eine Lesegesellschaft umgewandelt wurde und einen rituellen Charakter erhielt, zeichnete sich durch die Vielseitigkeit seiner Produktion aus, die vornehmlich im Anwachsen des Schrifttums ihren Ausdruck fand (so gründete Patzke 1763 die moralische Wochenschrift „Der Greis"). Aber auch nach außen hin wußte die Gesellschaft, in deren Mittelpunkt Köpken und Bachmann

[57]) Über Samuel Bachmann schreibt Köpken (Autobiogr.): „Er war musikalisch und hatte durch seine Reisen auch seinen Kunstgeschmack ausgebildet. Er war vom edelsten Character, zwar etwas kalt und ernst — er hatte sich in England gebildet — doch war ein warmer, thätiger Freund, und hatte große Weltkenntniß, und die feinste Lebensart." Bachmann, Übersetzer französischer und lateinischer Literatur, Mitarbeiter an Patzkes „Greis", auch an den Karschinschen Gedichten beteiligt, ging 1768 oder 1769 nach Petersburg, wo er sich, unglücklicher Wirtschaftsverhältnisse wegen, in die er geraten war, am 9. November 1776, noch nicht vierzig Jahre alt, vergiftete. „Ihm und Gleimen danke ich die mehresten meiner früheren Bekandschaften mit unseren guten Köpfen" (Köpken).

[58]) D. C. V. Gleim wurde 1723 geboren und starb 1785 in Magdeburg; er war Gründer der Gleimschen Familienstiftung. Sein Bruder J. W. L. Gleim führte 1779 eine Zusammenkunft der vier Brüder in Magdeburg herbei. Vgl. Wilhelm Körte, „J. W. L. Gleims Leben" (Halberstadt 1811) S. 207.

[59]) Über Niemeyer vgl. A. Jacobs und J. G. Gruber, „August Hermann Niemeyer" (Halle 1831).

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0150

standen, fördernd und bindend zu wirken. Klopstock hatte schon 1750 von Quedlinburg aus, auf seiner Reise von Langensalza nach Zürich, im Hause des alten mit Gellert befreundeten Bachmann[60]) (1706—1753) gastliche Aufnahme gefunden und dort seinen Reisegenossen Sulzer und A. F. W. Sack sowie „anderen Anhängern der schweizerischen Kunstlehre" die ersten Beispiele seines „Messias" vorgelesen. Bei seinem oben erwähnten zweiten Besuch im „Bachmannschen Garten am Werder" wurde sicherlich die erste Anregung zu der diesem literarischen Bund entsprungenen Tat der Gründung des „Magdeburgischen Konzerts" durch Rolle gegeben. „Dieser war oft in Bachmannschem Hause, und schon in frühern Zeiten ein Freund desselben gewesen. Bachmann hatte einen vortreflichen englischen Flügel. Rolle spielte uns oft von seinen Compositionen darauf vor, setzte auch damals [!] zum Clavier die Scenen aus dem Messias von [sic!] Cidli. Dies gab die Gelegenheit zur Veranstaltung eines öffentlichen großen Concerts unter Rollens Direction. Bachmann, ich, und der Kaufmann Gleim, Bruder des Dichters, wirkten jeder in seinem Kreise. So kam 1764 hier das erste öffentliche Concert zu Stande, woran alle gesitteten Stände der Stadt, ohne Unterschied zwischen Adel- und Bürgerstand, Theil nahmen; eine Vereinigung, die unter dem sonst braven General und Gouverneur von Saldern — dessen Schwächste Seite doch übertriebener Adelsstolz war — allerdings wichtig und eine Kampfveranlassung ward, daß dieser Unterschied zwischen beyden Ständen in der Folge in den gesellschaftlichen Cirkeln imer mehr verschwand"[61]).

Diese nicht auf einen genauen Termin datierbare Gründung des aus den Bestrebungen des literarischen Vereins hervorgegangenen „Magdeburgischen Concerts" im Jahre 1764 ist eine Tat Rolles gewesen, deren Auswirkung und Bedeutung entscheidend waren[62]). Man muß ermessen können, welch wagemutiges Unternehmen eine solche noch völlig unbekannte und ungewohnte Neuerung im gesamten Musikleben Deutschlands war. Da sich der Konzertbetrieb bislang nur an Höfen und in Liebhaberkreisen abspielte, mußte der Gedanke eines öffentlichen und regelmäßigen Konzerts wie ein Funke zünden. Diesen Brauch allgemein zugänglicher Musikaufführungen, die man gegen Entgelt besuchen konnte, kannte man zuvor nur im 17. Jahrhundert in England. Der Begriff des öffentlichen Konzerts wurde jedoch erst seit 1725 geläufiger,

[60]) Auf ihn schrieb 1764 Klopstock die Ode „Die frühen Gräber" (vgl. Muncker a. a. O. II S. 360).

[61]) Köpken a. a. O.

[62]) Vgl. E Valentin, „Die Gründung des Magdeburgischen Concerts 1764", a. a. O.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0151

als Anne-Danican Philidor in Paris die „Concerts spirituels" einrichtete, deren Einführung Telemann mit dem Collegium musicum in Hamburg erprobte, ohne einen Erfolg zu erzielen. Erst 1741 gelang dem Kaufmann Zehmisch in Leipzig eine derartige Institution, aus der sich die Gewandhauskonzerte entwickelten[63]); 1764 folgte schon an zweiter Stelle Magdeburg.

Die von Rolle komponierten Szenen aus Klopstocks „Messias"[64]), von deren Privataufführung Köpken erzählt, bildeten das Programm des ersten öffentlichen Konzerts. „Patzken veranlaßte ich, Herrn Rolle einige besseren Texte zur Composition zu machen. Er fing mit den Göttern und Musen zum Geburtstag des Königs 1765 an. Er theilte mir und Bachmann dies Stück mit, und ich besitze noch eine schriftliche, sehr feine und scharfsinnige Critick des letztern mit Vorschlägen zu Besserungen, wovon Patzke Gebrauch machte"(Köpken). Wieviel Konzerte im Winter 1764/65 abgehalten wurden, ist nicht bekannt, da die Ankündigungen sehr spärlich sind; aber es ist immerhin zu glauben, daß der anscheinend erfolggekrönte Plan sogleich in vollem Umfange realisiert worden ist[65]). Einen Beleg ergibt die am 10. Januar 1765 veröffentlichte Anzeige: „Die Gönner der Music werden hierdurch geziemend benachrichtigt, daß das Concert für diesesmal den Freytag, als den 11ten Jan. auf dem Concert-Saale um gewöhnliche Zeit [!] wird gehalten werden." Aus dieser Anzeige geht hervor, daß schon in der Saison 1764/65 Konzerte stattgefunden hatten, zu denen in der Regel, dem späteren Brauch nach, Sonderkonzerte zu Extrapreisen kamen. Ein solches Sonderkonzert war die Aufführung der „Götter und Musen" von Patzke und Rolle, anläßlich der Geburtstagsfeier des Königs, am 26. Januar 1765. Am 2. November des gleichen Jahres begann die neue Saison, deren Avisierung in der „Magdeburgischen Zeitung" vom 26. Oktober zugleich einen Überblick über die Organisation und äußere Form der Konzerte gibt: „Da das große Concert auf dem Seidenkramer-Innungshause den 2ten November a. c. wieder seinen Anfang nehmen und damit sechzehnmal, Sonnabends von 5 bis 7 Uhr continuiret werden soll: So werden die Gönner und Liebhaber der Musik hierzu ergebenst

[63]) Vgl. Alfred Dörffel, „Geschichte der Gewandhauskonzerte", Leipzig 1884. Über Telemanns Versuch: E. Valentin, „Telemann" a. a. O. S. 34 ff. Berlin folgt eigentlich erst 1791 mit den schon 1779 angebahnten Konzerten der Singakademie Faschs. (Curt Sachs, „Musikgeschichte der Stadt Berlin bis zum Jahre 1800", Berlin 1908.)

[64]) Auch Telemann hatte 1759 Szenen aus dem „Messias" vertont (Valentin, „Telemann", S. 42).

[65]) Dazu und zum folgenden die jeweiligen Jahrgänge der „Magdeburgischen Zeitung".

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0152

eingeladen, und gebeten, ihre Pränumerations-Gelder gegen Abholung der Billets bey dem Musik-Director Rolle gütigst einzusenden. Diejenigen, welche auf die vier Monath 2 Louisd'or oder 10 Thlr. in Brandenb. Courrant pränumeriren, können eine oder zwo Damen mit ins Concert führen. Diejenigen aber, die 1 Louisd'or oder 5 Thlr. in Courrant pränumeriren, gehen bloß für ihre Person hinein." Als Konzertlokal wurde in der Regel der „Rollesche Concertsaal" im Seidenkramer-Innungshause, dem heutigen Handelskammergebäude (Alter Markt 5/6) benutzt[66]). Allerdings ist anzunehmen, daß die ersten Konzerte des Jahres 1764 nicht dort stattfanden, vielmehr zunächst im Gewandschneider-Innungshause (Alter Markt 14) abgehalten wurden; für diese Vermutung sprechen die anonymen Ankündigungen zum Konzert am 22. Januar 1764, für dessen Einrichtung der Redoutenmeister Ilgenstein verantwortlich zeichnet. Da es sich aber in der Tat um zyklische Konzerte handelt (Ankündigungen vom 28. Januar und 17. März 1764) und andrerseits die Rechnungsakten des Seidenkramer-Innungshauses die Saalmiete Rolles „an die große Stube" rückwirkend erst 1766 (26. März, am Schluß der Saison) verzeichnen[67]), bleibt keine andere Möglichkeit als die, die ersten Konzerte mit denen im Gewandschneider-Innungshause zu identifizieren.

Für Rolles künstlerisches Schaffen und für seine amtliche Tätigkeit bedeutete diese geradezu epochale Gründung eine umfassende Erweiterung seines Wirkens, die vor allem darin ihren Ausdruck fand, daß er als Musikdirektor seinen Einfluß auf die Ausgestaltung des gesamten Magdeburger Musiklebens über die kirchenmusikalischen Funktionen hinaus auf das von ihm in erster Linie betreute Konzertwesen ausdehnte. Das verschaffte ihm auf der einen Seite eine Hebung seines schon vorher

[66]) E. Valentin, „Alt-Magdeb. Musikst.", a. a. O.

[67]) Stadtarchiv Magdeburg: Archiv der Seidenkramer-Innung III a, 76 ff. Rolle zahlte am 26. März 1766 „zum Concert vor 1 Jahr" 40 Rthlr., am 6. April 1767 „vor 16 mahl Concert" 32 Rthlr., am 3. März 1769 für 16 Konzerte nur 24 Rthlr., ebenso am 16. September 1771, am 30. September 1771 bleibt er das Geld schuldig, das auf das neue Rechnungsjahr übertragen wird: „Der Herr Music-Director Rolle hat das Concert 16 mahl gehalten, als von Martini 1771 bis Oktober 1772. Weil aber keine Zahlung von ihm erhalten können, so restiret derselbe noch davor". Erst am 6. Januar 1774 zahlte er 12 Rthlr., am 15. November 1774 „vor das gehaltene Concert" 16 Rthlr., am 22. Januar 1776 16 Rthlr. und für das Orchester 8 Rthlr., ebenso am 5. und 11. November 1776, wogegen die Summe am 11. März 1778 auf 16 Rthlr. und 5 Rthlr. für das Orchester verringert ist. Am 24. März 1779 steigerte sich die Konzertzahl auf 17 mit einer Ausgabe von 22 Rthlr. Am 11. April 1780, am 30. März 1781, am 24. März 1782, am 5. Mai 1783, am 15. Juni 1784 waren es jeweils 21 Rthlr. Am 6. Oktober 1784 für 12 Konzerte nur 15 Rthlr. Am 8. Juli 1786 zahlte bereits Zachariae.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0153

nicht geringen gesellschaftlichen Ansehens, auf der anderen Seite aber vermochte dieser äußere Umstand seine kompositorische Produktivität in neue Bahnen zu lenken. Neben seine der Berufspflicht entsprungenen Passionen, Motetten und Kantaten, deren Existenz seinem Namen in der Musikgeschichte vielleicht nicht einmal einen besonderen Nachdruck verliehen hätte, traten die letzten Endes aus dem literarischen Disput der Mittwochsgesellschaft geborenen „musikalischen Dramen" und Lieder. Die Instrumentalwerke Rolles, die ihn ebensosehr auf eine neue Stiltendenz hinlenkten wie die zwischen dem Begriff der Oper und des Oratoriums schwankenden Dramen, blieben, zumeist als Gelegenheitskompositionen entstanden, im Kreise der Liebhaber. Der Erfolg wirkte sich aus. Rolles Konzert und seine Kompositionen wurden begeistert aufgenommen, derart, daß das Interesse an chorischer Musik alle anderen musikalischen Ereignisse beinahe zu erdrücken drohte. Wenn Rolle am 18. November 1776 an Breitkopf[68]), durch dessen Vermittlung er übrigens in ständiger Verbindung mit Hiller stand, schreiben konnte: „Aber hier ist einmal der Geschmack für Singesachen, wie meine Dramas", wird darin bestätigt, was die Zeitgenossen und Augenzeugen über den Eindruck berichteten, den Rolles Aufführungen machten. „Das Concert, u. die vortrefliche Compositionen Rollens, die das Publikum kennt, fanden allgemeinen Beifall. Der Saal war fast immer gedrängt voll. Rollens großes Talent, sein Ansehn bei dem Orchester und die Aufmerksamkeit der Spieler und Zuhörer machten die Execution, auch bei mittelmäßiger Instrumental Begleitung, und bei schwächern Stimmen, so befriedigend, das fremde Zuhörer sich wunderten, wie Rolle den Efect hervorbringen könnte." Diese Worte Köpkens decken sich mit den aufschlußreichen Mitteilungen Rochlitz'[69]): „Sobald es verlautete, Rolle hat wieder ein neues Werk vollendet und wird es aufführen — es verlautete aber allemal zuvor — so geriethen Alle, die an so etwas überhaupt Theil nahmen, in freudige Bewegung. Es ward der Gegenstand allgemeinen Stadtgesprächs; man suchte sich vom Inhalte zu unterrichten, des Gedichts habhaft zu werden; man nahm Plätze für die Aufführung in Beschlag, so daß unser Einer sich dazu halten mußte, um nur unterzukommen; man rüstete sich, wie zu einem Feste bürgerlicher Gesammtheit — wie nun damals die Gemüther für solche Gegenstände in Deutschland überall einem kraftvollen/neuaufgerissenen Boden glichen, wo jeder gute Same bekleibt und gesund aufschießt. Nun wurden Proben angesetzt. Rolle war da streng und höchst genau; ließ auch die öffentliche

[68]) Archiv von Breitkopf und Härtel, Leipzig; auch Kawerau zitiert (a. a. O. S. 284) diesen Brief.

[69]) Köpken (Autobiogr.); Rochlitz a. a. O. S. 81.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0154

Aufführung nicht eher zu, bis er aller Sänger und Instrumentisten ganz sicher war: dann aber, bei der Aufführung, war er ruhig, sanft und freundlich. Diese gelang, bei der großen Achtung und Liebe zu ihm, und auch — darf ich dies hinzusetzen — bei dem Geiste willigen Gehorsams, der damals noch, zum großen Vortheil jedes Gemeinsamen — ja dessen nicht allein — im deutschen Volke lebte, jederzeit vortrefflich. An die Mitglieder des starken, wohlgeübten Sängerchors und Orchesters schlossen sich freiwillig die geschicktesten Musiker der garnisonirenden Regimenter und die gebildetsten Liebhaber an; unter Letzteren Männern vom ersten Rang und Ansehen am Ort: hab' ich doch selbst gesehn, wie bei der ersten Aufführung jener letzten Passion Rolles, deren ich vorhin gedachte — es wird im Jahr 1782 gewesen sein — der allgemein verehrte Oberst und Commandant eines Regiments, in Staatsuniform, mit seinen Orden geschmückt, in der Kirche bei der zweiten Violin eintrat; auf ähnliche Weise verschiedene Herren der Regierung und des Magistrats. Aus der Umgegend drängte sich der Adel, die Geistlichkeit, und was sonst zu den Gebildeten gehörte, in die Stadt und füllete die Gasthäuser, daß kaum unterzukommen war"[70]).

Rolles Unternehmen, das solchen Anklang fand, blieb nicht ohne Nachahmung. Es währte jedoch geraume Zeit, bis man zur Institution des Konzerts der Loge Ferdinand z. Gl.[71]) und des Klosterkonzerts (beide 1780) schritt. Wenn auch die Grundlage, auf der diese Konzerte errichtet wurden, eine andere war als die des „Rolleschen Concerts", so ist ihre später sogar zur gefährlichen Konkurrenz wachsende Einrichtung nur auf die einflußreiche Anregung Rolles zurückzuführen, der auch der mit Valentin Herbing[72]) sich aufschwingenden Dommusik

[70]) Der einzige kritische Bericht der „Magdeburgischen Zeitung" ist in Nr. 12 vom 27. Januar 1767 enthalten: „Verwichenen Sonnabend, als den 24ten dieses, fiel der Geburtstag unseres großen Monarchen ein, und der Adel sowol, als viele Standes-Personen beyderley Geschlechts, hatten sich, um diesen Tag recht festlich zu begehen, auf dem Seidenkrahmer-Innungshause versammelt. Es wurde an einigen prächtig servirten Tafeln gespeiset, und die hohen Gesundheiten Sr. Majestät des Königes und des ganzen Königl. Hauses ausgebracht. Um 5 Uhr wurde das von dem Herrn Music-Director Rolle so wol componirte Drama: Die Götter und Musen, zum allgemeinen Beyfall, für eine sehr zahlreiche Versammlung sowol von der Noblesse, als vom Civil-Stande, aufgeführet".

[71]) Über den Beginn dieser in Zukunft so wichtigen Konzerte der seit 1761 bestehenden Loge, bei denen damals Zachariae, später u. a. Pitterlin und Wagner dirigierten, ist aus dem Logenarchiv nichts zu ermitteln.

[72]) August Bernhard Valentin Herbing, geb. 9. März 1735 in Halberstadt, war seit 1756 Collaborator, seit 1760 Infimus an der Domschule und wurde 1765 Vikar und Organist am Dom, starb aber schon im folgenden Jahre (26. Februar); er ist vornehmlich als Liederkomponist hervorgetreten.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0155

durch seine Vermittlung neue Kräfte zugeführt hatte. Im allgemeinen blieb außerhalb der von Rolle geleiteten Konzerte und kirchlichen Aufführungen das Musikleben auf die Liebhaberkonzerte, zu denen letzten Endes auch die von Joh. Friedr. Ludw. Sievers[73]) im eigens dazu umgebauten „Roten Saal" des Klosters U. L. Fr. organisierten Konzerte rechnen, beschränkt. Was in diesen zu guter Letzt zur Plage gewordenen Liebhaberkreisen anfangs geleistet wurde, geht aus dem Urteil Köpkens deutlich hervor, der allerdings ein insofern besonderes Beispiel zitiert, als auch hier Rolle und einige Fachmusiker beteiligt waren: „Ich will hir nur etwas über die Concerte sagen, die durch sie [seine Tochter Wilhelmine] im Jahre 1779 in meinem Hause entstanden. Aus meiner eigenen Erfahrung belehrt, wie gut es ist, die Musik früh anzufangen und durch viele Uebung Noten lesen zu lernen, brachte ich meine Tochter Wilhelmine, nach dem Unterricht von zwei Jahren, zum Spielen der Clavierconcerte. Die gute Methode ihres Lehrmeisters, des Herrn Zachariae, meine eigene Neigung, mir etwas vorspielen zu lassen, wodurch sie in beständiger Uebung erhalten ward, die Unterstützung meiner würdigen Freunde, Herrn Sanders und Fescas, die sie beständig mit Musikalien versorgten, brachten sie bald weiter, als es in diesen Jahren gewöhnlich ist. Hieraus entstanden kleine häusliche Concerte, wo anfangs Zachariae, Fesca, Junker, die Brüder Cuno und Nordmann[74]) die begleitenden Instrumente zu den Flügelconcerten spielten. Zur Begleitung der Symphonien lernte meine Tochter den General-Baß, den sie auch hernach unbeziefert zu spielen sich Fertigkeit erwarb. Rolle nahm zuweilen Theil, an diesen kleinen Uebungen. Er führte in meinem Hause die Niemeyerschen Dramen, Abraham und Lazarus mit voller Begleitung auf. In der Folge vermehrten wir die Begleitung unserer kleinen Concerte noch durch Webers[75]) Contra-Violon, und des Stadtmusikus Niros Theilnahme. Wir blieben den Abend freundschaftlich zusammen und gemeiniglich wurden 8 bis 10 größere Partien gemacht, wo meine Tochter

[73]) Joh. Friedr. Ludw. Sievers (geb. 26. Januar 1742 zu Oegle im Hannoverschen, gest. 28. Juni 1806 zu Magdeburg) fungierte seit 1776 in gleicher Position wie Herbing; er kam aus Braunschweig, wo er Organist an St. Andreä war, und wurde durch Herzog Ferdinand als Domdechant nach Magdeburg berufen, nach dem Probespiel, von Rolle befürwortet, gegen das Urteil J. Fr. Ruhes, der dem Halberstädter Besser den Vorzug gegeben hatte, als Organist eingeführt, und am 28. September 1776 durch Stockhausen vereidigt. (Vgl. Staatsarchiv Magdeburg, Rep. 12 A, Nr. 17, vol. I u. II.) Er schrieb eine Reihe von Liedern, Oden, Instrumentalwerke, Kantaten. Vgl. Cramers „Magazin" (1783).

[74]) J. P. A. Fesca, ein Magistratsobersekretär, ist der Vater des Friedrich Ernst Fesca.

[75]) Adam Weber lebte um 1783 als Kontrabassist in Magdeburg.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0156

manchen Abend 3 Concerte spielte. Dieser musikalische Zeitpunkt gab meinem Hause ein neues Leben. Manche fremde hier durchreisende Musiker z. B. Hiller, Wolf, Schultz[76]) u. a. und verschiedene meiner Freunde, als Liebhaber, nahmen daran Theil."

Die Zahl der alljährlichen öffentlichen Konzertveranstaltungen betrug 16 und verteilte sich auf die Monate Oktober bis März; nicht mitgerechnet sind dabei die Sonderkonzerte zu Ehren der Geburtstagsfeier des Königs und anderer Ereignisse sowie die kirchlichen Aufführungen. Da aber die Zahl der Konzerte nicht immer eingehalten wurde, ist anzunehmen, daß auch die ja nie näher definierten Solistenkonzerte, wie etwa die der Gizzielli, Gruppi (1769), die Zierleins, Kottowskys (1776), Hillers (1781), Stamitz' (1785), in den Zyklus hineingehörten. Weiter kommt hinzu, daß unvorhergesehene Geschehnisse einwirkten, wie z. B. gleich im November 1765 die Landestrauer um die Markgräfin von Schwedt, sowie persönliche Verhinderungen Rolles. Die Choraufführungen vermittelten, mit wenigen Ausnahmen, nur Kompositionen Rolles, die eigens dazu geschrieben waren; entscheidend für den Charakter dieser hauptsächlich der biblischen Geschichte entnommenen „musikalischen Dramen" war die Mitarbeit seiner Dichter Patzke und Niemeyer (seit 1776), zu denen Herrosee und Sucro traten. Die genauen Aufführungsdaten sämtlicher Werke zu determinieren, war nicht möglich, da die Ankündigungen der „Magdeburgischen Zeitung" als die einzige Gewährsquelle zeitweilig ganze Jahrgänge hindurch lückenhaft sind. Bis 1772 ist die Reihe annähernd vollständig.

Auf die nicht angekündigte Aufführung der „Messias"-Szenen (1764) folgte am 26. Januar 1765 (zu Ehren des Königs) die Kantate „Götter und Musen", mit der die Zusammenarbeit zwischen Rolle und Patzke ihren Anfang nahm. Für das zweite neue Werk aus dem verhältnismäßig fruchtbaren Jahr 1766, „Die Schäfer" (27. Januar), war eine Dichtung des Halberstädter Pastors Johann August Eberhard ausgewählt; eine Wiederholung des neben den „Göttern und Musen" anscheinend beliebten Werkes wurde auf den 8. Februar anberaumt. Kurz hintereinander stehen am 22. Februar die musikalische Elegie „David und Jonathan", deren Text von Klopstock stammte, und am 8. März das erste eigentliche musikalische Drama „Idamant oder das Gelübde" (Patzke), das am 15. März zum ersten Male wiederholt wurde, im Spielplan. Außer zwei Aufführungen des „David und Jonathan" (6. und 13. Dezember) bringt das Jahr 1766 nur noch „Davids Sieg im Eich-

[76]) Ernst Wilhelm Wolf (1735—1792) war Hofkapellmeister in Weimar. Johann Abraham Peter Schulz (1747—1800) lebte um diese Zeit als Musiklehrer in Berlin, zuletzt war er Hofkapellmeister in Kopenhagen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0157

thale", das erste biblische Drama nach Patzke (15. November). Aus dem Jahre 1767 sind nur drei Werke, „Die Götter und Musen" (24. Januar), „Idamant" (14. Februar), „Davids Sieg im Eichthale" (7. März) verzeichnet; was am 3. Januar und am 2. Februar gespielt wurde, ist nicht bekannt. Für 1768 ist als Neuheit nur „Orest und Pylades" oder „Die Stärke der Freundschaft" (12. November und 29. Dezember) angesetzt; „Davids Sieg" und „Idamant" bilden die Ergänzung. Abwechslungsreicher ist das Jahr 1769 ausgefallen, das neben Bekanntem (Götter und Musen, Die Schäfer, Davids Sieg, Idamant) am 4. November den „Tod Abels" (nach Patzke) sowie am 23. Februar eine Passionskantate „Das Leiden und der Tod Jesu Christi" und am 23. Dezember das Weihnachtsoratorium „Auf die Geburth unseres Heilands Jesu Christi" vermittelt. Zum Hauptereignis wurde zweifellos K. H. Grauns berühmtestes Werk „Der Tod Jesu" (am 18. Februar). Auf dem Repertoire von 1770 beherrschten die alten Werke; neu waren lediglich am 27. Januar „Die Taten des Herkules" (auf den Geburtstag des Königs, von Patzke) und am 3. November „Saul oder die Gewalt der Musik" (Patzke)[77]). Das an Aufführungen reichste Jahr 1771 bescherte außer der erstmaligen Repetition des Weihnachtsoratoriums am 21. Dezember im gleichen Monat (am 7.) den von Patzke nach Klopstock geschaffenen Bardiet „Hermanns Tod". Am Anfang des neuen Jahres 1772 standen K. H. Grauns „Te Deum" (11. Januar und 8. Februar) und am Ende der Saison der „Tod Jesu"; von Rolle werden nur Reprisen zitiert. Mit diesem Jahrgang schließen die regelmäßigen Ankündigungen; zudem ist in der Tat die folgende Phase im Werk Rolles eine Phase der Sammlung und Umstellung, die sich in der Reifeperiode nach einer Pause von etwa vier Jahren offenbart[78]). Der dichterische Einfluß Patzkes ist der im allgemeinen viel wertvolleren und charakteristischeren Dichtung Niemeyers gewichen, dessen Dramen den letzten Lebens- und Schaffensabschnitt Rolles erfüllen. 1774 etwa hatte dieser durch Köpkens Vermittlung die Bekanntschaft Niemeyers gemacht, die sich zu einem Freundschaftsverhältnis verdichtete. Das erste gemeinsame Werk war 1776 „Abraham auf Moria", das am 30. November vor die Öffentlichkeit gelangte und, nach dem ersten populären Erfolg von „Abels Tod", die Anerkennung Rolles in allen Kreisen errang. Es ist auffällig, wie sich nunmehr in Zukunft die Produktionskraft verlangsamt; die Gewichtig-

[77]) Kawerau gibt (a. a. O. S. 299) fälschlich das Jahr 1771 als Entstehungsjahr an.

[78]) Es hat den Anschein, als ob in diesen Jahren überhaupt keine Konzerte stattgefunden hätten; vielleicht sind es wirtschaftliche Umstände gewesen, die hier einwirkten (vgl. Anm. 67).

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0158

keit der Werke und vor allem die sorgfältige Arbeitsweise Niemeyers veranlaßten diesen Prozeß. 1778 erschien „Lazarus oder die Feyer der Auferstehung" auf dem Plan, im November 1779 die alttestamentarische Legende um „Thirza und ihre Söhne". Nach einer zweijährigen Stille, die tatsächlich den Eindruck einer Entkräftung macht, folgte im Februar 1781 das im vorangegangenen Jahr vollendete Drama „Mehala, die Tochter Jephta". Dagegen widmete sich Rolle in dieser Zeit intensiv der Aufführung fremder Werke, so im März 1781 Pergolesis „Stabat mater" (in der Übersetzung von Klopstock), Händels „Alexanderfest", 1782, dessen „Alceste", Wolfs „Seraphine" und „Polyxena" und Benda-Ramlers „Cephalus und Prokris"[79]). Der Rest der Lebensarbeit erstreckt sich auf den „Simson", den wieder Patzke geschrieben hatte (Aufführung 9. November 1782), das Singspiel „Melida" von Sucro (1784), das aber in Magdeburg wahrscheinlich nicht aufgeführt wurde, und aus dem Jahre 1785 sein allerletztes Werk „Gedor, oder das Erwachen zum besseren Leben" mit dem Text von Herrosee. Über die Entstehung und eine etwaige, aber höchst fragliche Aufführung der wahrscheinlich der Berliner Zeit angehörenden „Opferung Isaacs" (nach Metastasio), ferner Rötgers „Jacobs Ankunft in Ägypten" und „Die Befreyung Israels" nach Zachariae (nach 1761)[80]) ist nichts zu ermitteln.

Neben dieser Tätigkeit stehen die kirchlichen Verpflichtungen Rolles in seinen Festmusiken zu den Feiertagen des Kirchenjahres. Außer den Motetten und Kantaten sind es in erster Linie die acht Passionsoratorien[81]), die, ähnlich wie die musikalischen Dramen, den stilistischen Entwicklungsprozeß deutlich machen; wesentlich sind darunter die Spätwerke, deren Texte von Patzke und Niemeyer geschrieben sind. 1771 war es die Passion „Der leidende Jesu" (O meine Seele) und 1776 „Die Leiden Jesu oder Freude unter dem Kreuze des Propheten Gottes" (Der

[79]) Kawerau zitiert dazu (a. a. O. S. 285) aus der Korrespondenz zwischen Köpken und Niemeyer einen Brief vom 27. Dezember 1781, versäumt es aber, den Fundort des häufig von ihm verwandten Briefwechsels anzugeben. Im Niemeyerschen Familienarchiv (Herr Max Niemeyer, Halle) sind keine Briefe Rolles zu finden.

[80]) Nach dem im Schwickertschen Verlag in Leipzig 1784 erschienenen Klavierauszug ist das Drama nach J. F. W. Zachariaes „Das befreyete Israel", das 1761 geschrieben wurde, komponiert. Wie Max Dubinski („Beitr. z. Musikgesch. Berlins während des 7jähr. Krieges" in „Die Musik" XI, 21, 1912, S. 140) mitteilt, wurden Weihnachten 1761 und am 31. Januar 1762 in der Neuen Kirche zu Berlin zwei Teile eines Rolleschen Oratoriums, ferner Ostern und Sonntag Quasimodogeniti des gleichen Jahres Oratorien Rolles vollständig in der Jerusalemer Kirche aufgeführt. Vielleicht handelt es sich um obige Werke.

[81]) Kawerau nennt (a. a. O. S. 408) neun Passionen; die Lukas-Passion „Bespiegelt euch in Jesu" spreche ich Chr. Fr. Rolle zu.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0159

du voll Blut und Wunden), die ihm Patzke verfaßte, während das weitaus wertvollste Passionswerk „Die Feyer des Todes Jesu" (1783) nach der Dichtung Niemeyers die gleichen, äußerlich kaum unterschiedenen Merkmale wie die Dramen dieses Zeitabschnitts aufweist. Die Zahl der übrigen geistlichen Werke ist nach den noch vorhandenen Exemplaren verhältnismäßig groß; sie erstreckt sich auf ungefähr 4 Osterkantaten, 5 Adventskantaten, 1 Weihnachtsoratorium (1769), 9 Pfingstkantaten, 15 Kantaten zu verschiedenen Sonntagen, 3 Trauerkantaten (darunter die Trauerkantate „Ich danke dir, Herr" auf den Tod des Rektors Walther, 1754), eine wohl in Berlin noch geschaffene Geburtstagskantate für den König „L'apoteoso di Romolo", über 60 Motetten, von denen die ersten aus der gleichen Zeit herrühren. Wenn man das Lebenswerk Rolles weiterhin vervollständigen will, müssen zu den schon genannten Arbeiten noch eine weltliche Kantate „Der Nachtwächter", eine Oper „Der Sturm oder die bezauberte Insel" (von Patzke), die am 28. Dezember 1782 durch Döbbelin in Berlin aufgeführt wurde, über 120 Lieder[82]) und die verstreuten Instrumentalwerke — Sinfonien, Klaviersonaten, Klavierkonzerte (die ersten 2 als op. 1), Orgeltrios und -praeludien, Violinsonaten — hinzugefügt werden[83]).

Unter solchen Umständen war es unausbleiblich, daß Rolle, der in erster Linie natürlich durch seine völlig neuartigen musikalischen Dramen Aufsehen erregte, auch außerhalb Magdeburgs einen Kreis von Anhängern fand. Seine in Berlin angeknüpften Beziehungen zu Graun, der 1759 gestorben war, zu Ph. E. Bach und den Brüdern Benda, seine Freundschaft mit Breitkopf, der die Mehrzahl der Dramen druckte und ihn zur Verfassung einer Generalbaß-Schule zu bewegen versucht hatte[84]), und Hiller, die Namen der Subskribenten seiner Werke, wie Klopstock, Claudius, Gleim, Göcking, Funk, Schummel, Wieland, Resewitz, Tischbein, Homilius, Kirnberger, Reichardt liefern den besten Beweis, welcher Achtung Rolle sich erfreute. Johann Friedrich Reichardt besuchte auf seinen Reisen 1776 auch Magdeburg, nur zu dem Zweck, Rolle kennen-

[82]) „Sechzig auserlesene Gesänge über Werke Gottes in der Natur" (Halle 1775); diese Lieder sind ebenso wie das Drama „Abraham auf Moria" dem von Rolle verehrten Herzog Ferdinand von Braunschweig gewidmet, der auch der Aufführung von „Thirza und ihre Söhne" (1779) beiwohnte. „Sammlung geistlicher Lieder" (Leipzig 1775). „Lieder nach dem Anakreon" (Berlin 1775) und sechs Lieder in Anhang zu „Hermanns Tod".

[83]) Es handelt sich dabei nur um die erhaltenen Werke; ein großer Teil, darunter zwei Kantaten aus dem Jahre 1751, ist verschollen.

[84]) Die Korrespondenz zwischen Rolle und Breitkopf wurde dadurch veranlaßt.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0160

zulernen[85]): „Wenn Dich, mein Liebster, von hieraus ein musikalischer Brief beym ersten Anblick befremdet, so hast Du in dem Augenblick vergessen, wer in Berlin einen Concertabend der Urheber unseres Vergnügens war. Ich meyne den Componisten des Tod Abels, Herrn Rolle, der hier Musikdirektor ist, und, um dessen persönliche Bekanntschaft zu machen, ich mich hier einige Tage aufgehalten. Wir hatten heute eine musikalische Unterredung zusammen in dem Hause des Herrn Rolle, die den ganzen Vormittag von 8 bis 1 Uhr währete. Er hatte die Gefälligkeit für mich — wie er denn überhaupt ein sehr guter, gefälliger Mann zu seyn scheint — und zeigte mir verschiedene seiner Kirchenstücke." Noch umfassender schildert ihn Rochlitz[86]).

Im äußeren Verlauf seines Lebens änderte sich im allgemeinen wenig. Ob er nach seiner Berufung aus Berlin bereits die ihm zustehende Organistenwohnung von St. Johannis (Johanniskirchhof 3a) bezog, ist zweifelhaft; bis 1769 wohnte er auf der Spiegelbrücke, vermutlich im Hause Nr. 10, das bis 1716 das Hinterhaus zur alten Organistenwohnung gewesen war. Dann siedelte er in das Haus „Zum goldenen Handfaß" (auch „Lütken Handfaß" oder „Goldenes Handbecken") nach dem Brücktor, heute Johannisfahrtstraße 16a[87]), über, wo er auch starb. In Rolles letzten Lebensjahren ließ seine im ganzen unerschütterliche Gesundheit nach. „Bey seiner stillen und ordentlichen Lebensart hatte er, bis wenige Wochen vor seinem Tode, eine dauerhafte Gesundheit und eine beständig heitere und frohe Seele. Allein, eben da er im Begriff war, das von ihm gestiftete Concert mit einem Drama, Gedor betitelt, für diesen Winter, wieder zu eröffnen, und jeder echte Freund der Musik in unserer Stadt sich schon dessen freute, ward er von einem Schlagfluß befallen, der zwar seinem Leben nicht gleich ein Ende machte, aber doch seine Lebenskräfte nicht wenig schwächte, und dessen wahrscheinliche Wiederkehr seinen baldigen Tod fürchten ließ. Unter abwechselnder Furcht und Hoffnung lebte er noch einige Wochen, aber seine persönliche Heiterkeit und Lebhaftigkeit waren fast ganz verschwunden. Übrigens wußte und sagte er es selbst mit der größten Gelassenheit, daß ein zu besorgender wiederholter Schlagfluß wahrscheinlich seinem Leben in kurzem ein schnelles Ende machen werde. Er fürchtete aber, als Christ, den Tod nicht, und bezeugte seinen Freunden, daß er ihn getrost und ruhig

[85]) „Briefe eines aufmerksamen Reisenden die Musik betreffend" II, Brief 5, (Frankfurt und Breslau 1776), S. 55.

[86]) Rochlitz a. a. O. S. 74 ff.

[87]) Vgl. E. Valentin, „Alt-Magdeb. Musikst." (a. a. O.); über die Häuser selbst: Ernst Neubauer, „Häuserbuch der Stadt Magdeburg" (Magdeburg 1932).

erwarte, und dazu bereit sei“[88]). Am 29. Dezember 1785 abends um 5 Uhr verschied Rolle und wurde am 3. Januar 1786 auf dem Johanniskirchhof beigesetzt[89]). Sein Grab befindet sich, heute noch erhalten, auf der Nordseite der Johanniskirche und ist durch einen einfachen Grabstein geschmückt, der die Inschrift trägt[90]):

Hier schläft
zum freudigen Erwachen
Herr Johann Heinrich Rolle
geboren in Quedlinburg den 23. Decbr. 1718
Musikdirector in Magdeburg seit 1752
verheiratet mit Rahel Christiane Jacobi
im Mai 1758, gestorben d. 29. Decbr. 1785.
Sein Gott ergebenes Herz, und sein unsträflicher
Wandel, die treue Liebe, die den Gatten, den Vater,
den Freund beseelte, der edle Geschmack und
der fromme Geist, den seine Werke athmen, hat ihm
ein dauerndes Denkmal gesetzt in den Herzen
der Seinen — der Freunde — der Kenner.
Eine gebeugte Witwe und drei Kinder
weinen dem guten Todten nach,
bis sie in Frieden ruhen wie Er.
Wiedersehen sei uns gesegnet!

---

[88]) „Magdeburgisches Magazin“ a. a. O. Köpken berichtet ähnlich im „Teutschen Merkur“: „Einige Wochen vor seinem Tode, wo er sich durch anhaltende Arbeit angegriffen hatte, bekam er seinen Zufall, der sein Gesicht schwächte. Er erholte sich wieder, als ein unvermutheter Schlagfluß ihn befiel, der ihn sprachlos machte, und nach wenigen Tagen in einen Alter von 67 Jahren [sic!] sein Leben endete.“ Kawerau zieht einen nicht näher definierten Brief Köpkens an Niemeyer und einen weiteren vom 7. Januar 1786 heran (a. a. O. S. 276).

[89]) Eintragung in St. Johannis: „3. I. 1786. Frau Rahel Christiana Jacobien, wohnet am Brückthor, ihren Ehemann Hrn. Johann Heinrich Rollen, weiland Director musices und bey dem hiesigen Stadt Gymnasio Schul Collegen, welcher d. 29ten XII. 1785. Abends um 5 Uhr an einem Schlagfluß gestorben auf dem St. Johannis Kirchhofe beysetzen lassen, alt 68 Jahre“ (!). Rolles Gattin starb erst am 11. September 1805 an Entkräftung und wurde am 13. September „auf dem St. Joh. Kirchhoff im Stacket“ beigesetzt. „Hinterl. 1 maj. auswärtigen Sohn und 1 maj. Tochter. Hat gewohnt auf dem breiten Wege“ (St. Johannis).

[90]) Sowohl Kawerau (a. a. O. S. 276) als auch Frantz (a. a. O. S. 126) geben irrig an, auf dem Grabstein stände „Johann Hermann Rolle“ statt „Johann Heinrich Rolle“. Die Inschrift ist durchaus richtig mit den Vornamen Rolles bezeichnet. Das „Wiedersehen sei uns gesegnet“ ist der Anfang des berühmten Grabchores aus „Lazarus“.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0162

Von den Zeitgenossen wurde sein Tod ehrlich betrauert. Nächst der „Magdeburgischen Zeitung", deren Todesanzeige die Verdienste des „allgemein verehrten und geliebten Tonkünstlers" würdigt, waren es das „Magdeburgische Magazin" 1786, das das ganze 10. Heft der Lebensbeschreibung Rolles widmet und Köpkens persönlich gefärbter Nekrolog im „Teutschen Merkur" (1787), die die schon zu Lebzeiten Rolles laut gewordenen Huldigungen[91]) ergänzen. Sogar der englische Musikhistoriker Charles Burney[92]) erwähnt ihn 1789 mit Anerkennung als „an excellent composer for the church". Seine Werke blieben auch in Zukunft auf dem Repertoire der Konzerte, die seit 1797 die Bezeichnung „musikalische Akademie" führen. Zachariae, sein Nachfolger, übernahm das Erbe Rolles mit der Leitung der von Köpken im Konzertsaal arrangierten Trauerfeier im März 1786, bei der die Grabchöre aus dem „Lazarus", und eine von Niemeyer gedichtete und von Zachariae komponierte Trauerkantate aufgeführt wurden; in diesem Gedächtniskonzert spielte auch Stamitz[93]). Ledebur weiß zu berichten, daß „Abraham auf Moria" und „Tod Abels" fast jährlich (noch 1809!) in Berlin zur Aufführung kamen. Bei einer solchen Aufführung des „Tod Abels" wirkte 1793, wie Gerber mitteilt, Bernhard Fließ mit[94]); noch 1802 wurde „Der Sturm" in Berlin gespielt[95]). In Magdeburg wurden seine Motetten bis in das letzte Drittel des 19. Jahrhunderts hinein gesungen und sogar von Gustav Rebling herausgegeben[96]).

---

[91]) „Briefe zur Erinnerung an merkwürdige Zeiten, und rühmliche Personen, aus dem wichtigen Zeitlaufe, von 1740 bis 1778" (Berlin 1778) Brief 47 (vom 19. August 1777), S. 352: „Gepriesen bleibt ein Rolle, in Magdeburg, und ein Wolf, in Stettin [?], für die Ausübung ihrer praktischen Künste. Was für Beweise seiner Geschicklichkeit hat nicht der erstere, nur allein durch die vortreflichen Stücke, der Tod Abels, und Abraham auf Moria, so ruhmvoll geliefert!" Vgl. ferner das begeisterte Urteil in H. A. Fr. v. Eschstruths „Musicalische Bibliothek" (Marburg u. Gießen 1784) I S. 26.

[92]) In „A general history of music" (London 1789), Bd. IV, S. 598.

[93]) Die Magdeburgische Zeitung enthält keine nähere Notiz; dagegen bringt sie am 3. Januar 1786 ein Gedicht mit dem Titel „Ein Blümchen auf Rolles Grab".

[94]) Ledebur a. a. O.

[95]) E. L. Gerber, „Lexikon" 1813, III, S. 906 ff.

[96]) Welche Verbreitung die Werke Rolles hatten, geht daraus hervor, daß sich unter den Subskribenten Persönlichkeiten aus den entlegensten Gegenden wie Riga, Königsberg, Stralsund, Koburg, Weimar, vor allem aus Schlesien befinden. Gerber erwähnt (a. a. O.), daß der aus Gehren (Schwarzburg) gebürtige Notenhändler Johann Adolarius Martin Heinze 1790 den Druck der „Leiden Jesu" in St. Gallen ankündigte und Johann Christoph Westphal (Hamburg) nach dessen Tod einige Manuskripte Rolles besaß. Ledebur (a. a. O.) gibt für

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0163

Von den drei Bildnissen Rolles existieren nur die Silhouette des Magdeburger Künstlers Mewes und der von Geyser hergestellte Stich des in den letzten Lebensjahren Rolles von Fischer gemalten Portraits[97]). Die auf Veranlassung Köpkens von Buschek abgenommene Totenmaske, die der Künstler 1786 zu einer Gipsbüste umgestaltete, ist nicht erhalten[98]).

II.

Rolles musikgeschichtliche Stellung.

Rolles musikgeschichtliche Stellung[1]) ist in seinen Oratorien, den „musikalischen Dramen", am deutlichsten gekennzeichnet; alle übrigen Schöpfungen, ausgenommen vielleicht die Lieder und als prinzipielle Parallelen zu den Dramen die kantatenhaften Formen der Passion und der Motette, ranken sich um diese seine Eigenart am meisten repräsentierenden Werke als mehr oder weniger ausschlaggebend. Wenn man von diesem Gesichtspunkt aus die Bedeutung Rolles zu ergründen und zu formulieren sucht, so ergibt sich das höchst merkwürdige und bisher kaum beachtete Resultat, daß Rolle, zwischen den literarischen und musikalischen Strömungen seiner Zeit vermittelnd, bei aller Unmittelbarkeit der stilistischen Einflüsse, die in Berlin auf ihn wirkten, durchaus eigen gefärbt und charakteristisch ist. Seiner ganzen Haltung nach steht Rolle am Ende seiner Entwicklung außerhalb der modischen Elemente, auch wenn er von ihnen seinen Ausgang nimmt. Die von verschiedenen Zeitgenossen gegebene Schilderung läuft stets auf die gleiche Folgerung hinaus, die Reichardt als „Herrn Rolles Manier scheint mir ganz die Graunsche zu seyn" ausdrückt[2]). Ein solcher Einfluß Grauns

eine Reihe von Kantaten Aufführungsdaten in Potsdam an; da die Archive der Potsdamer Kirchen erst nach 1806 beginnen, kann diese Mitteilung nicht nachgeprüft werden.

[97]) Die Silhouette von Mewes befindet sich im Besitz der Stadtbibliothek Magdeburg, der Stich von Geyser im Kupferstichkabinett Berlin, außerdem in Bd. 26 der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" (vgl. Gerber a. a. O. 1792 II S. 44 und 58).

[98]) Ein Gipsabguß der Büste wurde 1885 hergestellt und befindet sich im Nachlaß Georg Müllers.

[1]) Der vorliegende Abschnitt ist nur als allgemeine Orientierung über die Bedeutung Rolles gedacht; ich habe versucht, in gedrängter Form aus meinen eigenen Stilforschungen über Rolle einen Überblick zu geben. Auf eine genaue, die ganze Länge meiner Abhandlung nochmals ausmachende kritisch-analytische Studie habe ich aus Raumgründen verzichtet, da mir vorerst das andere Material wichtiger erschien, werde aber an anderer Stelle eine eingehende Betrachtung über die Werke Rolles publizieren.

[2]) Reichardt a. a. O. S. 77; er preist vor allem seine „reine Harmonie".

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0164

trifft, wenn von der noch recht unklaren Jugendzeit abgesehen werden soll, für die Werke seiner ersten Schaffensperiode zu, also etwa bis 1764, sogar noch im „Tod Abels" (1769). Diese Momente sprechen sich in der musikalischen Gesamtkonzeption, in der chorischen und instrumentationstechnischen Behandlung der ersten Werke Rolles aus, vor allem aber in ihrem mehr lyrischen als dramatisch-epischen Stimmungsausdruck[3]). Die schon während dieses Zeitabschnitts bemerkbar werdende Stilwende hat nun noch eine andere als eine musikalische Ursache. Rolle ist ein literarischer Musiker. Schon dadurch unterscheidet er sich von Graun, der mit Ausnahme von Ramlers „Tod Jesu" keinerlei Beziehungen zur deutschen Literatur seiner Epoche anknüpfte; aber auch darin, daß er sich an Ramler anschloß, tritt er in Gegensatz zu Rolle, der ihm nur folgt, wo es sich, etwa auf dem Gebiet der Passionsmusik, in der er ganz die „Graunsche Manier" vertritt, um eine leicht ins Sentimentale abgleitende Stimmungsäußerung handelt. Auch formtechnisch steht Rolle im allgemeinen auf anderer Basis als Graun, der z. B. die Cavatine (auf Wunsch Friedrichs d. Gr.) bevorzugte, während er dem Formprinzip der üblichen dreiteiligen, von ihm frei behandelten Arie huldigte.

Diesen äußeren Merkmalen gesellt sich ein grundsätzlicher Unterschied hinzu. Rolle steht im Kreise Klopstocks, der ja selbst an der Entstehung der wichtigsten Werke („Messias"-Szenen, „Hermanns Tod", „David und Jonathan", „Abraham auf Moria")[4]) Anteil hat. Klopstocks dramatische Dichtung findet in Rolle ihren musikalischen Niederschlag: der episch-dramatische Stil Klopstocks spiegelt sich in den „musikalischen Dramen" wider; nur so ist die eigenartige, den Gesetzen der Oper wie den Gesetzen des Oratoriums nicht anzugleichende Formbildung dieses als „musikalisches Drama" bezeichneten Oratoriums zu verstehen. Es ist verbürgt, daß die Aufführungen, die Rolle vornahm, Konzertaufführungen waren; um so befremdlicher wirken natürlich die peinlich genauen Angaben, die Akteinteilung und die Personenverzeichnisse. Letzten Endes ist aber diese Behandlungsweise des oratorischen Stils eine konsequente Erfüllung der aesthetischen Forderung, die Mattheson, Scheibe und später noch einmal Forkel aufgestellt haben, indem

[3]) Über Graun vgl. Albert Mayer-Reinach, „Carl Heinrich Graun als Opernkomponist" (Sammelbände der „Internationalen Musikgesellschaft" I 1899) 1900 S. 446ff.

[4]) Klopstock und Sulzer haben an „David und Jonathan", der nach Klopstocks „Salomo" geschaffen ist, und an „Abraham auf Moria", wie sich Niemeyer (im Textbuch, das auch die „Gedanken über Religion, Poesie und Musik" enthält, Leipzig 1777 S. 67) äußert, unmittelbar mitgearbeitet. Dazu ist noch zu bemerken, daß auch Patzke als Dichter von Anfang an Klopstock zugetan war.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0165

sie dem der Kirche entfremdeten Oratorium dramatische Handlung zusprechen. Aber Forkel ist es, der wie der Engländer Dr. Brown diese Frage an Rolle expliziert und, ungeachtet der musikalischen Werte, in dem äußerlich festgelegten Widerspruch von Wirklichkeit und Vorstellung einen Fehler verzeichnet[5]). Dieser Einwand ist verständlich, weil er begründet ist. Aber der innerste Grund, der Rolle zu einer derartigen Mischform, die ja geschichtlich bis in die „azioni sacri" und Rappresentationen des 13. Jahrhunderts zurück zu verfolgen ist[6]), veranlaßte, ist die poetische Sprache, die ihm, in Patzkes und Niemeyers Dichtungen, aus dem Kreis der Bremer Beiträger eingeprägt war. Andrerseits ist zu bemerken, daß diese im englischen Fahrwasser segelnden Aesthetiker, die auch Händel ablehnen, dem moralischen Oratorium das Wort sprechen, das in Ramlers „Hirten an der Krippe" und seinen unzähligen, bis zum Überdruß erschöpften Nachbildungen verkörpert ist. Dem historischen und dem gerade von Rolle gepflegten alttestamentlich-biblischen Oratorium gegenüber wurde das „Messias- und Idyllenoratorium"[7]) bevorzugt. Dieser Tendenz steht Rolle ablehnend gegenüber. Sein Wille zu dramatisch-kraftvoller Gestaltung ist stärker als die Neigung zu passiver Meditation, wie sie dem Kreise Grauns eigen ist; wo dieses Charaktermerkmal auch in den späteren Musikdramen Rolles auftritt[8]), was allerdings selten geschieht, handelt es sich nur um die melodische Ausführung in den ariosen Elementen und um

[5]) Johannes Mattheson, „Der vollkommene Kapellmeister" (Hamburg 1739), S. 220 ff. „Ein Oratorium ist also nichts anderes, als ein Sing-Gedicht, welches eine gewisse Handlung oder tugendhaffte Begebenheit auf dramatische Art vorstellet"; ferner Johann Adolph Scheibe, „Critischer Musikus" (Leipzig 1745, S. 186 ff.). Nikolaus Forkel im „Musikalischen Almanach für Deutschland auf das Jahr 1783" (Leipzig 1782), S. 166 ff. Arnold Schering („Geschichte des Oratoriums", Leipzig 1911, S. 365) vermutet wohl richtig in dem letzten ablehnenden Artikel Reichardt, der bei aller Verehrung für Rolle ihn stets kritisch behandelte, statt Forkel als Autor. Browns „Betrachtungen über die Poesie und Musik" wurden von I. I. Eschenburg (Leipzig 1769) übersetzt; vgl. ferner Hillers „Wöchentliche Nachrichten" (Leipzig 1769) S. 41 ff., Browns „Dissertation on the Rise..." war 1763 erschienen.

[6]) Vgl. Scherings prächtige Ausführungen über das liturgische Drama (S. 9 ff.), durch die alle bisherigen Abhandlungen über das Oratorium (Böhme, Wangemann, Bitter) hinfällig werden.

[7]) Diesen Terminus prägte Schering (S. 360).

[8]) Wichtiger als die musikalischen Umstände ist in diesem Falle die Tatsache, daß Rolle, den Dr. Engelke mir gegenüber einmal als einen „Sebaldus Notanker" bezeichnete, der „Werther"-Zeit (1774!) angehörte; das beste Beispiel liefert die Charakteristik seines „Simson". Musikalisch ist auf Graun lediglich seine Vorliebe für Tenöre zurückzuführen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0166

bestimmte Manieren (z. B. Terzengänge, Ensemble-Technik, ferner in „Abraham auf Moria" ein einziges Mal in der ersten Arie des Isaak die Orchesterbehandlung). Rolle ist, nicht aus Unvermögen, sondern ähnlich wie Haydn, viel zu sehr Stileklektiker, um sich einer Richtung zu verschreiben; sein Bestreben aufzunehmen, was ihm wesentlich an anderen erscheint, ergibt zuletzt einen durchaus persönlichen Stil. Die oft ausgesprochene Meinung, die auch heute noch oft Gültigkeit zu haben scheint, die Meinung, daß Rolle in unbedingter Abhängigkeit zu Graun stände, ist aus diesem Grunde nicht richtig. Rolle wehrte sich selbst heftig gegen dieses Argument. „Er konnte es indessen nicht wohl leiden, wenn man ihm, als einem glücklichen Schüler oder Nachahmer Grauns, ein Compliment machen wolle. Er schätzte vielmehr Hassen und den Concertmeister Graun höher, als den Kapellmeister, und hatte gegen die berühmte Passion des letztern, als Kirchenstück betrachtet, manches zu erinnern. In Symfonien galt Ditters bey ihm das meiste"[9]). Die stilistische Analyse seiner hauptsächlichsten Werke, vornehmlich der Spätzeit, gibt dieser Bemerkung Köpkens recht. Entscheidend ist dabei die periodische Gliederung im Schaffen Rolles: die erste Periode, die sich etwa bis 1764, dem Gründungsjahr der Konzerte, erstreckt, steht im Zeichen der Abhängigkeit von Graun, die zweite Periode, die durch die Zusammenarbeit mit Patzke wesentlich beeinflußt ist, ist die Zeit der Umstellung und Entwicklung, die dritte Periode endlich, der Abschnitt der Reife, der 1776 in der Verbindung Rolles mit Niemeyer seinen Anfang nimmt, ruft den eigentlichen und ausschlaggebenden Stil Rolles hervor.

Es ist erstaunlich, mit welchen vielseitigen Mitteln Rolle seine stilistische Konstitution zusammenzuschweißen verstand. Den stärksten Anteil hat zweifellos Johann Adolph Hasse[10]), der, weit kühner und unnachsichtiger als Graun, seine dramatische Gestaltung inspirierte. Alle Merkmale, die für Hasse hinsichtlich der Ausführung der motivischen Bestandteile und der organisch entwickelten Rezitative typisch sind, gelten auch für Rolle. Nur geht Rolle noch über Hasse hinaus, indem er, den Text und das gesprochene Wort zur Grundlage nehmend, das Malerische und Bildhafte, das er sogar gern übersteigert, unterstreicht; hier zeigt sich eine unbedingte Zugehörigkeit zu Telemann, dessen beinahe rücksichtslose und gegen alle ästhetischen Einwände

[9]) Köpken („Teutscher Merkur") a. a. O. S. 227.

[10]) Über Hasse: Lucian Kamienski, „Die Oratorien von Johann Adolf Hasse" (Diss. Berlin 1910); Bernhard Zeller, „Das Recitativo accompagnato in den Opern Johann Adolf Hasses" (Diss. Halle 1911); Karl Mennicke, „Hasse und die Brüder Graun als Symphoniker" (Leipzig 1906).

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0167

gefeite Freude an illustrativer Musik, sehr zum Entsetzen Grauns, auf französische Vorbilder zurückgeht[11]). Auf dieser Linie steht also Rolle („Lazarus"). Der ununterbrochene Fluß der dramatischen Bewegung rechtfertigt durchaus die musikalisch tatsächlich zur Oper hinneigende Zwitterform des von Rolle geschaffenen Dramas. Der progressive Aufbau aus den leitmotivisch verbundenen Rezitativen und den ariosen Interkalationen, die in engem, innerem Zusammenhang mit den von feurigem dramatischem Leben erfüllten Rezitativen stehen, übertrifft in seiner sinnvollen Anordnung selbst die Geschlossenheit der Opern Hasses. In dieser Hinsicht grenzt Rolle an Gluck (Accompagnato-Technik des „Abraham" gemahnt an den Rezitativstil von Glucks „Alceste"), dessen Reformidee nicht nur in Hasse und Jommelli, sondern auch in Rolle eine Analogie findet. Andrerseits tut sich, in nur geringem Umfange jedoch, der Einfluß Händels in der großartigen Chorbehandlung des „Lazarus", in der figurativen Technik der Kontrapunktik und Kadenzierung in „Jacobs Ankunft in Aegypten" und in „Die Befreiung Israels" kund; greifbar ist die Parallelität des „Saul" zu Händels „Alexanderfest" (1736)[12]). Die Verwendung der Ende des 18. Jahrhunderts in der Instrumentation nicht mehr gebräuchlichen Clarinen und Prinzipalen weist auf Bach hin, die der Oboe d'amore auf Graun. Formgeschichtlich ist diese reizvolle Mischung aus stilentlegenen Elementen interessant, weil sie auch Gegensätze zutage treten läßt, so etwa in der Verschiedenheit der Ouvertüren, die sich zumeist auf kurze Einleitungen beschränken („Tod Abels") oder dem sinfonischen Prinzip der neapolitanischen Oper nach dem Muster Grauns und besonders Pergolesis huldigen; nur in einem Fall tritt die französische Ouvertüre in dem von Telemann sichtlich beeindruckten „Lazarus" hervor.

Auffallend ist, daß Rolle, der der norddeutschen Schule, vor allem auch C. Ph. E. Bach nahesteht, sich sehr stark zur süddeutsch-wienerischen Gruppe hingezogen fühlt. Dafür zeugt nicht allein sein Bekenntnis zu Dittersdorf, sondern auch bemerkenswerte Züge, die an die Stilgrundsätze der „Mannheimer Schule" gemahnen, sprechen dafür. Auf welche Weise diese Fäden gesponnen sind, bleibt jedoch rätselhaft, zumal Köpken[13]) zu berichten weiß, Rolle habe sich gegen alles Fremde negativ verhalten, wogegen wiederum die Tatsache eine ganz andere Deutung zuläßt. Wenn ersichtlich ist, wie Rolle in seinem Frühwerk auf Graun, später auf Hasse und somit auf Scarlatti und Vinci, letzten

[11]) Valentin, „Telemann", a. a. O. S. 49f.
[12]) Kawerau a. a. O. S. 300.
[13]) A. a. O.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0168

Endes auch auf Pergolesi[14]) basiert, so wird daraus seine Verbindung mit der Umwelt erkenntlich. Ausschlaggebend ist, daß Rolle den modischen Einflüssen nicht unterliegt, sondern ihnen nur das Wesentliche und Positive abgewinnt, um es zu Neuem umzugestalten; sein Anknüpfen an die neapolitanische Oper, deren Vorzüge er herausgreift (Finaltechnik), ist kein Verlieren an ihre Mängel. Viel wichtiger ist der unverkennbare Drang zur aufkeimenden klassischen Musik, die in der Wiener und in der Mannheimer Schule ihre Wegbereiter hat. Der eine Beweis ist die allerdings schüchterne Anwendung der den konservativen Norddeutschen fremden Dynamik des Orchestercrescendo (an einer einzigen Stelle im „Lazarus"), der andere ist, etwa im „Abraham", die äußere Übereinstimmung mit der Stilistik des der spätvenetianischen Schule entwachsenen Mannheimers Ignaz Holzbauer. Die Angleichung ist noch intensiver: Holzbauer, der Schöpfer der ersten nationalen Oper „Günther von Schwarzburg" (1776), angeregt durch Schweitzer-Wielands „Alceste" (1773), hat in Rolle einen unbedingten Vorläufer, insofern, als dessen „Hermanns Tod"[15]) der gleichen Idee entsprungen ist.

Unter diesem Gesichtspunkt zusammenfassend betrachtet, ist es grundfalsch, Rolle als Epigonen in einer Reihe mit den Homilius, Naumann und Schicht abzuurteilen[16]); seine Bedeutung, die als erster und einziger Arnold Schering voll und ganz zu würdigen wußte, ist größer und umfassender, als man glauben möchte. Sein „musikalisches Drama" ist die vermittelnde Form zwischen Oper und Oratorium, deren Berechtigung von Niemeyer, im Sinne Klopstocks, theoretisch nachdrücklich

---

[14]) Reich an solchen Merkmalen ist „Abraham auf Moria"; übrigens enthält die Arie des Isaak „Sei mir nicht schrecklich" in ihrer Dreiklangthematik Anklänge an Händel, dessen „Joseph" im „Lazarus" unbewußte Parallelen hat, und Vorausnahmen Mozarts (Zauberflöte) und Mendelssohns (Paulus).

[15]) 1769 war Klopstocks „Hermanns Schlacht" vollendet; den Druck sollte Bachmann durch die „Typographische Gesellschaft" in Magdeburg vornehmen. Patzke ist durch Klopstock sichtlich beeinflußt. Glucks Kompositionsplan kam bekanntlich nicht zur Ausführung, Rolles Werk bietet den Ersatz. Vgl. Richard Hamel über Klopstocks „Hermanns Schlacht" (Klopstocks Werke IV, in Kürschners „Deutscher Nationalliteratur" Bd. 48). — Musikalisch ist besonders in der Instrumentalbehandlung der Einfluß Johann Karl Stamitz' unverkennbar. (Vgl. Hugo Riemann über die Mannheimer Stilreform in „Handbuch der Musikgeschichte" II 3, Leipzig 1922, S. 133ff.)

[16]) So tut es A. v. Dommer in seinem „Handbuch der Musikgeschichte" (Alte Ausgabe, Leipzig 1868, neue von Schering 1923). Kawerau schließt sich unverständlicherweise diesem Urteil an (S. 399). Im übrigen sind Kaweraus in erster Linie literarische Kommentare über die Dramen Rolles heranzuziehen, da sie plausibel sind.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0169

belegt ist[17]): „Ich will keine Theorie des Drama für die religiöse Musik geben; will nur Dichter von Empfindung bitten, dem Komponisten zum Besten dieser Musik in die Hände zu arbeiten", und „Der Zweck unserer religiösen Dramen (ich rede von allen Arten) ist: religiöse Empfindungen durch geschickte Darstellung gewisser Begebenheiten zu erwecken, sanfte, edle Gefühle der Menschheit zu erregen, Gedanken auszudrücken, die sich an die Seele in gewissen ähnlichen Lagen anschmiegen, wie das Gewand an den Körper", endlich: „Das geistliche Lied ist kein Liedchen, das religiöse Drama ist keine komische Oper, auch keine höhere Oper, ob es sich dieser gleich nähert." Rolle, in dessen Musik Niemeyer die ideale Erfüllung dieser Forderung erkennt und preist, steht auf der Scheide zwischen der dem Ende zustrebenden italienischen Oper und dem von Gluck, Hasse, Jommelli befürworteten Musikdrama; er ist also Bindeglied zu Gluck, woraus die Eigenheit seines oratorischen Operndramas erklärt und gerechtfertigt ist. Auf der anderen Seite stellt Rolle die allein gültige Vermittlung zwischen dem oratorischen Stil Händels und Haydns her. Das veranlaßt Schering[18]) zu der Formulierung einer „Magdeburger Oratorienschule", die zwischen Süden (Eberlin, L. Mozart) und Norden (C. Ph. E. Bach) stehend, den einzigen denkbaren Weg weist. Es ist erstaunlich, wie groß die Zahl der Anhänger dieser Schule Rolles ist; nicht nur der in Magdeburg selbst ausgebildete Johann Christoph Kühnau mit seinem „Weltgericht" (1784), nicht nur der Schweriner Otto Zinck, der ebenfalls das „Weltgericht" vertonte, gehören dazu, sondern auch C. Ph. E. Bach, Johann Philipp Kirnberger („Der Fall des ersten Menschen", Berlin 1780), Nikolaus Forkel („Hiskias" 1779), der Magdeburger Christoph August Gabler („Die Pilger am Jordan" 1798), C. F. G. Schwencke („Davids Sieg im Eichthale", Leipzig 1779), Thomaskantor Johann Gottfried Schicht („Die Gesetzgebung", ein geistliches Drama, Leipzig 1798), im 19. Jahrhundert sogar noch Joh. Ev. Fuß („Isaac", „Judith", „Jakob und Rachel", Preßburg 1800), Joh. G. Frech („Abraham auf Moria", Eßlingen 1812), Wilhelm Sutor („Der Tod Abels", Hannover 1818), Konrad Kocher („Der Tod Abels", Leipzig 1819)[19]). Rolles Wirksamkeit bleibt, unbewußt zwar, bis fast in die Mitte des 19. Jahrhunderts, tief in die Romantik hinein maßgeblich; sie

[17]) Niemeyer a. a. O. S. 33, 36 und 54.

[18]) Schering widmet dieser Schule (S. 351ff.) einen ganzen Abschnitt; vgl. auch Karl von Winterfeld in „Der evangelische Kirchengesang und sein Verhältnis zur Kunst des Tonsatzes" (Leipzig 1847) Bd. III.

[19]) Auch Schuberts „Auferweckung des Lazarus" (1820), der auf den von Herder beeinflußten Text Niemeyers zurückgreift, gehört letzten Endes hierher.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0170

klingt aus der 1847 von Ferdinand Hand[20]) ausgesprochenen Theorie des Oratoriums hindurch, die besagt: „Das Oratorium ist das lyrische ernste Drama in musikalischer Darstellung, ohne Aktion."

Während Rolles Motetten im Gegensatz zu den Musikdramen und kantatenhaften Passionswerken zum größten Teil zeitgebunden erscheinen[21]), steckt in seinen Liedern und instrumentalen Schöpfungen unverkennbar historischer Wert. Als Liederkomponist stellt sich Rolle völlig in den Bann des auch von seinem Amtskollegen am Dom, Herbing, gepflegten Odenstil Görners etwa. Seine geistlichen Lieder nach Gellert, Klopstock, Sturm sind schlicht und einem „ungekünstelten Gesang" zugedacht. Spricht daraus nicht die gleiche Tendenz zur Natürlichkeit, der sich Telemann mit Nachdruck verschrieben hat?[22]) Als mehr zufälliger Mitläufer der Anakreontiker, denen Rolle sonst trotz seiner Freundschaft mit Gleim fremd gegenübersteht, hat er mit sechs kleinen Liedern nur einen bescheidenen Beitrag zu der in seiner Zeit eifrigst kultivierten Liedform geliefert. In seinem instrumentalen Schaffen ist er, vornehmlich als Schöpfer einer Reihe erfindungsreicher Klaviersonaten, spielerischer Klavierkonzerte[23]), mit denen er zuerst vor die Öffentlichkeit trat, und Violinsonaten, dem Stil Ph. E. Bachs zugewandt, der wiederum ihm als Oratorienkomponist manches zu verdanken hat. Auch in seinen Sinfonien steht Rolle, obwohl er sich zu Dittersdorf bekennt, doch noch hart an der Grenze, die die Norddeutschen und die fortschrittlicheren Süddeutschen trennt.

Der eigentlichen Oper hat Rolle nur in dem harmlosen Singspiel „Melida", allenfalls noch in dem legendären musikalischen Drama „Thirza und ihre Söhne" und der Idomeneus-Tragödie „Idamant" seinen Anteil beigesteuert. Man geht nicht fehl, das Singspiel in die Reihe der oratorischen Dramen einzugliedern; der dramatische Charakter ist der gleiche. Selbst da, wo die Scheidung zwischen Kantate und Opernorato-

[20]) Ferdinand Hand, „Aesthetik der Tonkunst" (Jena 1847) II, S. 568ff.; vgl. auch D. Chr. Fr. Schubert „Ideen zu einer Aesthetik der Tonkunst" (Wien 1806), S. 117.

[21]) Vgl. Hugo Leichtentritt, „Geschichte der Motette" (Leipzig 1908), S. 411 ff.

[22]) Valentin, „Telemann", a. a. O. S. 46. 1781 brachte der Magdeburger Adam Weber eine Rolle nachgeahmte Sammlung „C. C. Sturms geistliche Gesänge" heraus. Cramers „Magazin der Musik" (1783 a. a. O.) S. 104, bemerkt dazu: „in dessen [Rolles] Fußstapfen zu treten, und glücklich zu treten gewiß eine Ehre ist".

[23]) Vgl. Hans Engel, „Die Entwicklung des deutschen Klavierkonzerts von Mozart bis Liszt" (Leipzig 1927) S. 18; Engel hebt die Mischung aus altem und neuem Konzertstil hervor.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0171

rium angebracht wäre, in der Elegie „David und Jonathan", besteht kein anderes Verhältnis.

Dieser kurze Überblick mag genügen, die allgemein geläufige Ansicht, die Rolle als einen biederen, soliden Modekomponisten kennzeichnet, Lügen zu strafen. Es gibt in seiner von Widersprüchen und Gegensätzen erfüllten Zeit keinen, dem das, was ein Telemann erstrebte, auszuführen vergönnt war. Rolle ist eine zentrale Kraft, in der sich die zwischen Hasse, Graun und Gluck, zwischen Händel und Haydn entspinnenden Linien kreuzen. Seine Vermittlung zwischen Rokoko und Klassik kommt der Position gleich, die Klopstock und Lessing in der deutschen Literatur- und Geistesgeschichte einnehmen.

Anhang.

Verzeichnis der im Druck erschienenen Werke Rolles.

1. „Der Tod Abels", ein musikalisches Drama „in die Musik gesetzt von Johann Heinrich Rolle, Musikdirector in Magdeburg, gedruckt bey Bernhard Christoph Breitkopf und Sohn", 1771 [Klavierauszug][1]). 2. Aufl. ebenda 1778.
2. „David und Jonathan", eine musikalische Elegie. Leipzig, Bernhard Christoph Breitkopf und Sohn, 1773.
3. „Davids Sieg im Eichthale", ein musikalisches Drama. Hemmerde, Halle 1776.
4. „Saul oder die Gewalt der Musik", ein musikalisches Drama. Breitkopf und Sohn, Leipzig 1776.
5. „Abraham auf Moria", ein musikalisches Drama. Breitkopf und Sohn, Leipzig 1. Aufl. 1777. 2. Aufl. 1781. 3. Aufl. 1785.
6. „Lazarus oder die Feier der Auferstehung", ein musikalisches Drama. Johann Gottlob Immanuel Breitkopf, Leipzig 1779.
7. „Thirza und ihre Söhne", ein musikalisches Drama. Johann Gottlob Immanuel Breitkopf, Leipzig 1781.
8. „Idamant oder das Gelübde", ein musikalisches Drama. Schwickert, Leipzig 1782.
9. „Hermanns Tod", ein musikalisches Drama. Schwickert, Leipzig 1783.
10. „Die Befreiung Israels", ein musikalisches Drama. Schwickert, Leipzig 1784.
11. „Mehala, die Tochter Jephta", ein musikalisches Drama. Johann Gottlob Immanuel Breitkopf, Leipzig 1784.
12. „Simson", ein musikalisches Drama. Schwickert, Leipzig 1784 oder 1785.
13. „Melida", ein Singspiel „in drey Aufzügen von Sucro und Rolle. Leipzig, in Commission bey Schwickert" 1785.

---

[1]) Das von Forkel („Musikalischer Almanach für Deutschland auf das Jahr 1782", Leipzig) J. H. Rolle zugesprochene „Herr Gott Dich loben wir, wie solches bey dem öffentlichen Gottesdienst auf der Orgel mit der Gemeine am übereinstimmendsten gespielt werden kann, mit ausgesetzten Trompeten und Pauken, wie auch Zinken und Posaunen" (Berlin 1765) schrieb Christian Karl Rolle.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0172

14. „Gedor, oder das Erwachen zum besseren Leben", von Herrosee „Prediger in Berlin; in Musik gesetzt von Johann Heinrich Rolle, ehemaligen Musikdirektor in Magdeburg, in Clavierauszug gebracht von Zachariae, Musikdirektor in Magdeburg. Leipzig und Magdeburg, auf Kosten der Wittwe des Autors, und in Commision bei Schwickert" 1787 [dem König von Preußen gewidmet].

---

1. „Sechzig auserlesene Gesänge über Werke Gottes in der Natur", von Sturm, Sr. Hochw. dem Hrn Ernst Aug. v. d. Busche, der Hohen Stifter zu Magdeburg und Osnabrück Domherr etc. ded. Magdeb. d. 20. März 1775 [Hemmerde, Halle 1775].
2. „Sammlung geistlicher Lieder für Liebhaber eines ungekünstelten Gesanges und leichter Clavierbegleitung." Breitkopf und Sohn, Leipzig 1775. 2. Aufl. 1788.
3. „Lieder nach dem Anakreon", Berlin 1775.
4. „Sechs Lieder mit Clavier" (im Auszug zu „Hermanns Tod" 1783).

---

1 Klaviersonate in F. W. Birnstiels „Musikalisches Allerley" (Berlin 1760).
1 Sinfonie in J. A Hillers „Raccolta delle migliore Sinfonie di piu celebri compositori di nostro tempo accomodate all' clavicembalo" Raccolta IV. Leipzig, Breitkopf und Sohn 1762 [Sinfonia XIX da Sign. Giov. Enr. Rolle, Direttore della musica in Magdeburg].
4 geistliche Werke für Chor und Solo in Chr. J. Latrobes „Selection of sacred music" (London 1806/25).
Lieder im „Mildheimischen Liederbuch" (Gotha 1799ff.).

Neudruck: 20 Motetten in 5 Heften, herausg. von Gustav Rebling (Heinrichshofen, Magdeburg).
1 Klaviersonate (Es) in „Alte Meister", herausg. von Max Pauer (Breitkopf und Härtel, Leipzig).

Sämtliche Partituren und alle hier nicht verzeichneten Werke sind Manuskript; die Autographe und Kopien befinden sich im Besitz folgender Bibliotheken: Preußische Staatsbibliothek Berlin, Bibliothek des Joachimthalschen Gymnasiums Berlin, Bibliothek der Singakademie Berlin, Seminarbibliothek der Universität Breslau, Hessische Landesbibliothek Darmstadt, Schloßkirche Dessau, Sächsische Landesbibliothek Dresden, Stadtbücherei Elbing, Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg, Landesbibliothek Kassel, Stadt- und Universitätsbibliothek Königsberg i. Pr., Stadtbibliothek Leipzig, Archiv der Thomasschule Leipzig, Stadtbibliothek Lübeck, Bayerische Staatsbibliothek München, Universitätsbibliothek Rostock, Landesbibliothek Schwerin, Wilhelmerstift Straßburg (Els,), Nationalbibliothek Wien, Gesellschaft der Musik-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0173

freunde Wien; die Drucke sind ebenda sowie in der Stadtbibliothek Magdeburg vorhanden. Eine große Zahl der Drucke und der Manuskripte ist im Ausland: Conservatoire Royale de Musique Brüssel, Universitätsbibliothek Glasgow, Royal College of Music London, British Museum London[2]).—Die von Eitner[3]) gemachten Angaben (Lexik. VIII S. 287 ff.) sind hier vervollständigt; falsch ist der Hinweis Eitners (S. 290) auf die Staats-, Kreis- und Stadtbibliothek Augsburg.

[2]) Den angeführten Bibliotheken sowie den im Text erwähnten Archiven und Pfarrämtern sage ich meinen besten Dank; persönlichen Dank schulde ich aber Herrn Prof. Dr. Charles van den Borren (Brüssel), der mir bei der Katalogisierung der in Brüssel vorhandenen Werke Rolles behilflich war, nicht zuletzt auch Herrn Staatsarchivdirektor Dr. Walter Möllenberg für seine Anregungen.

[3]) Robert Eitner: Biographisch-bibliographisches Quellenlexikon der Musiker und Musikgelehrten (Leipzig 1903).

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0174

Georg Heinrich von Berenhorst.

Ein Anhaltinischer Theoretiker und Geschichtschreiber der Kriegskunst am Ende des 18. Jahrhunderts[1]).

Von Eberhard Kessel.

Übersicht: 1. Einleitung S. 161. — 2. Berenhorsts Laufbahn als Soldat und Militärschriftsteller S. 163. — 3. Die Betrachtungen über die Kriegskunst: Friedrich der Große im Urteil der Betrachtungen, Geschichtsauffassung, Tendenz und Kriegstheorie der Betrachtungen S. 170. — 4. Berenhorsts Äußerungen über die kriegsgeschichtliche Entwicklung im Zeitalter Napoleons S. 191. — 5. Schluß S. 197.

1.

Der Krieg spielte im Leben des 18. Jahrhunderts eine eigenartige Rolle. Die Gedankenwelt des Rationalismus und der Aufklärung lehnte ihn ab, und die Politik konnte ihn nicht entbehren. Der König, der anfangs in einem siegessicheren Optimismus in den Krieg gezogen war und dann den härtesten Kampf um seine Existenz durchfechten mußte, war zutiefst von der Verabscheuungswürdigkeit der Kriege überzeugt. Die Lehre vom Kriege vermied es im allgemeinen, sich mit diesem Zwiespalt auseinanderzusetzen. Für sie war zunächst die faktische Ge-

[1]) Eine Übersicht über seine Schriften und die diesbezügliche Literatur bei Jähns, Geschichte der Kriegswissenschaften. III 1891 S. 2122 ff., dazu R. Bahn, Georg Heinrich von Berenhorst, Diss. Halle 1910, der noch den handschriftlichen Nachlaß Berenhorsts benutzt hat. Der Nachlaß ist bis auf einige Reste verlorengegangen, von denen für die Zwecke der vorliegenden Abhandlung vor allem ein Paket Abschriften von Briefen Berenhorsts an Valentini von Interesse war. Es enthält einiges mehr, als Ed. v. Bülow in dem Buche „Aus dem Nachlasse von Georg Heinrich von Berenhorst", 2 Teile, Dessau 1845—47, veröffentlicht hat. Die Originale befanden sich ebenso wie die Gegenbriefe Valentinis früher im Archiv des Kriegsministeriums, jetzt im Geh. Staatsarchiv Berlin, Rep. 92, Nachlaß Valentini Nr. 2 (im folgenden als Berenhorst an Valentini unter Hinzufügung des Datums zitiert). Für die bereitwillige Genehmigung und das liebenswürdige Entgegenkommen bei der Benutzung des Berenhorstschen Nachlasses bin ich Herrn Hofmarschall a. D. Frh. von Ende in Dessau zu Dank verpflichtet. Ferner danke ich Herrn Archivrat Specht in Zerbst und Herrn General von Berenhorst in Düsseldorf für liebenswürdige Auskünfte. In der Preußischen Staatsbibliothek, Sammlung Varnhagen von Ense, befinden sich einige Stücke aus dem Reisetagebuch Berenhorsts in Abschrift sowie 2 Briefe, der eine sachlich bedeutungslos vom 20. 2. 1785 an den Fürsten von Dessau, der andere vom 25. 9. 1808 an Rühle, gedruckt Nachlaß II 288 f.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0175

gebenheit der Kriege die Grundlage der Diskussion. Ihr Gegenstand war nicht das Wesen des Krieges, sein Sinn und seine Gestalt, sondern vielmehr die äußere Erscheinungsform, wie sie sich in Taktik und Strategie der Zeit herausgebildet hatte. Der Geist der Zeit trat in der Art der Behandlung dieser Dinge deutlich in die Erscheinung. Man trug wohl auch dem Gedanken humaner Aufklärung Rechnung, indem man auf die Verfeinerung der kriegerischen Sitten nicht ohne Stolz hinwies. Im übrigen aber führte die Theorie vom Kriege, abgesehen von nur wenigen Ausnahmen, ein Sonderleben in der Geistesentwicklung, die so überaus reich, aber eben zivil und bürgerlich war.

Bedeutsam und bezeichnend ist in dieser Hinsicht vor allem auch die Geschichtschreibung der Zeit. Es ist eine bekannte Tatsache, daß im 18. Jahrhundert ein Geist radikaler Kritik die in den vorhergehenden Jahrhunderten mit heller Entdeckerfreude gesammelten Zeugnisse vergangenen Lebens unter neuen Gesichtspunkten betrachtete und auf diese Weise eine umfassende Geschichtsauffassung erzeugt hat, die in der Entwicklung der Geschichtschreibung eine wesentliche Epoche bezeichnet. Freilich war dieser Geist in hohem Grade unhistorisch, wie man heute zu sagen pflegt, weil die zu jeder Zeit notwendige Gegenwartsbezogenheit der Geschichtswissenschaft in der überheblichen Selbstsicherheit der Aufklärung nichts von jenen Gegengewichten vorfand, die die Erkenntnis von dem Eigenwert anders gearteter Zeiten, von der dynamischen Entwicklung scheinbar feststehender Formen und Institutionen, Ideen und Ideale der Selbstkritik an die Hand gibt, und so oft genug in einem hemmungslosen Subjektivismus, weniger des Individuums als der Generation sich äußerte. Auf diese Weise erwuchs der Zeit ein umfassendes Geschichtsbild, das sein eigenartiges Gepräge im wesentlichen von dem Fortschrittsgedanken der Menschheit in Vernunft und Humanität erhielt[2]).

Die Berührung dieser Geschichtsauffassung und des aufgeklärten Denkens der Zeit mit der Lehre vom Kriege mußte eine interessante Erscheinung darstellen. Die Kriegsgeschichtschreibung im besonderen stand naturgemäß ganz im Dienst der Kriegstheorie. Der Geist des 18. Jahrhunderts in seiner unhistorischen Tendenz war ganz besonders geeignet, dem naiven Glauben, man könne aus der Geschichte „lernen" für den konkreten Fall, Vorschub zu leisten. Ansätze zur Einbeziehung der Kriegsgeschichte in eine Gesamtgeschichtsauffassung wurden nur hier und da gemacht, so etwa bei Puisegur oder dem Grafen

[2]) Vgl. W. Dilthey, Das 18. Jahrhundert und die geschichtliche Welt. Ges. Schriften III 1927 S. 209 ff.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0176

Moritz von Sachsen. Vor allem in Frankreich, das auf die am weitesten zurückreichende kriegswissenschaftliche Tradition zurückblicken konnte, war die gegenseitige Durchdringung von bürgerlichem und militärischem Denken jedenfalls gegen Ende des Jahrhunderts bis zu einem gewissen Grade vollendet, und deshalb war gerade hier eine Erscheinung wie Guibert möglich, der die Zusammenhänge zwischen Staats- und Heeresverfassung deutlich sah[3]). In Deutschland taucht nicht viel später, von Guibert stark beeinflußt[4]), aber doch auch ganz selbständig, ein Kriegstheoretiker auf, der von der kriegsgeschichtlichen Entwicklung eine prägnante, dem Geiste aufklärerischer Geschichtsphilosophie entsprechende Auffassung vortrug, der diesen Geist nun freilich ebensowenig wie Rousseau oder Kant auf anderen Gebieten ungebrochen widerspiegelte, denn dazu stand er schon zu sehr am Ausgang jener Epoche: Georg Heinrich von Berenhorst. Wie die Überwindung des Rationalismus in der Überwindung des einzigen noch nicht angetasteten Glaubens durch die Vernunft, nämlich des Glaubens an die Souveränität eben der Vernunft beruhte, so mußte in der Kriegstheorie die Kriegskunst zeigen, daß man nicht künstlich sein dürfe[5]). Und so ist gerade das Element der Gegenwartskritik bei Berenhorst derart stark, daß er als Vorkämpfer der Natürlichkeit und des Kritizismus in der Theorie vom Kriege erscheint.

2.

Der Geist der Kritik an den Anschauungen und Zuständen der zeitgenössischen Kriegführung ist in Berenhorst gewachsen auf Grund persönlicher Erfahrungen, Enttäuschungen und Kränkungen, die seine dem Humanitätsideal seiner Zeit zugewandte empfindsame Seele zweifellos bitter empfunden hat. Er war ein natürlicher Sohn des Fürsten Leopold von Dessau, des Alten Dessauer[6]). Bereits mit 16 Jahren war Berenhorst Soldat in dem Infanterie-Regiment in Halle, dessen

[3]) Über ihn, der (geb. 1743) kurz vor der Französischen Revolution ein Gehilfe des Kriegsministers St. Germain bei dessen Reformplänen war und schon 1790 starb, vgl. Jähns, Geschichte der Kriegswissenschaften III 2059 ff.

[4]) Vor allem durch Guiberts Traité général de tactique (1770), den Berenhorst ebenso wie die Défense du système de guerre moderne noch 1804 seinem Freunde Valentini dringend zur Lektüre empfahl: „Sie werden sich wundern, denn lesen müssen Sie beide Aufsätze, wie weit voraus und wie hell der junge Mann schon damals in die Kunst blickte". (Berenhorst an Valentini 3. XI. 1804). Dazu vgl. Nachlaß II 198.

[5]) Diese Wendung, die D. H. v. Bülow, Der Feldzug von 1805 (1806) II 4 nicht mit voller Berechtigung auf Napoleon I. im Kriege 1805 anwendet, bezeichnet sehr gut die Stellung Berenhorsts und seiner Geistesverwandten.

[6]) Geboren am 26. Oktober 1733.

Chef sein Vater gewesen war und das auch in der Folge mit einer kurzen Unterbrechung 1758 in der Hand von Anhaltinern blieb[7]). Seine militärische Laufbahn war weder glänzend noch langdauernd. Wenn man seiner eigenen Behauptung glauben wollte, so wäre er nur deshalb nicht General geworden, weil er zu denen gehörte, denen es „nicht gefiel, etwa fünfzehn oder zwanzig Jahre länger aus der Kriegskasse Besoldung zu ziehen, um ihre Existenz an Puerilitäten zu verschwenden". Aber es besteht der Verdacht, daß Berenhorst, als er diese Worte schrieb[8]), die Verhältnisse etwas anders gesehen hat, als sie tatsächlich während seiner Dienstzeit lagen. Er wurde 1750 Fähnrich. 1756 zog er mit seinem Regiment in den Siebenjährigen Krieg, wurde am 26. September Leutnant, kämpfte bei Lobositz, Prag und Kolin mit und kam Ende 1757 in den Stab des Prinzen Heinrich, wo er in dem geistreichen Kreise des von seinen Offizieren wegen seiner Liebenswürdigkeit verehrten Prinzen[9]) mannigfache Anregung erhielt. Am 4. Januar 1759 wurde er Premierleutnant und kam wahrscheinlich Anfang 1760 als Brigademajor in den Stab des Königs. In dieser Stellung machte er die Schlachten bei Liegnitz und Torgau mit. Aber er war keineswegs mit ganzem Herzen dabei. Mit dem Fürsten Franz Leopold von Dessau, der 1758 die Regierung antrat, stand er in freundschaftlicher Beziehung, und er erwartete nichts sehnlicher als den Augenblick, in dem er den Soldatenberuf verlassen und sich dem Anhaltischen Hofdienst widmen

[7]) Vgl. (Seyfart), Vollständige Geschichte aller preußischen Regimenter. IV: Regiment Anhalt-Bernburg (Nr. 3 der Stammliste von 1806). Dort S. 222 f. die Daten der Laufbahn Berenhorsts, die sich auf Grund einer Prüfung an Hand der Expeditionen des Inf.-Regts. Nr. 3 (Berlin, Geh. Staatsarchiv, Heeresarchiv) im allgemeinen als zuverlässig erwiesen. Nur das Datum des Diensteintritts läßt sich nicht genau kontrollieren, und Seyfart irrt bezüglich der Kommandierung zum Stabe des Prinzen Heinrich bzw. des Königs, die auch in den Ranglisten nicht deutlich in die Erscheinung tritt. Die Angaben Bülows in seiner dem Nachlaß I S. XIII ff. vorausgeschickten Lebensskizze sind weniger zuverlässig. Daß Berenhorst 1759 erst gegen Ende des Jahres, wahrscheinlicher aber Anfang 1760 zum König gekommen ist, zeigt ein bei Bahn a. a. O. S. 12 abgedruckter, nicht mehr erhaltener Brief Berenhorsts vom 31. Oktober 1759 aus Torgau, wo er sich nur beim Prinzen Heinrich befunden haben kann. Kunersdorf hat also Berenhorst nicht mitgemacht.

[8]) Diese Worte sind das durch eine Indiskretion D. H. v. Bülows einzige erhaltene Fragment des Briefwechsels der beiden Militärschriftsteller und stammen aus einem Briefe Berenhorsts vom 1. Januar 1806. Vgl. Bülow, Der Feldzug von 1805 I 56 f., dazu Berenhorst, Nachlaß II 249. Über das Schicksal des Briefwechsels ebda. II S. V. Daß diese Briefe „freimüthig" gewesen sind, wie der Herausgeber des Nachlasses I S. XI vermutet, wird man nach dieser Probe für wahrscheinlich halten dürfen.

[9]) Berenhorsts eigenes Urteil Nachlaß II 4 und 147.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0178

konnte. In den uns erhaltenen Briefen tritt dieser Gedanke zum ersten Male am 6. November 1757, am Tage nach der Schlacht bei Roßbach, auf, hier aber schon als ein feststehender Plan[10]). Das Kriegshandwerk war ihm offenbar von Anfang an verhaßt, und in seinen 1796 verfaßten Selbstbekenntnissen spricht er von dem „rohen, heillosen Soldatenleben“[11]). Nachdem er in die Umgebung Friedrich des Großen gekommen war, verleideten ihm dessen häufig schroffe und launische Art der Menschenbehandlung[12]) und abfällige Urteile über die Anhaltiner[13]) völlig den Dienst. Ein so eigenwilliger Charakter, wie ihn Berenhorst zweifellos besaß, war nicht geeignet, sich die Gunst des mißtrauischen Königs zu erwerben, der wohl merken mochte, mit welcher Unlust sein Brigademajor Soldat war. Friedrich liebte keine „Frondeurs“. „Dem Raisonniren war er feind“[14]). So bedarf es gar nicht erst der Geschichte von des Königs schmutziger Leibwäsche, die Berenhorst bei der Untersuchung der Kontusion des Königs bei Torgau gesehen haben will[15]), um zu verstehen, daß das beiderseitige Verhältnis auf die Dauer recht unerfreulich wurde.

Berenhorst sann auf Mittel, um seinen Abschied möglichst bald, noch vor Beendigung des Krieges zu erhalten. Etwa zwei Wochen nach

---

[10]) Nachlaß II 146.

[11]) Nachlaß II 4. Weitere Urteile über den Soldatenstand stellte Bahn a. a. O. S. 13 f. aus dem nicht mehr erhaltenen Material zusammen; dazu vgl. Nachlaß II 147 und 149.

[12]) Berenhorsts eigene Schilderungen (z. B. Nachlaß I 180 f., II 198 f., 214, Betrachtungen über die Kriegskunst, 3. Aufl. 1827 S. 109 f. und 194 f.) mögen hier und da übertrieben und in der Motivierung gehässig entstellt sein, sie aber durch Nichterwähnen abzutun, wie dies M. Duncker, Aus der Zeit Friedrichs des Großen und Friedrich Wilhelms III., Leipzig 1876 S. 70 tut, geht nicht an. Die Tatsache eines schroffen und abstoßend wirkenden Verhaltens des Königs, das mit seiner stetig wachsenden Menschenverachtung zusammenhing (vgl. auch Koser, Geschichte Friedrich d. Gr. 4/5. Aufl. II 388), ist auch anderweitig bezeugt. Ganz bezeichnend ist ein Brief des Flügeladjutanten Cocceji des Älteren vom 14. März 1761 aus Leipzig, dem Hauptquartier des Königs, an den Prinzen Heinrich, in dem es u. a. heißt: „La continuation des bontés, dont Votre Altesse Royale daigne m'honorer, est la seule consolation, qui me resta dans l'indigne vie, qu'on me fait mener. J'essuye journellement de nouveaux passedroits et, si la chambre, qu'on a gardé cet hiver, m'a sauvé des entretiens disgracieux, je prévois que la campagne, que je suis obligé de faire, m'exposera aux brutalités les plus reflechies“. (Geh. Staatsarchiv Berlin Rep. 92 Prinz Heinrich B III 12). Über Cocceji vgl. auch Ed. v. Bülow in Berenhorst, Nachlaß I S. XIV.

[13]) Nachlaß II 148.

[14]) Nachlaß II 199.

[15]) Nachlaß I S. XIV.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0179

der Schlacht bei Torgau schrieb er dem Fürsten von Dessau[16]): „Il y a beaucoup d'apparence, que le quartier général pour cet hiver sera à Leipsic; dont y étant arrivé, je m'enfermerai dans ma chambre, ne sortirai plus, et un bandeau vert me couvrira les yeux. Peu à peu le public s'accoutumera à me savoir malade, et bientôt j'en serai oublié. Alors je prendrai casaque grise, perruque noire, et une haridelle hideuse, que je conserve expressement pour cela, me portera à Vous genoux. Revenant de là, une lettre pour mon maître est déjà toute pretê, elle lui dira qu'une fluxion qui m'étoit tombé sur les yeux, commençoit à me priver de la lumière du jour; étant ainsi devenu instrument inutile je le suppliois de m'accorder ma demission, pour chercher, s'il étoit possible, des remèdes à éviter le sort deplorable de devenir entièrement aveugle. Lui-même il sait déjà que j'aie la vue fort basse, et en cas de besoin tout le monde peut rendre témoignage que cela n'est que trop vrai, et même une examen chirurgique l'affermiroit. Considérant tout cela je dis que je me flatte de réussir. Il faut pourtant supposer que les rois pensent et jugent quelquefois humainement; raisonnablement que peut-il dire de mes motifs, qui hélas, ne sont rien moins que des pures feintes? En un mot il faut le risquer; ou libre, ou mort, la résolution est prise."

Aber dieser Plan scheint nicht so ohne weiteres zum Ziele geführt zu haben. Über den projektierten Aufenthalt beim Fürsten wissen wir nichts Näheres. Jedenfalls scheint es sich zunächst als notwendig erwiesen zu haben, dem offenbar mißtrauisch gewordenen König aus den Augen zu kommen[17]). Berenhorsts Regimentschef, Fürst Franz Adolph von Anhalt-Bernburg, beantragte am 30. Dezember beim König anläßlich des infolge Ausscheidens eines invalide gewordenen Hauptmanns notwendigen Avancements die Beförderung Berenhorsts zum Stabskapitän und bat um seine Zurückversetzung zum Regiment[18]). Die Beförderung erfolgte am 16. Januar 1761[19]). Ob dann der Fürst von Bernburg die Angelegenheit ein Jahr lang hat ruhen lassen, oder ob er schon eher noch einen weiteren Schritt darin unternommen hat, ist ungewiß. Jedenfalls berichtete er am 10. Januar 1762 aus Neiße an den König: „Der Stabscapitain von Berenhorst meines unterhabenden Regiments hat alle angewendeten Mitteln und ausgestandenen Operationes ohnerachtet sein Gesicht fast völlig verlohren, so daß er sich

[16]) Nachlaß II 150. Nicht an seinen Vater, wie E. Daniels, Zur Geschichte der Schlacht bei Torgau (1886) S. 12 f. versehentlich angibt.

[17]) So Bahn a. a. O. S. 16. Die Angabe entbehrt nicht der Wahrscheinlichkeit.

[18]) Geh. Staatsarchiv Berlin Rep. 96, 98 T.

[19]) Seyfart a. a. O. und Expeditionen des Inf.-Regts. Nr. 3, Heeresarchiv.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0180

außer Stande befindet, länger Ew. Majestät so, wie er es wünschet, zu dienen, und bittet dahero allerunterthänigst um seine Dimission[20])." Friedrichs Antwort erfolgte am 12. Januar 1762: Friedrich lehnte das Abschiedsgesuch ab und beschied den Fürsten dahin, er möge doch nicht alles glauben, was man ihm sage[21]). Der Fürst sandte eine Abschrift von diesem Schreiben am 19. Januar an Berenhorst und bemerkte dazu, daß man sich also vorerst diesem königlichen Bescheid werde fügen müssen[22]). Berenhorst brachte nun Atteste über den Zustand seiner Augen bei, und der Fürst schrieb am 17. April wieder an den König in dieser Angelegenheit: „Auf Ew. Königlichen Majestät mir unter dem 12. Febr.[23]) a. c. ertheilten allergnädigsten resolution, die von dem Stabscapitain von Berenhorst meines unterhabenden Regiments in Ansehung seines blöden Gesichts gesuchten Dimission betreffend; so habe ich nicht ermangelt, um von den Gründen dieses Angebens vergewißert zu werden, die beyde Berlinische Chirurgos Pallas und Proebisch zu requiriren, denselben in genauen Augenschein zu nehmen. Da nun, nach dem hierbey liegenden Attestat sich wirklich seine Augen so befinden, daß derselbe zum Kriegsdienst nicht wohl zu gebrauchen, so hoffe ich, daß Ew. Königliche Majestät demselben seine Dimission allergnädigst accordiren werden"[24]). Friedrich entgegnete unter dem 19. April aus Breslau: „Ich habe Ew. Liebden Schreiben vom 17. dieses erhalten, und ersehe Selbst aus dem beygefügten Feldscheer attestat, die ihr angeben auf noch künftige Zufälle gründen, daß es mit dem vorgegebenen blöden Gesicht des Capitain von Baehrenhorst nur auf maroderey abzielet, daher er dann auch keinen Abschied haben, sondern caßiret seyn soll, und approbire Ich zugleich das von Ew. Liebden in seiner Stelle vorgeschlagene avancement ..."[25]). Das Attest ist nicht überliefert, so daß nicht festzustellen ist, ob die Interpretation Friedrichs gegründet, oder ob er seine vorgefaßte Meinung hineingelesen hat. Sicher dürfte jedenfalls sein, daß, wenn auch Berenhorst an einem Augenübel gelitten haben wird[26]), dieses tatsächlich keineswegs damals sein Ausscheiden aus dem Militärdienst unbedingt notwendig hat erscheinen lassen. Auch hört man

[20]) Geh. Staatsarchiv a. a. O.

[21]) Anhaltisches Staatsarchiv Zerbst, Abt. Bernburg A 17 b I Nr. 75 a. Abgedr. bei Bahn a. a. O. nach der an Berenhorst gesandten Kopie.

[22]) Bahn S. 16 f.

[23]) Offenbar ein Versehen des Schreibers für „Januar".

[24]) Expeditionen des Inf.-Regts. Nr. 3, Heeresarchiv.

[25]) Anhaltisches Staatsarchiv a. a. O.

[26]) Vgl. oben S. 166 die Beteuerung Berenhorsts, daß seine Gründe für das Abschiedsgesuch „hélas" nicht reine Erdichtungen seien. Dazu Nachlaß I S. XVI.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0181

später bei zunehmendem Alter Berenhorsts wohl von einer an Taubheit grenzenden Schwerhörigkeit[27]), nichts aber mehr von jenem „blöden Gesicht“[28]). So hatte der Argwohn Friedrichs offenbar das Richtige getroffen.

Berenhorst begab sich nach Dessau an den Hof, wo er von einigen Reisen abgesehen, die ihn u. a. nach Italien, Frankreich und England führten, bis zu seinem Tode am 30. Oktober 1814 lebte. Seine Mißstimmung gegen den großen König war durch die Art seiner Dienstentlassung zweifellos auf das Höchste gesteigert. Im übrigen versuchte er die Tatsache seiner Kassation möglichst zu vertuschen. Verhindern konnte er jedoch nicht, daß sich allerlei Gerüchte verbreiteten, denen noch der Herausgeber seines Nachlasses Eduard von Bülow mit einer nachdrücklichen Erklärung entgegenzutreten für nötig hielt[29]). Neben seinem Hofdienst beschäftigte sich Berenhorst ständig mit militärischen und kriegsgeschichtlichen Studien. Mit Aufmerksamkeit verfolgte er die kriegerischen Ereignisse seiner Zeit. Auf seinen Reisen hatte er ein offenes Auge für alle militärischen Dinge, und trotz seiner eigenen Abneigung gegen den preußischen Militärdienst vermerkte er in seinem Reisetagebuch nicht ohne eine gewisse Freude, wie das preußische Heer in fremden Landen zum Vorbild genommen wurde[30]). Noch bei Abfassung seiner Betrachtungen über die Kriegskunst, seinem Hauptwerk, war ihm die Erinnerung an eine Parade vor Ludwig XV., die er miterlebt hatte, gegenwärtig[31]). Auf dem Gebiete der Taktik der Zeit und ihrer Evolutionen kann man sich kaum einen besseren Sachkenner als ihn vorstellen[32]). Aber obwohl er noch fast die ganze Napoleonische Epoche erlebte, wurzelte er selbst doch in der Zeit Friedrich des Großen. Als er in den Jahren 1795 bis 1799 seine „Betrachtungen über die Kriegskunst, über ihre Fortschritte, ihre Widersprüche und ihre Zuverlässigkeit“ schrieb, die er in drei Teilen 1796, 1798 und 1799

[27]) Nachlaß I S. XVIII, II S. 172, dazu Elisa v. d. Recke, Mein Journal. Leipzig 1927 S. 221.

[28]) Die Bemerkung Nachlaß I S. XXIV beweist nichts dagegen.

[29]) Nachlaß I S. XVII.

[30]) Vgl. Nachlaß II 68 und 88.

[31]) Vgl. Nachlaß II 103 f. und Betrachtungen 3. Aufl. 1827 S. 290.

[32]) Auch wo man zunächst geneigt war, einen Irrtum Berenhorsts anzunehmen, so etwa bei der Behauptung, daß die preußische Infanterie bei Mollwitz deployiert wäre, hat sich bei genauerer Nachforschung ergeben, daß tatsächlich das Deployieren nicht erst 1752 eingeführt worden ist. Vgl. Jany, Gefechtsausbildung der preußischen Infanterie von 1806. Berlin 1903. Urkundliche Beiträge und Forschungen zur Geschichte des Preußischen Heeres, Heft 5 S. 64.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0182

erscheinen ließ[33]), standen für ihn die Kriege Friedrichs und die Taktik und Strategie seiner Zeit durchaus im Vordergrund des Interesses, trotzdem doch die Revolutionskriege bereits eingesetzt hatten und Napoleon seine ersten Feldzüge geführt hatte. Allerdings sind die Betrachtungen ihrem ursprünglichen Plan nach Fragment geblieben; denn dieser sah die Einbeziehung des „fränkischen Revolutionskrieges, überreich an Stoff" vor[34]). Aber daß es dazu nicht gekommen ist, scheint eine tiefer liegende Ursache zu haben als lediglich äußere Umstände — wie der Tod seiner Tochter Eugenie u. a.[35]). Berenhorst hat auch später noch militärische Schriften veröffentlicht. Wenn er dazu Zeit und Kraft hatte, so hätte er sie wohl auch für eine Beendigung der Betrachtungen gehabt, wenn dies ihrer ganzen Anlage nach möglich gewesen wäre. Auch scheint sich Berenhorst zwar über seine Grundtendenz, nicht aber über die Ergebnisse seiner Arbeit im einzelnen von vornherein völlig klar gewesen zu sein; denn er schließt seinen Entwurf für das Ganze mit den Worten: „Endlich Resultate, welche der Himmel bescheren wird." Diese Resultate sollten sich also ganz folgerichtig während der Ausarbeitung ergeben. Das alles zeigt, wie Berenhorst mit seinen Ansichten der friderizianischen Epoche angehört. Trotzdem mischen sich in diesem Buch in höchst eigenartiger Weise alte Auffassungen mit vollkommen neuen Gedanken, die sich z. T. auch für die Zukunft als fruchtbar erwiesen haben. Manches davon wird man auf die neuesten Erscheinungen der Geschichte, die er miterlebte, zurückführen dürfen, die Grundlagen seiner Auffassung reichen sicherlich weiter zurück, und wahrscheinlich würde er sein Werk zehn Jahre

[33]) Die 1. Abteilung erschien 1798 bereits in 2. Auflage. Eine sogenannte 3. Auflage erschien 1827 und enthielt außer den 3 Teilen Betrachtungen (Teil 2 S. 137 ff. und Teil 3 S. 348 ff.) noch die notwendigen Randglossen zu den Betrachungen über einige Unrichtigkeiten in den Betrachtungen über die Kriegskunst (S. 445 ff. — Polemik gegen Massenbach, 1802 veröffentlicht) und die Aphorismen (S. 509 ff. — zuerst erschienen 1805). Zwischen den Auflagen bestehen Unterschiede nur bei der 1. und 2. Auflage des 1. Teils, die aber mit zwei Ausnahmen bedeutungslos sind. Die 3. Auflage ist ein wörtlicher Abdruck der vorhergehenden Ausgaben. In der Folge werden die Betrachtungen wie die Randglossen und die Aphorismen der Einfachheit halber nach ihr zitiert.

[34]) Nachlaß I 5. Tatsächlich behandeln die drei im letzten Teil mitgeteilten Fragmente Stoffe aus den Kriegen mit Frankreich 1793 und 1794 und dem Polnischen Feldzug 1794, jedoch nur in Form von Einzelauseinandersetzungen mit verschiedenen militärischen Büchern, ohne sie in einen kriegsgeschichtlichen Zusammenhang zu setzen oder einen solchen auch nur anzudeuten. Das einzige, was sie mit den vorausgegangenen Betrachtungen verbindet, ist die Tendenz, die Unberechenbarkeit des Krieges zu zeigen.

[35]) Vgl. Nachlaß I 22.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0183

früher nicht wesentlich anders geschrieben haben. Auch die späteren Urteile in seinen Briefen und kleineren Schriften können das im allgemeinen nur bestätigen, zeigen dabei aber auch, wie er von seinem Hauptwerk selbst mit der Zeit Abstand gewinnt. Wenn also Berenhorst auch an der Wende zweier Zeitalter stand, er selbst gehörte doch mehr dem vergangenen als dem kommenden Jahrhundert an. Gerade seine Geschichtsauffassung läßt deutlich seine Zugehörigkeit zur Aufklärungsepoche erkennen. Um so beachtenswerter ist die Selbständigkeit seines Urteils, mit der sich freilich die Opposition gegen Friedrich vielfach vermengte.

3.

Berenhorst hatte den großen König zu sehr aus der Nähe gesehen, um seine Eigenart und menschliche Größe ganz zu begreifen. Seine abfälligen Urteile über den König im 1. Teil seiner Betrachtungen riefen in der Öffentlichkeit eine lebhafte Kritik hervor. Gegen sie wandte sich Berenhorst im 2. Teil und bemerkte: „Ich gehöre nicht unter die Zahl der ausgezeichnet von ihm gekränkten und habe keine Rolle gespielt. Wohlbetagt, mit meinem Schicksal höchst zufrieden, liegt meine und meines ehemaligen Gebieters Zeit weit hinter mir; in das eintönige Rufen: übergroß und einzig war Friedrich! kann ich jedoch nach Kenntnis und Augenschein unmöglich einstimmen“[36]). Gewiß ist die Leichtigkeit, mit der er die Persönlichkeit des Königs herabziehende Erzählungen aufnahm[37]), verdächtig; aber man darf doch annehmen, daß dies ehrlich gemeint war. Denn während seiner Dienstzeit, unter dem Eindruck eingebildeter und wirklicher Kränkungen — wenn er auch nicht zu den „ausgezeichnet“ gekränkten gehört hat —, zugänglich dem in der Umgebung des Königs und des Prinzen Heinrich herumgetragenen Klatsch, hatte er sich ein verzerrtes Bild von den menschlichen Eigenschaften des Königs gemacht, von dessen Wahrheit er überzeugt war und blieb und das ihn hinderte, trotz mancher klugen und scharfsinnigen Beobachtungen das ganze Wesen Friedrichs zu verstehen. Überhaupt zeigt sich diese persönliche Abneigung und Gehässigkeit Berenhorsts weniger in der Beurteilung des Feldherren als dort, wo er neben dem Feldherrn den Menschen Friedrich berührte. Dabei lagen seiner Kritik meist irgendwelche Tatsachen zugrunde, und er fühlte sich infolgedessen durchaus zu ihr berechtigt. Aber in der

[36]) Betrachtungen S. 173 f., ähnlich auch S. 103, 455 ff., ferner Nachlaß I 17 f.

[37]) Vgl. z. B. Kessel, Friedrich der Große am Abend der Schlacht bei Torgau, demnächst in den Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0184

nachbildenden Erinnerung, teils auch nur in der Aufspürung der Motive einer bestimmten zunächst schwer durchschaubaren Verhaltungsweise Friedrichs verschob sich das Gesamtbild derartig zuungunsten des Königs, daß man allen diesen Nachrichten nur mit der größten Skepsis gegenübertreten darf.

Es ist sehr wohl möglich, daß das auf alle Eindrücke schnell reagierende Gemüt des Königs ihm während der Schlacht ein unruhiges, ungeduldiges Aussehen verlieh. Wir haben keinen Grund, daran zu zweifeln[38]). Aber was macht Berenhorst daraus? „Wer ihn noch bei einem Gefecht gesehen hat, wird sich erinnern, daß, sobald selten ausbleibende Krisen eintraten, ihn Unruhe und eine gewisse Verlegenheit überfielen, die ihn unkennbar machten. Sehr bewegt ritt er hin und wieder, fragte vieles durcheinander, selbst Leute, die er sonst nicht anzureden würdigte; kurz er glich alsdann niemanden minder als dem gelassenen Henri de la Tour unerschütterlichen Andenkens. Sein geschwindes Verstehen der Stellung des Feindes, sein gesichtliches Ermessen derselben — ein Wunder, da er durch ein Fernglas zu sehen genötigt war — seine Angriffsveranstaltungen blieben vortrefflich, aber —, wenn er mit der Losung zum Gefecht stets den Oberbefehl niedergelegt und nicht eher als bis nach Austrag der Sache wieder genommen hätte, würden wahrscheinlich ein paar Siege mehr auf die Seite der Preußen gefallen sein“[39]).

Auch bemerkte Berenhorst sehr wohl, daß die diktatorische Persönlichkeit Friedrichs neben sich Selbständigkeit nicht wohl aufkommen ließ, und daß eigenwillige Menschen, auch wenn sie die besten Absichten und Fähigkeiten besaßen, bei ihm nur Argwohn erweckten. Gewiß ist es deutlich zu sehen, wie Friedrich die vorsichtigen Generale bis zu einem bestimmten Grade den kühnen und wagemutigen vorzog, zumal gegen Ende des Siebenjährigen Krieges. Und nicht anders ist ja auch sein viel zitiertes Lob des Prinzen Heinrich zu verstehen, als des Feldherrn, der keinen Fehler gemacht habe: So geschickt und vorsichtig wünschte er sich alle seine Unterführer; wo dagegen die Entscheidung fiel, da war er selbst, der die Gesamtverantwortung trug. Auf Nebenkriegsschauplätzen etwas zu riskieren, daran konnte dem

[38]) Es ist dies eine Seite seines beweglichen Wesens, das R. Koser, Friedrich der Große, 4./5. Aufl. II 385 treffend geschildert hat. Zudem gehören überhaupt die Momente leidenschaftlicher Erregung in kritischen Augenblicken zum Bilde großer impulsiver Naturen, vgl. z. B. York von Wartenburg, Napoleon als Feldherr. Berlin 1887. I 57 f.

[39]) Betrachtungen S. 107. Ähnlich bei den einzelnen Schlachten, besonders Kolin S. 99 f. und Torgau S. 100 f.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0185

König nichts liegen. Berenhorst jedoch sah hier nur persönliche Eitelkeit des Monarchen: „Im Grunde waren ihm Köpfe bis zu einem gewissen Grade eingeschränkt die liebsten, so wie er überhaupt an seinen Dienern Kenntnisse und Einsichten, die ihm zu weit zu reichen dünkten, nicht wohl leiden mochte." Und er behauptete allen Ernstes, daß der Neid und die Mißgunst auf glückliche und selbständige Generale Einfluß auf deren Verwendung gehabt habe[40]).

In ähnlicher Weise äußerte sich Berenhorst über Friedrichs Unbeliebtheit bei Truppe und Offizieren[41]), seine Ungerechtigkeit und Schroffheit[42]). Dazu kam Friedrichs im Grunde unreligiöse Natur — Berenhorst selbst hatte sich mit zunehmendem Alter immer entschiedener zu einem positiv gläubigen Christentum bekannt[43]) — sowie die Vorliebe Friedrichs für die französische Kultur, die Berenhorst in einer Reaktion des nationalen Gefühls für gekünstelt, flach und wegen ihres gefährlichen Beispiels verderblich hielt[44]). Nicht ohne Berechtigung stellte er bei dem König ein Nebeneinander von Epikureertum und spartanischer Einfachheit fest, aber natürlich nur um diesen Sachverhalt gehässig auszuwerten. Darin mischte sich bei Berenhorst ein humaner Liberalismus, der das „sic volo, sic jubeo" eines herzlosen absoluten Fürsten ebenso verabscheute, wie den Mangel an Aufklärung und Humanität in der Behandlung des Volks und der Soldaten. Berenhorst lebte ganz in der Atmosphäre einer aufgeklärten bürgerlichen Welt- und Lebensanschauung, wie sie den hochgebildeten Kreisen Deutschlands um die Jahrhundertwende eigen war. So lehnte er die Duelle unbedingt ab[45]), vom Adel meinte er, „er sei so gut wie abgeschafft ..."[46]), seine Bevorzugung im Offizierstand hielt er nicht mehr für gerechtfertigt, weil seine „kriegerischdiensamen Vorurteile" durch die Geisteskultur des vornehmen Bürgerstandes reichlich ersetzt werden könnten[47]). Überhaupt galt ihm der vom bürgerlichen Leben

[40]) Betrachtungen S. 109 f.

[41]) Z. B. der Vorgang nach der Schlacht bei Torgau S. 108, der so dargestellt wenig Wahrscheinlichkeit hat. Vermutlich werden die Verwünschungen, die der König vielleicht zu hören bekam, als er spät Abends in dem überfüllten Elsnig sich ein Quartier suchte, dem späten Störenfried gegolten haben, nicht dem König, den man zunächst gar nicht erkannt haben wird.

[42]) Vgl. oben S. 165 Anm. 12.

[43]) Betrachtungen S. 170 und 347, auch Nachlaß II 5 ff.

[44]) Betrachtungen S. 67, 169 ff.

[45]) S. 155 ff. und 552 ff., auch Nachlaß II 367 anläßlich des — später nicht ausgefochtenen — Duells zwischen Valentini und Gneisenau (vgl. Pertz-Delbrück, Gneisenau IV 1880 S. 186 ff.).

[46]) Betrachtungen S. 202. [47]) S. 122.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0186

streng abgesonderte Soldatenstand als ein auf die Dauer unmögliches soziales Gebilde[48]). Die Aufklärung gleiche der Wärme, so meinte er[49]), sie steige von unten nach oben. Die Fürsten ergreife sie zuletzt. Aber als sie den Fürsten in Friedrich tatsächlich erreichte, da war ihm die Art, wie dies geschah und wie es sich auf die Kriegführung auswirkte, auch nicht recht. Und es macht überhaupt Schwierigkeiten, aus den Berenhorstschen Betrachtungen klar zu erkennen, wie er die Elemente des Verstandes und des Charakters im Kriege bewertete. Jedenfalls ist dies aber ein entscheidender Punkt in seiner Haltung zum Kriege und dessen Entwicklung im Verlaufe der Geschichte.

Vom Standpunkt der Aufklärung erfährt der Krieg seine Beurteilung vor allem unter dem Gesichtspunkt der Vernunft, dann aber auch unter dem der Humanität. Für die historische Betrachtung, die zunächst mit der Gegebenheit der Kriege zu rechnen hatte, ergab sich hieraus die Fragestellung: Ist im Verlauf der Kriegsgeschichte in den Regeln, im System der Kriegführung eine Wandlung zu gesteigerter Unterwerfung des Krieges unter die Vernunft oder die Kunst bei zunehmender Ausschaltung des Zufalls eingetreten? Und ferner: Ist die Kriegführung menschlicher geworden, sowohl in dem Verfahren gegen den Feind, wie gegen die Zivilbevölkerung und schließlich in der Behandlung der Soldaten? Diese Fragestellung steht auch zunächst hinter Berenhorsts Betrachtungen über die Kriegskunst, und der ganz bestimmte Wertakzent, der ihr anhaftet, gibt seinem Werke die Grundeinstellung.

Eine Kriegskunst entstand nach Berenhorsts Auffassung mit den ersten Anfängen der Taktik. Diese ist ihm als Grundlage einer jeden irgendwie nach Regeln und Grundsätzen handelnden Kriegführung das Zentrum der Kriegstheorie überhaupt, und er schildert ihre Entstehung aus dem Urzustand des Kampfes heraus gleich zu Beginn seines Werkes in der konstruierenden Manier seiner Zeit: „Nachdem die Menschen sich lange genug mit Knütteln und Keulen totgeschlagen hatten, machten sie sich Schwerter und Spieße. Weiterhin wurden die erfindungsreichen Griechen gewahr, daß eine gewisse Anzahl Spieße, vereinbaret und auf einen gewissen Ort hingelenkt, besser wirkte als ebensoviel einzelne. Hierzu aber war eine Haufenstellung notwendig, deren Bewegung noch überdem einförmig sein mußte, um dem Gegenteil die besagte Garbe in die Rippen zu tragen.“ Das klingt ganz ähnlich, wie wenn Guibert von den Anfängen der Kriegskunst sagt: „D'abord foible à sa naissance, il ne fut, d'homme à homme, que le talent de tirer parti

[48]) S. 342. [49]) S. 53.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0187

de son adresse et de sa force. Il se borna, dans les premières familles, à la lutte, au pugilat, ou à l'escrime de quelques armes grossières. Bientôt il s'étendit avec les sociétés, il combina plus de moyens et de forces, il rassembla une plus grande quantité d'hommes ..."[50]). Aber wenn Berenhorst dann von den Griechen meint: „Der Rückzug Xenophons und das: k o m m , h o l e s i e des Leonidas (Xerxes hatte ihn aufgefordert, die Waffen niederzulegen) zeigen die Taktik der Griechen nebst dem Geist, der sie belebte, — und beide gehören untrennbar zusammen — in ihrem besten Glanze", so sieht man, wie ihm die bloße Technik nichts bedeutet ohne den sie belebenden Geist der Wehrkraft und des Wehrwillens. Hierin steckte zweifellos eine der zukunftsreichsten Einsichten Berenhorsts, und hierin unterschied er sich von Guibert und den anderen Militärschriftstellern der Zeit. Aber er zog doch nicht die letzten Konsequenzen aus dieser Auffassung. Im Grunde behielt seine Art der Betrachtung etwas Mechanistisches, und zwar nicht deshalb, weil er etwa alle Kriege durch eine rein mechanische Anwendung von Regeln der Kriegskunst geführt gesehen hätte, sondern weil er dies bis zu einem gewissen Grade als eine Forderung der Vernunft und Kunst begriff; und diese Forderung sah er in der Antike, besonders aber bei den Römern erfüllt und in Cäsar verkörpert: „Griechen und Römer waren Sieger, so oft sie mit Gegnern zu tun hatten, welche entweder die Kunst nicht besaßen oder sie verachteten oder jenen in derselben nicht beikamen ... Wo die Wissenschaft gleich stand, wie solches in den nationalen Kriegen der Griechen — d. h. wenn Athen, Sparta, Theben usw. sich untereinander zerfleischten — sowie in den bürgerlichen Kriegen Roms der Fall war, entschieden die überlegenen Gaben des Feldherrn verbunden mit dem Mute, welchen er denen von seinem Staate oder seiner Partei einzuhauchen wußte. Ein solcher stand wirklich nur wenig unter der Macht des Zufalls, denn sobald geübte Streiter, mit tüchtigen Waffen versehen, ihr volles Vertrauen ihm schenkten, blieb dem Fatum kein Spielraum mehr übrig, groß genug, um einen entscheidenden Schlag fehl zu lenken. Der Erfolg konnte auch nicht leicht anders sein, weil er sich beinahe mechanisch erklären läßt ...", und Berenhorst erklärte als das Wesen dieser Taktik die Sekurität des geschlossenen Haufens, der mit dem kurzen Schwert der Römer oder der Pike der Griechen bewaffnet nur jeweils die ersten Reihen einer Gefahr aussetzte, während die hinteren Glieder ohne Gefahr folgten und „so durch bloßes Nachdrücken, Nachschieben oder Feststehen ihre und die gemeinsame Sache beförderten". Dazu komme die Begrenztheit und

[50]) Essai général de tactique. Oeuvres militaires de Guibert. Paris 1803. I 59 f.

Übersichtlichkeit des Schlachtfeldes usw., alles Umstände, die es dem Feldherrn ermöglichten, „die Wissenschaft, welche er erworben, die Talente, welche er besaß, zu gebrauchen und anzuwenden“[51]).

Dieses schöne Zeitalter der Kriegskunst endete jedoch mit dem Mittelalter, das für Berenhorst ebenso wie für die ganze Aufklärung die Zeit des Verfalls der geistigen Kultur war, und wie „alle Wissenschaften und Künste sich bei der Hand halten, selbst die unholde, von der wir handeln“, so verfiel auch die Kriegskunst und wich einem Zustand, in dem „Mut und Leibesstärke allein entschieden“[52]). Aber auch das Wiederaufblühen der Künste und Wissenschaften in der Renaissance ließ die Kriegskunst in ihrer Plan- und Regellosigkeit zurück. Ganz wie schon Guibert[53]) meinte er, daß auch die Erfindung der Feuerwaffen hieran zunächst nichts geändert hätte. Sie fügte lediglich zu den bisherigen Waffen eine neue hinzu: „Etwas Handwerksmäßiges kam in Schwang, einer lernte es von dem anderen; damit ließ man sich begnügen, ohne dem Verstand Gewalt zu tun oder viel an neue Systeme zu denken.“ Der Soldatenstand „wurde ein Erwerbszweig und eine Profession“, und es war „der Kandidaten eigene Sache, sich zu dem Geschäfte vorzubereiten“. An eine geregelte Ausbildung und Exerzieren habe niemand gedacht[54]).

Den Beginn einer neuen Kunst sah Berenhorst wie Moritz von Sachsen und Guibert in Gustav Adolf, dem er nachrühmt, daß ihm „der Hazard, der zu seiner Zeit oftmals so blind den Sieger krönte, mißfiel“. „Er suchte nach etwas Zuverlässigem, um Überlegenheit zu erlangen. Ein schöpferischer Genius wohnte unstreitig in seiner Seele; es gelangen ihm daher Ideen genug, die seine Gegner in die Verlegenheit brachten, womit jedes Neue die festen Anhänger des Alten so leicht überschüttet“[55]). Aber diese neuen Ideen, wie Anpassung der Infanterie-

[51]) Betrachtungen, 1. Abschnitt: Griechen und Römer. S. 1—9.

[52]) S. 8 f. Vgl. dazu Guibert, Oeuvres militaires I 67: „Qu'offre à nos yeux l'histoire des premiers siècles de notre monarchie, et de tous les États actuels? ... par-tout des armées sans ordre et sans science; des batailles gagnées par le hasard, ou par la valeur, et jamais par la discipline; des conquêtes rapides comme des torrens, et sur-tout dévastatrices, comme eux.“

[53]) Oeuvres militaires I 68.

[54]) Betrachtungen, 2. Abschnitt: Das Feuergewehr S. 9—17.

[55]) S. 18. Später (S. 95) äußert er sich über „neue“ Methoden der Kriegführung ganz allgemein: „Nach allen Aufflügen des Scharfsinns in den taktischen Wissenschaften zeigt sich der unwiderrufliche Gang ihres Gegenstandes: die neuen Erfindungen gewähren vorübergehende Vorteile, dann werden sie allgemein, und dann reduziert sich die Sache abermals auf bloßes bares Totschlagen, wie sie vom ersten Ursprunge an stand. Die Kunst, in Masse zu kämpfen, da sie notwendigerweise sich stets durch sich selbst wieder vereitelt, kann demnach

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0189

aufstellung an die Wirkung des Artilleriefeuers, Beweglichkeit der Truppen u. a., waren doch nach Berenhorsts Meinung noch nicht imstande, ein neues System zu bilden: „Von besonderer Kunst in Märschen hat Gustav Adolf keine Beweise abgelegt, ebensowenig als von großen und soliden Planen“[56]). Die Schlacht bei Lützen entschied der Zufall.

In dem Freiheitskampfe der Niederländer erblickte Berenhorst dann eine Weiterentwicklung der „Wissenschaft des Erwürgens nach Regeln“. Auch Friedrich Heinrich von Oranien „strengte seinen trefflichen Verstand an, dem Zufalle auszuweichen, aber nicht durch neue Erfindungen, sondern durch geschickte Ausführung bedächtlich entworfener Anschläge“[57]). Vor allem die Franzosen hätten in der Folge bei Einführung und Ausbildung der stehenden Heere eine neue Kunst gepflegt. Das Verdienst des Zeitalters Ludwigs XIV. um die Kriegführung erkannte Berenhorst durchaus an, nur war es für ihn offenbar kein „Verdienst“. Alle Aufmerksamkeit, so meinte er, sich mehr und mehr loslösend von dem Einfluß seiner Vorgänger, habe man auf das Feuergefecht konzentriert[58]). So sei man darauf gekommen, um der Wirkung der Feuerwaffen möglichst zu entgehen, die Infanterie in dünnen Linien aufzustellen, und um die Wirkung des eigenen Feuers zu erhöhen und möglichst viel Gewehre von Anfang an ins Gefecht zu führen, die Infanterie so weit wie angängig auseinanderzuziehen. Auch der Umfassungsgedanke verlängerte die Fronten. Man sieht also, daß sich Berenhorst über die historischen Ursachen der Taktik seiner Zeit im großen und ganzen klar war und daß er ihre Entwicklung ganz richtig begriff. Er machte ihr aber gleichzeitig zum Vorwurf, daß sie über der Ausnutzung der Feuerwaffen gänzlich den Nahkampf vergessen habe; „... es schien über die Maßen anmutig, bloß mit dem Zeigefinger der

unmöglich zu den Fortschritten gehören, welche die Menschheit zu machen bestimmt ist.“ Vgl. dazu auch Nachlaß II 296 und 329. Auf der Meinung, daß gleiche Erkenntnis von den Grundsätzen des Krieges auch gleiche Bedingungen des Erfolges für beide Parteien schaffe, beruhte ja die strenge Geheimhaltung der Prinzipien der eigenen Kriegführung, wie sie z. B. Friedrich der Große beobachtete. Auf diese Anschauung hat schon Rothfels, Clausewitz: Politik und Krieg, Berlin 1921, S. 42 als ein Charakteristikum der Kriegstheorie des 18. Jahrhunderts mit Recht hingewiesen, und es sei deshalb hier nur bemerkt, daß sich Reste dieser Auffassung auch noch bei Napoleon I. feststellen lassen.

[56]) Betrachtungen S. 20. [57]) S. 24 f.

[58]) Gegen die Meinung des Grafen Moritz von Sachsen, daß die Wirkung des Gewehrfeuers unbedeutend sei und keine Rolle spiele, polemisiert Berenhorst S. 79 f. Guibert war im Gegensatz zu Berenhorst der Ansicht gewesen, daß man sich nicht früh genug zur Lineartaktik entschlossen habe, deren eifriger Verfechter er zu einer Zeit war, die bereits von dieser Taktik abzugehen im Begriffe war.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0190

rechten Hand zu siegen, und jeder einzelne sollte dazu beitragen“[59]). Die Furcht vor Umfassung ließ die Flügelanlehnung sehr sorgfältig wählen, die man dann nicht aufzugeben wagte. „Es ist überhaupt um die Lehre vom Überflügeln und Flankennehmen ein tragikomisches Ding: wenn der eine verdutzt still hält und mit sich schalten läßt, geht das Manöver nach Wunsch, wo nicht, so kann durch Gegenanstalten, durch Gegenbewegungen der Überflügler wieder überflügelt werden“[60]). Diese Taktik führte zu den kunstvollsten Bewegungen und Evolutionen; auch der Festungskrieg „stieg zu einer Höhe der Kunst, die er nie wieder erreichen wird“[61]). Die Kavallerie wurde meist auf oder hinter den Infanterieflügeln zur Deckung aufgestellt, ihre eigentliche Aufgabe aber mehr und mehr vernachlässigt, ja selbst sie wurde z. T. mit den von Berenhorst so verachteten Feuerwaffen ausgerüstet. Vor allem aber fehlte nach Berenhorsts Anschauung dieser Taktik der sie belebende Geist, den er bei den Griechen so gerühmt hatte. Die Söldnerheere, nur durch ihre Löhnung dem Staate und dem Führer verpflichtet, erschienen ihm als gänzlich ungeeignet für eine tatkräftige Kriegführung. Damit zeigte er wie Guibert, jedoch dessen Erkenntnisse noch konsequenter verwertend, einen klaren Blick für die Zusammenhänge zwischen Kriegswesen und Staatsverfassung[62]). Er spottete über die „französischen Alexanders zu 4 Sous täglich“[63]) und meinte von dem exerzierplatzmäßigen Feuergefecht, diese Taktik setze voraus, „die Soldaten werden ihre Sache künftig besser machen, aufhören ihr Fleisch und Bein zu lieben, die Gedanken im Gewirre beisammen, die Ohren im Geknalle offen behalten und sich endlich ganz zu Schießmaschinen exerzieren lassen. — Alles für den gewöhnlichen Sold und ohne Teilnahme an der Sache!“[64]) Der neuzeitliche Begriff der Offiziersehre galt ihm als ein unzureichender Ersatz für den Patriotismus der Alten. Ja, die Geschlossenheit dieser Taktik, „welch genötigt ist, ihre Individuen zusammenzuschmelzen, um aus ihnen längliche, feuerspeiende Vierecke zu bilden“, habe dem Streben, sich hervorzutun, nur bei einreißender Unordnung Möglichkeit zur Betätigung gegeben. Lediglich der Reiteroffizier habe hier etwas mehr Raum für selbständiges Handeln[65]). So bestand diese ganze Kunst nach Berenhorst in Künstelei, in der Wirklichkeit allemal an der Macht des Zufalls scheiternd: Die Antike war „überkunstet“ worden[66]).

[59]) Betrachtungen S. 29.
[60]) Betrachtungen S. 49.
[61]) Betrachtungen S. 33.
[62]) Vgl. S. 476. [63]) S. 30. [64]) S. 52. [65]) S. 160.
[66]) S. 41. Ähnlich noch öfter; über die Ursachen für die Entwicklung der modernen Taktik in kurzer Übersicht auch S. 330 ff.

Die alten Griechen und Römer erschienen ihm so als die Vertreter einer ursprünglicheren und natürlicheren Kunst der Kriegführung. Das war an sich keine neuartige Ansicht. Die Auffassung, daß es die neue Kriegführung zum mindesten nicht weiter gebracht habe als die Antike, war bei den zeitgenössischen Militärs weit verbreitet; und als in der Militärischen Monatsschrift 1787 ein junger Hauptmann es wagte, die Selbstüberheblichkeit der Aufklärung auf das Gebiet des Krieges zu übertragen, da fand er wenig Anklang[67]). Selbst Guibert, der die Fortschritte der Kriegführung seit dem Altertum sehr in den Vordergrund stellte[68]), betonte doch eine starke Überlegenheit der Griechen und Römer in einem Punkte, der mit Berenhorsts Geist der Taktik eine gewisse Ähnlichkeit hatte, ohne daß er jedoch in der Formulierung und in den Folgerungen sich so klar geäußert hätte wie dieser[69]). Denn für Berenhorst war gerade das, was Guibert in erster Linie als Fortschritt gegenüber der Antike wertete, die Ursache von dem vollständigen Mangel wahren Kriegergeistes in der Gegenwart: die Feuerwaffen und die Lineartaktik. Die Kriegskunst der Neuzeit wurde seiner Meinung nach von der des Altertums grundsätzlich getrennt durch die Erfindung der Schußwaffen, die er mit der ganzen Verachtung des humanen Aufklärers betrachtete[70]), denn jetzt war scheinbar der Schwache und Feige dem Starken und Tapferen gleichwertig geworden: Beide erzielten mit dem Gewehr dieselben Wirkungen. Aber Berenhorst zog auch aus der Kriegsgeschichte — indem seine Phantasie die Antike mit Zügen ausstattete, die er dem Vernunftideal seiner Zeit entnahm — den Schluß, daß mit den Feuerwaffen jede Berechenbarkeit des Krieges unmöglich geworden sei. Schon bei Betrachtung der ersten Zeit nach Einführung der Feuerwaffen, die sie noch nicht für die „Kunst" auszuwerten wußte, äußerte er gewissermaßen entschuldigend, es sei allerdings „wirklich kein Leichtes um das Auffinden eines auf Salpeter und Kohle gegründeten Systems"[71]). Und diese Entschuldigung wird im Verlauf seiner Darstellung immer mehr zu einer nach den Begriffen der Aufklärung niederschmetternden Anklage gegen die Kriegskunst überhaupt. Man darf freilich Berenhorst nicht die Meinung unterschieben, als habe in

[67]) Vgl. Jähns, Geschichte der Kriegswissenschaften III 2153 f.

[68]) Guibert, Oeuvres militaires I 81 ff.

[69]) Ebda. S. 89: „Ce sont les moyens continuels dont se servoient leurs gouvernements, pour former des citoyens, des soldats, des généraux. C'est la bonté de leur milice, la vigueur de leur discipline, l'éducation guerrière de leur jeunesse, l'espèce de leurs peines et de leurs récompenses: c'est ce rapport important qui lioit leurs constitutions militaires à leurs constitutions politiques."

[70]) Vgl. Betrachtungen S. 36.

[71]) S. 12.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0192

der Kriegführung des Altertums der Zufall gar keine Rolle gespielt. Aber er meinte doch wohl, daß er damals bis auf einen Grad ausgeschaltet gewesen sei, der der Vernunft nicht Hohn sprach, wie dies in der Neuzeit geschehe. Indem er diesen Gradunterschied als einen prinzipiellen auffaßte, eröffneten sich ihm zwei Folgerungsmöglichkeiten, die sich eigentlich untereinander ausschlossen: entweder festzustellen, daß eine Kriegskunst nach Regeln schlechthin unmöglich geworden, der Krieg immer ein unberechenbares Element bleiben müsse; oder zu fordern, daß die Piken der Alten wieder eingeführt werden sollten. Beide Wege hat Berenhorst, wie noch zu erörtern ist, eingeschlagen. Zunächst aber galt es ihm offenbar als das wichtigste, zu zeigen, daß der Zufall im Kriege unbedingt herrsche. Man erkennt hier eine Grundtendenz der Berenhorstschen Betrachtungen, die er selbst in der Einleitung sowie in einigen Notizen über den Hauptgedanken und die Absicht des Buches[72]) klar angibt: Die Unmöglichkeit einer Kriegskunst, die „das kaltblütige Totschlagen zu dem Range einer Wissenschaft" erheben würde, aus Geschichte und Theorie zu erweisen und dadurch die Menschheit dem Friedensgedanken geneigter zu machen. Man sieht auch, wie hier das Humanitätsideal mitschwingt und mit dem Vernunftideal in Widerstreit gerät: Die Vernunft lehrte, das Totschlagen sei eine barbarische Angelegenheit; wenn überhaupt, so sei zu verlangen, daß es mit Geist geschehe. Die Humanität dagegen mochte es nicht ertragen, daß so etwas überhaupt mit Geist betrieben werden könne. An sich war freilich der Gedanke, mit dem Nachweis der Unmöglichkeit der Kriegskunst der Menschheit den Krieg zu verleiden, durchaus folgerichtig im Sinne der Zeit. Etwa mit den Mitteln humaner Aufklärung den ewigen Frieden herbeizuführen, das erschien Berenhorst unmöglich: die Erkenntnis von der Ruhmsucht der Fürsten und der Unmenschlichkeit und Gewinnsucht ihrer Verführer hatte sein Vertrauen zu der Einsicht der Großen und ihrer Ratgeber zerstört. Der fröhliche Optimismus der Aufklärung mußte hier wie überall an der Macht der Tatsachen scheitern und nach Erkenntnis der Wirklichkeit zu einem extremen Pessimismus umschlagen. Berenhorst mußte also nachweisen, daß auch Ruhmsucht und Gewinnsucht mit der ausgeklügeltsten Berechnung beim Kriege nicht auf ihre Kosten kommen konnten[73]).

[72]) Nachlaß I 5 f.

[73]) In dieser Richtung liegt überhaupt das Nützlichkeitskriterium des 18. Jahrhunderts, das sich z. B. in Friedrichs „Eigenliebe als Moralprinzip" (Oeuvres IX 85 ff.) wiederfindet.

Diese Tendenz war naturgemäß geeignet, unter Umständen auch gegen die eigene tatsächliche Überzeugung des Verfassers die Darstellung zu färben. Aber hiervon vorläufig noch abgesehen, so war das Hauptelement, das unbewußt das Geschichtsbild verfälschte, die rationalistische Wertung. Daß der Krieg ein Gebiet des Zufalls ist, hat auch in anderen Zeiten gegolten. Daß dies aber immer negativ zu bewerten sei, das war lediglich eine Anschauung seiner Zeit, und infolgedessen traf diese Wertung auch nur für sie zu. Eben dies war ja die geistige Wurzel neben allen in der sachlich begründeten Sorge um die Erhaltung der eigenen Streitmacht liegenden Ursachen[74]) für eine methodische, dem Risiko der Schlacht möglichst aus dem Wege gehenden Kriegführung. Vielleicht am klarsten hatte das Graf Moritz von Sachsen ausgesprochen, wenn er nach einigen Erörterungen über die Vermeidbarkeit der Schlachtentscheidung zur Erläuterung hinzufügte: „Je ne prétends point dire pour cela que lorsque l'on trouve l'occasion d'écraser l'ennemi, qu'on ne l'attaque et que l'on ne profite des fausses démarches qu'il peut faire. Mais je veux dire, que l'on peut faire la guerre sans rien donner au hazard et c'est le plus haut point de perfection et de l'habileté d'un général"[75]). Der Hasard nahm im Denken des 18. Jahrhunderts deshalb einen so breiten Raum ein, weil man ihn im Bestreben nach rationalistischer Klarheit einerseits überschätzte, andererseits als unerträglich empfand, was unter Umständen sehr weit, auf jeden Fall aber zu Anschauungen führte, die sich ebenso von dem Vorsehungsglauben der vorhergehenden wie von dem kritischen Realismus der Folgezeit unterschieden[76]). So konnte Berenhorst selbst bei der Schlacht bei Leuthen von einem „tiefer liegenden" Zufall sprechen, „welcher veranlaßte, daß d i e s e r Feldherr mehr oder weniger vom Schwindel befallen wird als j e n e r"[77]). Alle Fehler des Gegners, die öffentliche Meinung, die sich für Friedrich den Großen aussprach, ja sogar den Umstand, daß auch einmal eine nach allen Regeln der

[74]) Vgl. Kessel, Doppelpolige Strategie, in: Wissen und Wehr, Jg. 12 (1931) S. 629 f.

[75]) Les rêveries ou mémoires sur l'art de la guerre de Maurice Comte de Saxe. Haag 1756. S. 215.

[76]) Man denke auch an die zahlreichen Äußerungen Friedrich des Großen über den Zufall, dem er in der Zeit seit etwa 1750 eine unumschränkte Macht zuschrieb. Berenhorst hatte hiervon etwas aus Fouqués Memoiren gehört und versäumte nicht, darauf als auf einen Beleg seiner Auffassung hinzuweisen. Vgl. Betrachtungen S. 105.

[77]) Betrachtungen S. 98. Ganz ähnlich Napoleons Urteil über Leuthen: „Il [Friedrich] dut cette victoire qu'à la surprise; elle tient au chapitre des accidents." Correspondance XXXII 242.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0194

Kunst geführte Schlacht gewonnen werden kann[78]), das alles rechnet Berenhorst unter die Zufälle.

Ein wichtiger Unterschied besteht aber zwischen Berenhorst und der Kriegstheorie des 18. Jahrhunderts: Er zieht nicht wie Moritz von Sachsen u. a. aus der Forderung nach Ausschaltung des Zufalls die Folgerung, die Schlachtentscheidung müsse möglichst vermieden werden. Vielmehr war ihm die Schlacht und das Gefecht durchaus Ziel und Mittelpunkt der Kriegshandlung. In der Schilderung des Siebenjährigen Krieges in seinen Betrachtungen behandelt er bezeichnenderweise fast ausschließlich die großen Kämpfe. Von Manövern, Umgehungsmärschen und dgl. hört man nur sehr wenig. Man merkt, er war durch die Schule Friedrich des Großen gegangen, der jene Folgerung ebensowenig gezogen hatte. Aber gerade darum mußte Berenhorst folgerichtig zu einer so vernichtenden Kritik an der Kriegskunst seiner Zeit kommen. In sorgfältig vorbereiteten und berechneten Manövern, in vorsichtig und geschickt ausgeführten Märschen ließ sich das Element des Zufalls tatsächlich bis zu einem gewissen Grade ausschalten, niemals aber beim Zusammenstoß mit dem Feinde. So fehlt es Berenhorst nicht an Beispielen, zumal er sie nun krampfhaft sucht. Bei der Betrachtung der Kriege Friedrich des Großen war es ihm „nur darum zu tun, daß wir erfahren möchten, zu welchem Grade der Gewißheit und Zuverlässigkeit ein unumschränkter Feldherr mit großen Eigenschaften, der so viel anderen großen Kriegsmännern auf der Achsel stand, vermöge richtiger, zahlreicher, von den bestausgearbeitetsten Soldaten seiner Zeit ausgeführter Experimente, in der Wissenschaft gelangte? ob er es dahin brachte, sagen zu können: wenn ich s o verfahre, muß der Erfolg d i e s e r sein?“[79]) Das klingt in der Folge immer wieder an[80]), und seine Grundtendenz, Unwert und Unmöglich-

[78]) Betrachtungen S. 102: die Schlacht bei Freiberg, bezeichnenderweise ein Sieg Prinz Heinrichs, nicht Friedrichs.

[79]) Betrachtungen S. 102.

[80]) Z. B. S. 251, 326 ff. Im 3. Teil bemüht sich Berenhorst dann im wesentlichen nur um den Nachweis, daß die Russen mit Kunst und ohne Begeisterung und die Türken ohne Kunst aber mit Begeisterung sich durchaus gleich blieben, und daß die Russen nur in den spanischen Reitern, die er als Ersatz für Piken ansieht, eine wirksame Waffe gegen die Türken hätten. In den Randglossen freilich gab Berenhorst die Türken auf, jedoch „nicht zwar wegen Mangel an Kunst, wohl aber wegen der bis zum höchsten Übermaß gestiegenen, oben hergezählten Gebrechen, lauter Folgen ihrer abscheulichen Regierungsart“ (S. 504). Man sieht, wie er hier Kriegskunst und Staatsverfassung trennt, die er doch sonst als Einheit sieht, und wie er auf diese Weise dazu kommt zu behaupten, die Kriegskunst sei überhaupt überflüssig, wenn die Verfassung und der Geist des Staates etwas tauge, d. h. den Krieg richtig zu führen verstehe.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0195

keit der Kriegskunst zu erweisen, führt ihn zu maßlosen Übertreibungen, wenn er das Scheitern der modernen Taktik im Gefecht schilderte[81]). Aber sollte wirklich diese vernichtende Kritik den einzigen Zweck haben, den Krieg unmöglich zu machen? Um dieser Tendenz konsequent zu dienen, hätte er zeigen müssen, daß es irgendwann einmal eine denkbar vollkommene Kunst gegeben habe, und daß diese trotzdem nicht imstande gewesen sei, die Wirklichkeit des Krieges zu meistern. Am nächsten hätte es dann wohl gelegen, diese Tatsache an der jüngsten Vergangenheit zu exemplifizieren. Aber Berenhorst ist keineswegs geneigt, ihr eine solche Vorzüglichkeit zuzuerkennen, und man merkt — im 2. und 3. Teil der Betrachtungen wird das immer deutlicher —, daß seine Kritik von dem Bewußtsein getragen wird, man könne es sehr wohl besser machen. Der hierin liegende Widerspruch mit der offen verkündeten Grundtendenz des Werkes zeigt, daß diese, wie schon oben als Möglichkeit angedeutet, zu einem bestimmten Zwecke bewußt überspitzt weit über die eigene ursprüngliche Überzeugung des Verfassers hinausgeht, der mit der faktischen Realität der Kriege immer noch rechnet.

Man kann Berenhorst sogar einen gewissen Sinn für die Relativität historischen Geschehens nicht absprechen. Seinem Vater, dem Fürsten Leopold, sucht er von seinem so ganz anders gewählten Standpunkt aus vollkommen gerecht zu werden[82]). Er stellte das preußische Heer des Soldatenkönigs weit über das Friedrich des Großen. Es mag hierin die Abneigung gegen letzteren mitsprechen, aber in der Hauptsache lag dieser Beurteilung die Auffassung zugrunde, daß die Entwicklung zu immer stärker ausgebildeter Künstelei ungesund sei und das wichtigste, den Geist des Krieges, vernachlässige. An dem preußischen Heer Friedrich Wilhelms I. und des Alten Dessauers rühmte er „zwei Haupteigenschaften des Kriegers, Gemeingeist und Zucht", die zu der damaligen Taktik die Überzeugung hinzugefügt hätten: „Uns kann Niemand widerstehen"[83]). Die Taktik selbst hätten beide nicht wesentlich verändert, jedoch auf Präzision geachtet, einige Verbesserungen eingeführt und „manches gar zu sichtbar Überflüssige" übergangen. Friedrich der Große dagegen habe die Unbilden einer über-

[81]) Betrachtungen S. 116, vgl. auch Nachlaß II 246. Deshalb hat (Duvernoy), Die taktische Schulung der preußischen Armee 1745—1756. Kriegsgeschichtliche Einzelschriften, hrsg. v. Gr. Generalstab Heft 28/30. 1900. S. 665 Anhang Nr. 23 mit Recht Berenhorsts diesbezügliche Zeugnisse verworfen — freilich mit Unrecht wegen purer Gehässigkeit.

[82]) Vgl. Betrachtungen S. 253 f., ferner Nachlaß I 149 ff. und II 200 ff.

[83]) Betrachtungen S. 57—60.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0196

mäßigen Präponderanz des Militärs im Staate gemildert, „unstreitig zum Besten des Landes; aber — der nun nicht mehr so begünstigte Soldat glaubte sich auch nicht mehr so vornehm: mit dem Übermute sinkt der Mut leicht. Landräte und Obrigkeiten wachten in den Provinzen über die Gelderpressungen der Inhaber von Regimentern und Kompagnien, wogegen diese ihre ausländischen Rekruten zwar nicht so teuer wie vorhin zu erkaufen brauchten, aber auch schlechtere Ware anschafften“[84]). 1756 war das preußische Heer zwar doppelt so stark wie 1740, aber „der Geist war fort“[85]). Wenn Berenhorst dabei Dünkel, Hochmut und Stockprügel zu den untrennbaren und nützlichen Eigenschaften dieses Geistes zählte, so erinnert das freilich etwas an Kant, wenn er von der Kriegstapferkeit als einer Tugend der Wilden redete, und zeigt deutlich die Wertung dieses Kriegerstandes, aber Berenhorst hielt jenen Kriegergeist doch wohl für den richtigen und angemessenen nur angesichts der damaligen Taktik, nicht aber für den absolut idealen, wie ihn die Griechen besessen hatten. Auch für die Zukunft verlangt Berenhorst nicht eine neue Zuchtschule des Alten Dessauers; denn inzwischen hat der Geist der Zeit andere Vorstellungen von Menschenwürde und Vernunft erzeugt, die auch schon unwillkürlich einen mildernden Einfluß auf die kriegerischen Sitten ausgeübt hätten[86]), aber von den Regierungen nicht beachtet wurden[87]). Vor allem machte es Berenhorst Friedrich dem Großen zum Vorwurf, hier nichts getan zu haben: „Friedrich bauete mit großem Kunstverstande und gutem Erfolge an seinem Heere unermüdet fort; ... Den zweiten Teil der Cultur, den,

[84]) S. 63 f.

[85]) S. 93. Es bedarf wohl nicht des Hinweises, daß sowohl der Vorwurf, 1756 sei der Geist der preußischen Armee nicht mehr auf der Höhe gewesen, wie der, daß das Übergewicht des Militärs im Staate unter Friedrich dem Großen aufgehört habe, unbegründet ist. Immerhin ist richtig, daß Friedrich sich bemüht hat, diese Präponderanz etwas einzudämmen.

[86]) So Betrachtungen S. 71: „Des Prügelns ward weniger; doch glaube ich, nicht sowohl auf Ordre, als wegen zunehmender Humanität.“ S. 92: „Von dem österreichischen Erbfolgekrieg ... ist etwas Vorzügliches bemerkenswert. Seit Verbrennung der Pfalz, als von einem extremen Punkte, hatte Humanität angefangen, sich in die Kriege der Europäer zu mischen ... Zwischen den entgegengesetzten Vedetten ackerten und ernteten die Landleute, und beladene Frachtwagen gingen quer durch die Vorposten, von Streifpartien unversehrt.“ Ferner S. 123: „Eine mildere Atmosphäre von Menschlichkeit schien hoch über den Qualen der Zerstörungen unseres Vaterlandes zu schweben; auch schoß und tummelte man sich nicht ohne Höflichkeit, und ohne gewisse Gepränge des Anstandes herum. Das Gefangenwerden und nachherige Entlassen aufs Ehrenwort hätten beinahe Reize gewonnen.“

[87]) Betrachtungen S. 74.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0197

welcher der Taktik allein Leben giebt und geben kann, vernachlässigte er. Ich vermag nicht zu entscheiden, ob Ursachen ihn davon abhielten, oder ob königliche Fahrlässigkeit und Geringschätzung daran Schuld waren; aber es leuchtet hervor, daß Mut und Geist, der innere Wert ohne gesunde Pflege blieben; denn Schauspielerstücklein und Flitterfedern können wir nicht in Anschlag bringen. Er untergrub vielmehr durch widerartige und fremdartige Sitten eine Volksbeschaffenheit, welche besser auszubilden, sein Jahrhundert ihn aufforderte"[88]). Nicht einmal bemerkt habe Friedrich die geistige Wandlung: „Oft war ihm der Geist der Zeit in den Weg getreten, ohne daß er dieses in Nebel gehüllte Gespenst hätte zu fassen bekommen können. Es war auch damals noch den meisten Sterblichen unkennbar und wuchs mitten unter ihnen im Verborgenen. Und wie hätte ein mit Vorurteilen erfüllter Monarch, der, vermöge seiner langen Praktik unumschränkter Gewalt, von dem Volke, welches ihm gehorchte, nichts kannte, als dessen große Duldsamkeit, wozu er in der Einbildung noch Trockenheit des Geistes und Eingeschränktheit des Verstandes fügte, diese Erscheinung verstehen sollen! Auf den Gang der sich bei unserer Nation mehrende Einsichten, der entstandenen Mannigfaltigkeit gemachter Bedürfnisse, und der um sich greifenden Leidenschaft, alle nur mögliche Genüsse mitzunehmen — von ihm selbst aufgereizt — merkte er nicht. Solche Kenntnisse lassen sich von einem Thronbesitzer, der in dieser Eigenschaft als ein Wesen fremder Art ausgeschlossen von aller gewöhnlichen Belehrung lebt, durch keine anderen Mittel als durch das Lesen einheimischer Schriften oder durch den Umgang mit den ausgezeichnetsten Männern der Nation erlangen. Zu seinem Nachteil standen dem spröden König diese Mittel nicht an; statt ihrer verfertigte er sich eigensinnige, falsche Begriffe von dem Charakter der Deutschen, und suchte bei ihnen nicht vorhandene Empfänglichkeiten oder längst verschwundene Irrtümer"[89]). In dieser Form war der Vorwurf allerdings unberechtigt. Tatsächlich war Berenhorst in dieser Hinsicht ein wenig seiner Zeit voraus, indem er aus den Ideen der Humanität und der gewaltsamen Natur des Krieges die Konsequenzen zog. Der Zeitpunkt, zu dem er mit diesen Ideen hervortrat, war aber durchaus der richtige. Unwillkürlich standen sie wohl auch unter dem Einfluß der französischen Revolution, sind aber nicht ein Erzeugnis dieses Einflusses. Indem Berenhorst sie auf die Vergangenheit, die er noch selbst erlebt hatte, anwandte, gab er von dieser ein verzerrtes Bild. Überflüssig zu sagen, daß er über den Typus des „gelehrten" Offiziers und die Be-

[88]) Betrachtungen S. 74 f.
[89]) S. 176, vgl. auch S. 119.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0198

mühungen eines Saldern und Lascy um die Verfeinerung der Taktik in Preußen und Österreich, die er eingehend schilderte, nur ungünstig urteilte[90]). Im Grunde kam es hier auf eine ganz wahre und objektive Darstellung der Verhältnisse gar nicht an. Es genügte, wenn die mit Spott und übertreibender Kritik gezeichneten Bilder einen wahren Kern trafen; und das war durchaus der Fall. Wir wissen aus Boyens Erinnerungen, aus Scharnhorsts Schriften und zahlreichen amtlichen und privaten Äußerungen der Zeit, daß die Methode der Auslandswerbung für die gesamte preußische Armee — statt wie vor dem Krieg von den einzelnen Regimentern selbständig — mit den zugebilligten Ausnahmen nach Maßgabe des Wohlverhaltens der Regimenter im Kriege, die Handhabung der Beurlaubungen usw. das Niveau der Truppe herabdrückten[91]), daß die Desertion bei einzelnen Truppenteilen stark um sich griff[92]) und der Dienst im zwecklosen Kleinkram erstickte[93]). Die geringe Besoldung der Offiziere machte nach Berenhorsts Auffassung Unordnungen unumgänglich[94]). Hatte er dabei noch in den Betrachtungen gehofft, Friedrich Wilhelm II. sei im Begriff, den Übelständen abzuhelfen, so mußte er später bekennen, daß dies ein Irrtum gewesen war[95]). In einem jedoch seien die Preußen immer noch allen anderen überlegen: „Unter allen Bereicherungen gesuchter Vervollkommnung der Kunst liegt der Satz des ungesäumten Daraufloßgehens, womit Leopold, der erste ihrer Lehrer, sie begabte, bei ihren taktischen Vorkehrungen, besonders bei den Evolutionen ihrer Reiterei, doch immer noch unverkennbar zum Grunde“[96]). Auf diesen Vorzug der Preußen kam er in der Folge immer wieder zurück, und er erhoffte noch 1806 alles von ihm[97]).

In dieser Richtung bewegen sich Berenhorsts Urteile über Heer-

---

[90]) Von hier aus erschien ihm später — vor 1806 — sogar die Kriegführung des Siebenjährigen Krieges als nachahmenswert in ihrer Natürlichkeit. Vgl. Nachlaß II 265 f.

[91]) Betrachtungen S. 178 ff. Dazu Jähns, Geschichte der Kriegswissenschaften III 2225 ff.; Jany, Geschichte der Preußischen Armee III 5 und Gefechtsausbildung der preußischen Infanterie von 1806 S. 8 f.; Lehmann, Scharnhorst. Leipzig 1886/87. II 138.

[92]) Vgl. auch Lehmann, Scharnhorst II 75 und 79.

[93]) Lehmann, Scharnhorst I 226 f.

[94]) Betrachtungen S. 180 f.

[95]) Vgl. Nachlaß II 185 f.

[96]) Betrachtungen S. 286. Er billigt deshalb auch unbedenklich der Offensive den Vorzug vor der Verteidigung zu; vgl. Betrachtungen S. 335 und Nachlaß II 128 und 290.

[97]) Vgl. z. B. Nachlaß II 254.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0199

führer und Generale und die diesen notwendigen Eigenschaften. Dabei ist merkwürdig, daß die anfänglichen Schilderungen eines Gustav Adolf oder Bernhard von Weimar, bei denen er sichtlich unter dem Einfluß der zeitgenössischen Theoretiker wie Guibert stand, nichts von einer Wertung der Charaktereigenschaften erkennen lassen, wie sie sich etwa in seiner Schilderung des Alten Dessauers äußert: „Was auf den Gegenstand, mit welchem wir uns beschäftigen, Einfluß hat, ist die Folge, welche der Fürst, mit dunkler Durchschauung, aus seinen Erfahrungen scheint gezogen zu haben, der Schluß: daß es eigentlich das Feuer sei, aber physisches mit moralischem verbunden, welches den Sieg zubereite, und daß, man sage, was man wolle, gut schießen, rasch laden, Unerschrockenheit und mutiger Angriff sicherer zum Ziele führen, als — alle Gelahrtheit“[98]). Nicht daß Berenhorst den Wert militärwissenschaftlicher Vorbildung für den Offizier überhaupt geleugnet hätte — so mißverstand ihn Massenbach, und er hat sich nachdrücklich dagegen verwahrt —, aber er wandte sich gegen die allzu einseitige Überschätzung derselben in Theorie und Praxis. Von hier aus wurde er sogar Friedrich dem Großen gerecht: „Das war jedoch nicht zu erwarten und liegt im Verhängnisse, daß die preußischen Völker nach der ersten Niederlage, welche sie erfuhren, nicht stärker entmutet sein würden. Ein paar Tage nach dem Treffen bei Kolin war es der König am allerwenigsten vom ganzen Heere; vielmehr geht hier das wahre Heldenmäßige seines Betragens recht an“[99]). Er meint auch, „ein Mann, der sich von den Fesseln des Herkommens frei zu machen wüßte, der Naturalist, welcher sie niemals getragen“ fänden sich besser in der Wirklichkeit des Krieges zurecht als die „Anbeter der Kunst“, die „die günstigste Gelegenheit entwischen lassen, der einzigen Absicht wegen, in regelmäßiger Figur zu erscheinen“[100]). Feldherrentum vollends müsse angeboren sein. Das fand er an Napoleon bestätigt[101]). Auch später hat er immer wieder in seinen Briefen betont, wie es im entscheidenden Augenblick nicht auf das wohlbedachte Kalkül, das den Vorsichtigen nur hemmt, sondern auf die klare Entschlossenheit des Handelns ankommt[102]); und als ihm Valentini von Clausewitz schrieb: „Der Operationsplan ist bei ihm nichts wesentliches; denn er behauptet: wer einen guten Operationsplan gemacht, habe noch eben kein großes Meister-

[98]) Betrachtungen S. 54 f.
[99]) Betrachtungen S. 96.
[100]) S. 262, vgl. auch S. 341 und 358 Anm. 3.
[101]) S. 150.
[102]) Nachlaß II 195 f., 202, 211, 265.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0200

stück gemacht", da antwortete Berenhorst, er sei beinahe derselben Meinung[103]).

Hatte Berenhorst seine Betrachtungen begonnen mit der ausgesprochenen Tendenz, den Unwert eines jeden Systems der Kriegskunst mit Feuerwaffen aufzuzeigen, so war nach und nach neben diese Tendenz das Bedürfnis getreten, praktische Vorschläge zu machen, was man denn nach Aufgabe des Systems der gegenwärtigen Taktik tun solle, um im Kriege bestehen zu können. Mit den Kriegen der französischen Revolution war, so äußerte er selbst in der Einleitung zum ersten Teil seiner Betrachtungen nicht ohne lebhaftes Bedauern, eine neue Kriegsperiode angebrochen, die in der Art der Kriegführung die früheren Feldzüge des 18. Jahrhunderts an Heftigkeit weit übertraf. Das Problem der neuen Kriegführung gewann damit und seit dem Auftreten Napoleons eine dringliche Realität, und Berenhorst selbst stellte unwillkürlich die ursprüngliche Tendenz hinter praktischen Erwägungen über die augenblickliche Lage der Kriegskunst zurück. Gewiß gab er die Tendenz nicht auf, aber daneben betonte er stärker diejenigen Elemente, die nach seiner Meinung die Natur des Krieges ausmachten. Man hat vielfach gemeint, Dietrich Heinrich von Bülow habe die positive Ergänzung zu dem negativen Ergebnis absoluter Skepsis Berenhorsts gegeben in seinem System der Basis und der Operationswege mit bestimmten Winkeln[104]). Berenhorst selbst erkannte wohl das Richtige an dem Gedanken Bülows an, aber das System lehnte er ab[105]). „Grundsätze — so notierte er sich später einmal — sind gut genug für diejenigen, welche verstehen, selbige so, wie es die Melodie des Stückes erfordert, gleich den Tasten eines Klaviers zu brauchen oder ruhen zu lassen"[106]). Bülows Ideen bedeuteten, wenn auch von der Lektüre der Betrachtungen angeregt, nicht eine Erweiterung derselben, sondern

[103]) Nachlaß II 336. Daß Berenhorst dabei so vorsichtig seine Zustimmung formulierte, lag offenbar daran, daß Valentini mit offensichtlicher Skepsis über die Ansichten Clausewitzs geschrieben hatte (Valentini an Berenhorst 10. Juni 1812). Vgl. auch Clausewitz, Hinterlassene Werke III 254.

[104]) Dieser Irrtum hat die gesamte Literatur über Berenhorst seit Meerheimb, Berenhorst und Bülow, in Historische Zeitschrift VI 76 ff. beherrscht und wird auch noch von Rothfels, Clausewitz S. 44 ff. trotz einer im allgemeinen zutreffenden Gesamtauffassung von dem Wesen Berenhorsts vertreten.

[105]) Vgl. Nachlaß II 199. In diesem Zusammenhang sei auch an die Kritik des Systems Jominis (Nachlaß II 296) erinnert. Auf die Abhängigkeit Jominis von Bülow gerade im Systematischen hat R. v. Cämmerer, Die Entwicklung der strategischen Wissenschaft im 19. Jahrhundert; Berlin 1904, S. 26 ff. mit Recht hingewiesen. Tatsächlich hat Jomini lediglich die Denkformen der Kriegstheorie des 18. Jahrhunderts auf Napoleon übertragen.

[106]) Beilage zum Schreiben an Valentini vom 15. Juli 1812.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0201

einen Rückfall in die Systematik, die Berenhorst hatte zerstören wollen. In welcher Richtung die positive Ergänzung zu seiner negativen Feststellung lag: Der Krieg ist unberechenbar, das hat er selbst ganz klar gesagt, wenn er dem „zu großen Reichtum des Wissens" den „Satz des ungesäumten Drauflosgehens" gegenüberstellte und von dem Feldherrn statt aller Manövrierkunst die Fähigkeit forderte, „sich den plötzlichen Begebenheiten zu überlassen, die Anerbietungen des Moments zu nützen und vom Drange der Umstände selbst elastische Kräfte zu nehmen"[107]). Gewiß darf man nicht zu viel daraus folgern[108]), gewiß überwog dabei die in ihrer ursprünglichen Tendenz sich äußernde rationalistische Skepsis. Daß diese Feststellung aber nicht bloße Resignation, nicht allein eine Kapitulation des Verstandesmenschen vor der Urgewalt des Krieges mit seinem schlechthin irrationalen Element des Kampfes darstellt, das zeigen seine positiven Vorschläge zur Umbildung der Heeresverfassung[109]).

Es ist schon darauf hingewiesen worden, wie Berenhorsts Kritik das Fehlen des wahren Kriegergeistes bemängelte, und hier lag denn gerade das Positive, das er zu geben hatte: Die Kriegskunst, so meinte er offenbar, ist unrettbar verloren, das einzige, was wir tun können, ist, uns in einen Zustand zu versetzen, daß wir o h n e Kriegskunst siegen können. So zielten seine Vorschläge auf eine grundlegende Änderung der Heeresverfassung hin.

Die erste Forderung Berenhorsts ist: Da die Soldaten ein Interesse an der Sache haben müssen, für die sie fechten, so dürfen sie nicht zum Kriegsdienst gezwungen werden. Um aber ungezwungene Soldaten zu erhalten, müsse man die Dienstzeit begrenzen. Man werde schon genug Freiwillige finden, die das stehende Heer zu bilden hätten; denn dieses

[107]) Betrachtungen S. 285 f. und 341. Vgl. auch Nachlaß II 128.

[108]) Vgl. Rothfels, Clausewitz S. 45, der jedoch nun in das andere Extrem verfällt und jene Äußerungen für nahezu bedeutungslos erklärt.

[109]) Diese Vorschläge finden sich bereits im 2. Teil der Betrachtungen (S. 342 ff.). Sie blieben jedoch zunächst so gut wie unbeachtet, da die negative Seite das meiste Aufsehen erregte. Deshalb hat Berenhorst seinen Vorschlägen 1805 noch die Aphorismen (Betrachtungen, 3. Aufl. S. 509 ff.) gewidmet. Er schrieb darüber auch am 7. Mai 1805 an Valentini. Von einer „Ermäßigung, die der über die Wirkung seiner Schrift selbst einigermaßen betroffene Autor ihr nachträglich gegeben" habe (Lehmann, Scharnhorst I 213), kann keine Rede sein. Das hat auch Scharnhorst selbst in seiner Abwehrstellung gegen die Kritik an den stehenden Heeren gar nicht richtig gesehen. Später ist übrigens Scharnhorst mit Berenhorst in Verbindung getreten, doch ist von ihrem beiderseitigen Briefwechsel leider nichts erhalten. Vgl. Scharnhorst, Briefe. Hrsg. von K. Linnebach Bd. I 1913 S. 260. Auch der Briefwechsel zwischen Berenhorst und Valentini sagt merkwürdigerweise hierüber nichts.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0202

dürfe nicht zu groß sein: „Große stehende Heere, wenn sie auch sonst kein Übel wären, reizen nur zu Angriffskriegen, auf Kriege aber folgen von nun an Revolutionen“[110]). Außerdem überstiegen die Kosten die Leistungsfähigkeit des Staates, der sich auch nur wieder an seine Untertanen halten könne und so den eigenen Wohlstand an seiner Wurzel zerstöre. Für Preußen und Österreich genügten Heere von je 100 000 Mann. Falls die Staaten nur Verteidigungskriege zu führen hätten, brauchte es nicht einmal so viel. Für ihre Ergänzung schlägt Berenhorst Erziehungsanstalten für Soldatenkinder vor, in die auch „andere Knaben aus der ganz armen Klasse des Volkes“ aufgenommen werden könnten. Da habe man dann eine natürliche Pflanzschule des Kriegerstandes. Für den Fall einer feindlichen Invasion aber soll die Bevölkerung, die nicht mehr so wie früher gedrückt und ausgesaugt ihr Eigentum um so viel feuriger verteidigen würde, zur allgemeinen Landesmiliz aufgeboten werden und dem stehenden Heere als Rückhalt dienen.

Für das stehende Heer verlangt Berenhorst nur solche Übungen, die für die Praxis des Krieges von Wert seien. Er fürchtet dabei den Einwand, daß dann die Truppe nicht mehr hinreichend beschäftigt werden könne, und schlägt hier Wege- und Brückenbau, Anlage von Festungen u. ä. als nützliche Beschäftigungsmittel vor[111]). Die Offiziere sollten eifrig Geländestudien treiben und nicht nur Landkarten studieren[112]). Dazu kommen Vorschläge für eine bessere Bekleidung und Bewaffnung. Es wurde schon darauf hingewiesen, welchen Wert Berenhorst dem Nahkampf als dem Kernstück der Schlacht zumaß und wie er seine Umgehung durch die Feuertaktik mißbilligte. Vor allem hielt er hierbei das Bajonett für die Ursache dieser Entwicklung. Diese Waffe, auf das Gewehr aufgepflanzt, sitze nicht fest genug und sei nicht lang genug, um etwas damit ausrichten zu können. Er machte darauf aufmerksam, wie es nur die spanischen Reiter gewesen wären, die die feuernden Russen vor dem wütenden Ansturm der undisziplinierten Türken geschützt hätten, und diese hielt er für einen Ersatz für bessere Nahkampfwaffen. Allen Ernstes forderte er die Wiedereinführung der Piken, um den Soldaten eine solche Waffe in die Hand zu geben[113]). Die neuen Pikeniere sollten die Musketiere im Nahkampf schützen und den Ansturm unwiderstehlich machen[114]).

---

[110]) Betrachtungen S. 210.

[111]) Betrachtungen S. 342 ff.

[112]) S. 344.

[113]) Allerdings stand Berenhorst mit dieser Forderung nicht allein. Vgl. Lehmann, Scharnhorst I 50 ff.

[114]) Betrachtungen S. 324 ff., 363, 410, 518 ff.; ferner Nachlaß II 269 und 327.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0203

Man sieht, das sind die Gedanken eines klugen Fachmannes, der schon geraume Zeit aus der Praxis heraus ist und die Erscheinungen seiner Zeit mit Aufmerksamkeit, aber auch mit Voreingenommenheit beobachtete. So führten ihn diese notwendig auch zu verschiedenen absurden Vorschlägen. Der Kern aber erwies sich als berechtigt und richtig. Der Hauptgedanke eines stehenden Heeres mit dem Rückhalt des Volksaufgebotes war auch die Grundlage des preußischen Wehrgesetzes von 1814, und Berenhorst war sich dabei sogar vollkommen klar, daß eine ganz seinen Wünschen entsprechende Kriegführung erst mit Abänderung der Staatsverfassung möglich sein würde. Die „Ursachen, welche veranlassen könnten, daß jeder Staatsbürger wieder, wie ehemals, auch Staatsverteidiger würde", begännen „nur erst über den Horizont ein wenig empor zu blicken". Aber er meinte: „Die Zeit wird erscheinen, wenn die Monarchien Constitutionen haben, und die Monarchien, kraft dieser Constitutionen ihres eigenen Werkes, in dem Besitztum ihrer Vorrechte sicher, mit der bestimmten Kenntnis derselben die Kenntnis ihrer Regentenpflichten verbindend, die Gegenrechte ihrer Untertanen ehren, die Untertanen aber, der Wohltat der ihnen geschenkten Constitutionen wegen, die Monarchen lieben, und beide zueinander volles Vertrauen haben werden. Hierin und sonst nirgends liegt das Gute, welches aus den gegenwärtigen Trübsalen hervorgehen kann, die einzige Hoffnung, welche dem trauernden Menschenfreunde übrig bleibt.... Das XIX. Jahrhundert wird dieses Thema in völliges Licht setzen, nachdem zuvor die Not zur Ergreifung desselben wird hingestoßen haben"[115]). Berenhorst weiß auch, daß diese Umwandlung die Humanität der Kriegführung beeinträchtigen wird. Aber da das Wesen des Krieges inhuman ist, so müsse rücksichtslos „ohne Rast und Ruhe aufs Alleräußerste" gegen den Feind vorgegangen werden. Doch dürfe der Krieg auch eine humane Seite haben „und diese den unschuldigen Bewohnern der Städte und Dörfer zukehren". Das falle unter das Völkerrecht, und der Feldherr ehre sich selbst, wenn er es in Ehren halte[116]). Andererseits sei auch das eigene Menschenmaterial im Kriege nicht zu schonen, wenn es darauf ankomme[117]). Doch müsse dazu die Behandlung der Truppen durchaus human, die Strafen weder entehrend noch das menschliche Gefühl abstoßend sein[118]). Hier trafen sich Berenhorsts Gedanken ganz mit denen der preußischen Reformer,

[115]) Betrachtungen S. 342 f.
[116]) Betrachtungen S. 414.
[117]) S. 354 Anm.
[118]) S. 345.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0204

und diese Übereinstimmung zeigt, daß die Zeit nach einer Wandlung des Soldatenstandes verlangte[119]).

4.

Bedeutsam erscheint bei alledem, daß diese Vorschläge erst in dem 1798 erschienenen zweiten Teil der Betrachtungen dargelegt wurden. Zweifellos dürften die Zeitereignisse auf sie einen gewissen Einfluß ausgeübt haben. Immerhin lagen sie in der Richtung der schon im ersten Teil geäußerten Ansicht von dem Unwert der künstlichen Kunst und dem Wert des Geistes und der Stimmung der Heere. Berenhorst spürte natürlich, daß sich eine Wandlung in der Kriegführung vollzog, aber er erkannte auch später nicht, in welchem Maße gerade er und seine Zeit an dem entscheidenden Wendepunkt standen. Einen grundsätzlichen Unterschied zwischen der Kriegführung Friedrich des Großen und Napoleons sah er nicht. In der „Revolution" der Kriegführung, die er erlebte, hielt er Friedrich für den Urheber und Napoleon für ihren Vollender[120]). Gemeint war damit zweifellos, daß Friedrich der erste gewesen war, der mit einfachen und starken Mitteln die Methodik der Kriegführung zu überwinden trachtete. Aber übersehen wurde dabei, was doch eigentlich dem Verfasser der Betrachtungen hätte besonders nahe liegen müssen, daß gerade erst die politische und soziale Umwälzung der französischen Revolution eine Kriegführung im Stile Napoleons ermöglichte, daß Heere, „welche nach dem Systeme der Völkerwanderung operierten"[121]), zur Zeit Friedrichs nicht existieren konnten. Berenhorst blieb zudem eigentümlich befangen in den militärisch-technischen Vorstellungen der friderizianischen Epoche, so daß man sagen muß, es war nicht so sehr die Empirie der Revolutionskriege wie die Gedankenarbeit des Theoretikers, die ihn an Rahmenheer und Volksaufgebot erinnern ließ.

Diese Haltung wird erläutert durch spätere Äußerungen von ihm über die Zeitereignisse. Die plötzlich und unerwartet in die Erscheinung tretende Überlegenheit der Revolutionsheere verlangte natürlich nach einer Erklärung. Berenhorst fand sie weniger in positiven Vorzügen auf ihrer Seite als darin, daß die ihnen entgegengestellten Truppen der Verbündeten nichts mehr taugten: „Die Ohnehosen sind aufgeregt und waren zornig. In einem solchen Gemütszustand bewegt der Mensch Lasten, die er bei kaltem Blut liegen läßt. Was sind die heutigen Soldaten? Wer sie Söldner nennt, tut ihnen Unrecht, weil

[119]) Vgl. Lehmann, Scharnhorst II 203 und F. Meinecke, Boyen I 1896 S. 178.
[120]) Nachlaß I 31, zuerst abgedruckt: Annalen des Krieges III (1806) S. 25.
[121]) Vgl. Nachlaß II 287.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0205

sich dieser Sold bei den gegenwärtigen Preisen der Dinge beinahe auf nichts reduziert. Söldner, Lohnsoldaten waren die leichtsinnigen Taugenichtse, die lustigen Kriegsgurgeln der vorigen Jahrhunderte, die dem Kalbfell folgten, um Beute zu machen. Unsere Soldaten sind arme Muttersöhne, die bis zu dem schreckensvollen Momente, wo man sie ihrer Hütte ... entriß, vor Degen und Kanone erzitterten und den Soldatenstand als das größte Übel und Unglück, das ihnen begegnen konnte, betrachteten. Und sie betrogen sich auch keineswegs, denn während sie darin stecken, sind Sklaverei, unmenschliche Strapazen, Hunger und Kummer ihr Loos. Wo soll da der Mut, der Feuereifer herkommen, der mit angespannten Nerven stürmt, einhaut? Diese Exaltation des Geistes, oder kriegerische Wut steht mit den Nahrungsmitteln mehr im Verhältnis, als mancher Feldherr einzusehen vermag"[122]). Das lag an sich ganz in der Richtung der Kritik der Betrachtungen, aber es ließ doch die von Berenhorst selbst dort vorgeschlagenen Mittel zur Schaffung eines neuen Geistes der Kriegführung im Unklaren und betonte zu sehr das Materielle. Bald leugnete er überhaupt, daß die Taktik der Franzosen sich von der Friedrichs und Salderns wesentlich unterschiede[123]), bald bezeichnete er die aufgelöste Taktik der Franzosen — nicht unrichtig — lediglich als Notgeburt der Volontärs. Das Tiraillieren hielt er jedoch für dasselbe wie das verpönte Plackerfeuer der friderizianischen Schlacht[124]), und er meinte, die Erfolge der Franzosen beruhten darauf, daß ihr Nationalcharakter dieser Taktik entspreche. Der Deutsche dagegen „kann nicht wohl anders als in geschlossener Ordnung, in Bataillonen, Schwadronen fechten; darum und deswegen sollte er sich Pike und Schwert wieder anschaffen, dabei aber dennoch, zum Notbehelfe, seine Scharfschützen (sogenannte) behalten"[125]). Erst in einem Briefe aus dem Jahre 1812 findet sich die Bemerkung, daß die Kriege des 18. Jahrhunderts deshalb anderer Natur

---

[122]) Nachlaß I 183.

[123]) Nachlaß II 315: „Napoleons Krieger begnügen sich in diesem Punkte, nämlich der Elementartaktik, noch immer mit dem, was Friedrich und Saldern ergrübelten und Fähnrich Pirch, der Vater des Renegaten, von Potsdam nach Versailles brachte und dort lehrte." Ferner ebda. II 312, Napoleon sei überhaupt kein taktisches Genie.

[124]) Nachlaß II 245 f.

[125]) Nachlaß II 169. Ähnlich in dem Aufsatz „Wie sollten wir es machen? Und wie haben wir's gemacht?", zuerst veröffentlicht in der Minerva Bd. 56 (1805) S. 436 ff., am Schluß: „Unsere Leute sind nun einmal keine Franzosen, sollen es auch nicht sein. Statt diesen nachzuahmen, gebe man jenen Waffen und Taktik, auf kräftige Wirkung gegen die Waffen und Taktik, mit welchen sie überwunden wurden, berechnet ..." (Nachlaß I 166), und in einem Schreiben

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0206

gewesen waren, weil man die Soldaten schonte, „nicht etwa aus Menschenliebe oder Mitleiden, nein: sie waren nicht anders als mit manchen Umständen unter die Fahnen zu schaffen; das Bezahlen und Ernähren war noch schwieriger. Aus diesen Ursachen war das Elend, was man sie erdulden ließ, gemäßigter und minder in seinen Graden; man bedachte sich mehr, sie unter die Kartätschen zu schicken". Jetzt aber sei von Schonung des Menschenmaterials keine Rede mehr: „Verliert Napoleon viel, so läßt er viel konskribieren ... Wie dieses seinen Vasallen bekommt, c'est le cadet de ses soucis." Aber auch hier findet sich wieder die Ansicht, daß zu solchen Opfern wohl die „französischen republikanischen Heere, von dem Phantom der Freiheit exaltiert, und ihre Eitelkeit mit Lobpreisungen gekitzelt" bereit gewesen wären, daß Deutsche aber niemals so viel sich hätten bieten lassen, vielmehr auseinander gelaufen wären[126]). Und als 1806 die Preußen gegen Napoleon zu Felde zogen, rief er ihnen zu: „... ahmt den Franzosen in keinem Stücke nach, seid Deutsche, seid Preußen des Siebenjährigen Krieges!" Dabei sah er die Hauptstärke der Preußen in ihrer Kavallerie, der die Franzosen nichts gleichwertiges entgegenzusetzen hätten, eine Ansicht, die nicht unberechtigt war, aber doch in ihrer Einseitigkeit von einer eigentümlich schiefen Vorstellung der Verhältnisse zeugt[127]). Die Berücksichtigung des Nationalcharakters in dieser Weise zeigt deutlich Berenhorsts Unklarheit über die Eigentümlichkeit Napoleonischer Kriegführung. Darüber hinaus offenbart sie eine Gebundenheit an veraltete Anschauungen, die lebhaft an den Geist des preußischen Ober-Kriegs-Collegs von 1806 erinnert[128]). Man sieht also, wie das an frideriziansche Schlachtbilder gewöhnte Auge Berenhorsts die neuen Erscheinungen des Krieges nicht deutlich wahrzunehmen vermochte.

Allerdings die Geradlinigkeit, Einfachheit und Rücksichtslosigkeit der Strategie Napoleons erschien ihm neu, aber er hielt sie offenbar nur für gradmäßig von der Friedrichs verschieden; und wenn er Friedrich gelegentlich verteidigte, daß er nicht in demselben Maße kühne Operationen ausgeführt habe, so führt er die geographische und politische

an Valentini, der für die Tirailleure eingetreten war, gibt er der Überzeugung Ausdruck, „daß wir Deutsche, vermöge unseres Nazional-Karakters, keine dergleichen — versteht sich, mit denen etwas Entscheidendes auszurichten wäre — haben können" (an Valentini 8. VI. 1806).

[126]) Nachlaß II 349 f.

[127]) Nachlaß II 255 f. Über die Bewertung der preußischen Kavallerie auch Betrachtungen S. 62 f., 71 und 516.

[128]) Vgl. das Promemoria über die bei der Mobilmachung und Zusammenziehung der ganzen Armee im Herbst 1805 sichtbar gewordenen Mängel, im Auszug bei Lehmann, Scharnhorst II 147 f.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0207

Lage, nicht aber die Unterschiede des Heerwesens an, und zwar trotzdem Valentini, der diese Frage angeregt hatte, ganz deutlich die Ersatzfrage in den Vordergrund gestellt hatte[129]). Andererseits legte er an die neuartigen Kriege wieder die Maßstäbe einer vergangenen Epoche an, wenn er z. B. nach der Niederlage Preußens 1806 empfahl, man hätte es bei Jena ebenso machen müssen, wie Friedrich der Große bei Liegnitz; dann wäre es Davout noch schlechter ergangen als Laudon, und Napoleon hätte über die Saale zurückgehen müssen[130]). Oder er meinte, da die Franzosen stets „ohne Magazine ins Gelag hineinlaufen"[131]), Napoleon sei es zu umständlich gewesen, „sich mit Anlegung von Magazinen einzulassen, vielmehr ist der Anfang seiner Unternehmungen stets dahin gerichtet, sich der feindlichen Vorräte zu bemächtigen und davon zu leben und seinem Gegner das mit Mühe und Kosten Gesammelte zu entziehen; so wie es ihm dann auch bei der mutvollen und raschen Ausführung seiner wohl berechneten Entwürfe stets geglückt ist"[132]). Erst 1810 wußte er etwas von „den heutigen Requisitionen" zu sagen, machte nun aber wieder das Magazinwesen insgesamt der Vergangenheit als unpraktisch zum Vorwurf, ohne dessen damals noch sich voll auswirkende Ursachen zu berücksichtigen[133]). So erscheint jetzt Friedrich der Große bei ihm in noch ungünstigerem Lichte als in den Betrachtungen[134]). Von der Korpseinteilung der Franzosen, die doch einen Hauptbestandteil der neuen Strategie bildete, hielt er gar nichts und behauptete: „Unsererseits ist diese Einrichtung eine hirnlose, belachenswerte Nachäfferei ohne allen erweislichen Nutzen ..."[135]). Nur den Glauben an die früher so beliebten Positionen hatte Berenhorst auf Grund der Revolutionskriege völlig aufgegeben; aber warum? Weil eine jede umgangen werden kann[136]).

Noch erstaunlicher aber sind seine Urteile über die preußische Reform in den Jahren nach 1806, die sich doch ganz in der Richtung seiner in den Betrachtungen geäußerten Vorschläge zur Änderung der Heeresverfassung bewegte. Zwar läßt sich verstehen, daß er über Stein geringschätzig urteilte. Der Reichsfreiherr, der scheinbar in Münster „hochadelige Ungezogenheiten" verteidigt hatte, mußte dem aufgeklärten Liberalismus

[129]) Vgl. Nachlaß II 315 und 338.

[130]) Nachlaß II 281 ff.

[131]) Nachlaß II 231.

[132]) Nachlaß I 172 „Über den unglücklichen preußischen Feldzug im Oktober 1806" zuerst veröffentlicht in der Minerva Bd. 61 (1807) S. 284 ff.

[133]) Nachlaß II 351.

[134]) Vgl. Nachlaß II 276, 287, 340.

[135]) Nachlaß II 311 ff., etwas milder II 337.

[136]) Nachlaß II 287 und 290.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0208

eines Berenhorst unsympathisch sein, und Berenhorst hatte sich „sehr kleine Begriffe von dem Verstande und den Fähigkeiten des bis jetzt vielbelobten Ministers" gemacht[137]). Aber wenn er Scharnhorst mit der „zu früh geborenen Reorganisationskommission" für „Pfuscher" erklärte, die am verkehrten Ende anfingen[138]), so läßt sich ein solches Urteil doch nur erklären, wenn man seine Informationsquelle berücksichtigt: seinen Freund Valentini. Ein selbständiger und kluger Beobachter hatte dieser als junger Jägeroffizier eine Schrift über den kleinen Krieg verfaßt (1799), und es fehlte ihm nicht an einem gewissen Selbstbewußtsein. Ein wenig auf die Wahrung seiner eigenen Meinung über Krieg und Kriegswesen bedacht, nahm er die Ansichten anderer etwas überlegen und mißtrauisch auf. Er stand York sehr nahe, dessen Vertrauen er sich früh erworben hatte, als er in seinem Jägerregiment stand[139]). Mit Berenhorst, dessen Betrachtungen er sehr hoch schätzte, und dem er seine Abhandlung über den kleinen Krieg übersandte, verband ihn schnell ein intimes freundschaftliches Verhältnis. Die Art, wie er dem älteren Freunde über Ereignisse und Menschen aus seinem Leben berichtete, mußte auf dessen Urteil von Einfluß sein. An Scharnhorst fiel ihm vornehmlich seine Gelehrsamkeit auf, über die er als solche ebenso ungünstig urteilte, wie dies Berenhorst in seinen Schriften getan hatte. Er hatte schon zu denen gehört, die nicht begriffen, daß in Preußen die geborenen Söhne den adoptierten gegenüber zurückgesetzt würden[140]), und Scharnhorsts Wirken blieb ihm auch in den Reformjahren verdächtig. Erst während dieser Zeit kamen die beiden sich näher[141]), aber Valentini hat seine Reserve Scharnhorst gegenüber niemals völlig aufgegeben[142]). Über die Reform schrieb Valentini am 4. Februar 1808 an Berenhorst u. a.: „Von der neuen Organisation der Armee möchte ich Ihnen gern schreiben. Ich bin aber über das wichtigste davon gerade nicht ganz unterrichtet. Ich meine das Avancement, denn die ingenieuse Manier, womit die hoch-

[137]) Nachlaß II 289.

[138]) Nachlaß II 269 f.

[139]) Vgl. J. G. Droysen, York. Leipzig 1913. I 83 f. und passim.

[140]) Valentini an Berenhorst 14. X. 1803. Über Scharnhorsts „Militärische Gesellschaft" 19. IV. 1803. Unter dem 28. III. 1805 sogar: „Der Oberst Scharnhorst ... ist gewohnt, den Mantel auf beiden Schultern zu tragen."

[141]) Valentini an Berenhorst 28. XI. 1808.

[142]) Nach seiner Rückkehr aus dem Kriege 1809, den er in österreichischen Diensten mitgemacht hatte, betrachtete er es als Bestätigung der Gerüchte von Scharnhorsts Rücktritt als Kriegsminister, daß dieser ihm besonders freundlich behandle. Vgl. auch die von Meinecke, Boyen I 168 Anm. wiedergegebenen Urteile über Scharnhorst von 1807 und 1813.

gelahrte Reorganisationscommission die Trümmer der Armee zusammenzusetzen strebt, scheint nur eine Spielerei des Theoretikers S—, des Strategen von Lübeck nehmlich, der sich in seiner Schulmeisterei — denn er ist eigentlich der einzig hochgelehrte in der Commissionsgesellschaft — recht wohl gefallen mag". So hatte allerdings Berenhorst einen völlig schiefen Eindruck von dem ganzen Reorganisationswerk erhalten. Ebenso ablehnend hatte ihm Valentini über Clausewitz berichtet, dessen Nachfolger als militärischer Lehrer des Kronprinzen er 1812 wurde. Er schickte Berenhorst dessen Übersicht über den Unterricht und die „wichtigsten Grundsätze des Kriegführens" mit den Worten zu: „Beikommende Schriften sind von meinem Vorgänger in der Lehrstelle beim Kronprinzen, dem Herrn von Clausewitz. Dieser Mann ist mir im höchsten Grade zuwider. Ich muß aber gerecht seyn. Die Schrift, die er dem Kronprinz gleichsam als Vermächtniß zurückgelassen, enthält viel gutes, obgleich ich nicht alles unterschreiben mögte, und die Arroganz und gewisse eigene Absichten hindurch blicken sehe"[143]). Infolgedessen fiel Berenhorsts Urteil über Clausewitz auch sehr kalt und zurückhaltend aus, immerhin aber erkannte er es als sein Verdienst an, daß er als erster die Napoleonische Methode gut erläutert und faßlich vorgetragen habe, und er bat um nähere Mitteilungen über diese ihn offenbar stark interessierende Persönlichkeit[144]). Freilich wird man es schon als bezeichnend ansehen müssen, daß gerade diese beiden Männer zu einem Freundschaftsbunde sich fanden, der doch von einer gemeinsamen Basis fachwissenschaftlichen Interesses seinen Ursprung nahm. Und tatsächlich tendierten ja die Gedankengänge beider in der Verachtung der Organisation als solcher und der Gelehrsamkeit ihrer Schöpfer, in der Wertschätzung des durch keinerlei Bedenklichkeit gehemmten Führergenies, auf das alles ankomme, durchaus in derselben Richtung. Aber Berenhorsts eigene Ansichten über die nach dem Zusammenbruch zu ergreifenden militärischen Maßnahmen waren doch im Grundsätzlichen jedenfalls nicht so sehr von dem Wesen der Reformpläne verschieden, wie er selbst es meinte. In der Lage Preußens nach 1806 hielt er nur eine Vorrichtung zum Abwarten für möglich, die keine Regimenter, nur Cadres künftiger Scharen und die allgemeine Wehrpflicht vorzusehen habe, um nach dem Wachstum neuer Kräfte eine glückliche Wiedergeburt herbeiführen zu können[145]).

[143]) Valentini an Berenhorst 17. X. 1812.

[144]) Nachlaß II 353 f., vgl. auch Rothfels, Clausewitz S. 155, der aber die Briefe Valentinis nicht kannte. Valentini gab auf die Anfrage Berenhorsts am 30. XI. 1812 eine sehr interessante eingehende Schilderung von Clausewitz.

[145]) Nachlaß I 191 f. und II 270.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0210

Zieht man die Summe aus allen diesen Äußerungen, so wird man aber doch sagen müssen, daß Berenhorst die neue Zeit nicht ganz verstand. Er sah nicht deutlich das Neue, da er obwohl im großen und ganzen weitsichtig und unbefangen urteilend, doch im einzelnen nicht alle Anschauungen der Vergangenheit abstreifen konnte, weil er selbst fern vom praktischen Militärdienst alt geworden war und keine deutliche Vorstellung von dem Krieg der Gegenwart hatte. So mischt sich bei ihm altes und neues und zeigt ein bemerkenswertes Schauspiel geistigen Wachstums über die Zeit hinaus, ohne ihre wirklichen Veränderungen noch ganz im vollen Umfange zu begreifen.

5.

Der ursprünglichen Tendenz seines Hauptwerkes eingedenk hoffte er jetzt, „daß es in diesem gegenwärtigen neunzehnten Jahrhundert noch dahin kommen soll, daß der Krieg durch die Ungeheuerlichkeit der Streitmittel, die er in Anwendung bringt, fernerhin unmöglich werden, sich selbst aufzehren soll. Ist ein — wo nicht ewiger, doch Jahrhunderte dauernder Friede möglich, und soll je der dritte Planet — von der Sonne an gerechnet — aufhören, einem Stalle voll wütender Hunde zu gleichen, so wird dieses scheinbare Mirakel nicht durch das Fortschreiten der Kultur, der Mündigkeit und des Verstandes der unseligen Bewohner dieses Planeten, sondern durch Hunger, Pest, Verödung seiner Oberfläche herbeigeführt werden müssen“[146]). So ist als Grundanschauung Berenhorsts jene von humanen und rationalen Erwägungen getragene Friedenssehnsucht anzusehen, die er mit den edelsten Geistern seiner Zeit teilte[147]). Als dann mit den Revolutionskriegen eine neue Kriegsperiode begann, mußte er die Hoffnung auf Frieden begraben[148]). Es galt den Kampf mit Napoleon, und alle seine militärischen Schriften außer dem ersten Teil der Betrachtungen sind mehr oder weniger unter diesem Gesichtspunkt geschrieben. Freilich blieb er auch hier ein Kind seiner Zeit und verkannte den Unterschied zwischen der Friderizianischen und der Napoleonischen Epoche. Aber er teilte diesen Irrtum mit den meisten Zeitgenossen; man denke an Dietrich Heinrich von Bülow, an Jomini, Valentini oder York. Selbst Napoleon hatte von der doch wesentlich durch ihn hervorgerufenen

[146]) Nachlaß II 335.

[147]) In diese Linie stellte ihn bereits Lehmann, Scharnhorst I 203 ff. hinein.

[148]) So schrieb er 1804: „Der menschenfressende Krieg ... kann keinen abgesagteren Feind als mich haben; demungeachtet erboße ich mich im Geiste, zu sehen, daß eine friedliebende Regierung durch Monate hingehaltener Ruhe sich vielleicht Jahre von Krieg auf den Hals zieht ...“ Nachlaß II 196.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0211

Wandlung des Kriegswesens keine deutliche Vorstellung. Um so bemerkenswerter ist, wie Berenhorst vom Standpunkt des 18. Jahrhunderts aus den Ausblick gewann über seine Zeit hinaus, mit welcher Selbständigkeit und Konsequenz er seine Gedanken von der Unberechenbarkeit des Krieges und der Bedeutung des Geistes der Truppe entwickelte. Man sieht, wie bei Berenhorst nur ganz wenig gefehlt hat zu jener Wendung, die das negative Ergebnis seines Skeptizismus an der Kriegskunst in die positive Anerkennung der Macht des Zufalls gewandelt hätte. Er war letzten Endes doch noch zu sehr im rationalistischen Denken befangen, als daß er die Macht des Zufalls nicht als vorwiegend lästig und deprimierend empfunden hätte. So bezeichnet seinen geistigen Standpunkt nichts klarer, als daß er jene Wendung eben doch nicht vornehmen konnte; denn sie wäre das Entscheidende gewesen. Sie blieb einem größeren, wenngleich nur 22 Jahre jüngeren Zeitgenossen vorbehalten: Scharnhorst, der nicht wie Berenhorst auf dialektischem Wege, sondern im Erleben der Wirklichkeit und im Studium der Geschichte zu dieser Einsicht kam.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0212

400 Jahre Hennebergische Geschichtsschreibung.

Von Wilhelm Engel.

Vorbemerkung: Der freundlichen Anregung von Herrn Staatsarchivdirektor Dr. Walter Möllenberg verdankt dieser Aufsatz die Aufnahme in dieser Zeitschrift; umgeformt und mit Literaturnachweisen versehen, gibt er den Festvortrag wieder, der am 12. November 1932 zur Feier des 100. Jahrestages der Gründung des Hennebergischen altertumsforschenden Vereins in Meiningen gehalten worden ist.

Übersicht: I. Abriß der Bibliographie und Historiographie S. 199. — II. Spätmittelalterliche Geschichtsschreibung S. 203. — III. Genealogische Geschichtsschreibung am Ende des 16. Jahrhunderts S. 206. 1. Spangenberg S. 207. 2. Glaser S. 209. 3. Carolus S. 210. — IV. Polyhistorische Geschichtsschreibung um 1700 S. 212. 1. Juncker S. 213. 2. Geisthirt S. 217. 3. Hönn S. 218. — V. Kirchen- und Schulgeschichtsschreibung im 18. Jahrhundert S. 220. 1. Weinrich S. 220. 2. Thomae S. 221. 3. Krauß S. 222. — VI. Politische Geschichtsschreibung um 1800 S. 224. 1. Gruner S. 224. 2. Genßler S. 226. 3. Schultes S. 227. — VII. Übersicht der Geschichtsschreibung im 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart S. 229.

I. Abriß der Bibliographie und Historiographie.

Eine Bibliographie der geschichtlichen Literatur ist bisher weder für Franken noch für Thüringen bearbeitet; ebenso ist eine Geschichte der Historiographie für beide Gebiete noch nicht geschrieben. Wenn auch gewiß die große Geschichtsforschung diesen Mangel kaum empfinden wird, wenn auch für das gesamtdeutsche Bild kaum wesentliche, neue Gesichtspunkte gewonnen werden können, so fühlt diese Lücke besonders stark jeder Historiker, der sich Fragen der Landesgeschichte der Grafschaft Henneberg widmet. Denn die Grafschaft ist trotz ihres zweifellos fränkischen Kulturbodens Grenzland zwischen Franken und Thüringen gewesen und ist es bis auf den heutigen Tag geblieben. Die Geschichte der Grafen von Henneberg ist nur durch ihre jahrhundertelangen, friedlichen und feindlichen Beziehungen zu den Mainlanden zu verstehen; sie haben die Nordlinie Frankens gegen Wettin und Brabant gehalten; ihr Gebiet ist zugleich Brückenkopf von Franken und Einfallstor von Thüringen. Mit dem Aussterben des Grafenhauses (1583) und mit der endgültigen Aufteilung des Landes (1660) war die politische Einheit des Hennebergischen Gebietes für immer zerrissen; dadurch

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0213

wurde auch die ganze Blickrichtung umgedreht. Die nach dem Süden gerichteten Linien wurden verwischt oder gar ausgelöscht; dafür trat immer mehr der Norden, die ernestinischen Herzogshäuser und Kursachsen, seit 1815 Preußen, in den Vordergrund, ohne damit das Bewußtsein eines Eigenlebens und der fränkischen Bodenständigkeit bei der Bevölkerung der Grafschaft zu zerstören. Von dieser Verlagerung der Kräfte blieb die Geschichtsschreibung der Grafschaft bis zu einem gewissen Grade verschont; ihr fehlte seit 1583 die unmittelbare Förderung durch ein angestammtes Fürstenhaus; ihr blieb die Zielsetzung historisch verbrämter staatsrechtlicher Zweckliteratur erspart; in selbstloser Erforschung der Vergangenheit fanden sich die Historiker zurück zum Begriff der politischen Einheit der ehemaligen Grafschaft.

Schon am Ausgang des 17. Jahrhunderts sind wiederholte Ansätze zu einer Bibliographie der geschichtlichen Literatur in Sachsen und Thüringen bemerkbar; als erster hat Burkhard Gotthelf Struve[1]) in seiner „Bibliotheca Saxonica"[2]) (1736) eine umfassende Zusammenstellung und knappe Würdigung der gedruckten Geschichtswerke und einzelner Handschriften veröffentlicht. In 19 Abschnitten behandelt er die Hennebergische Geschichtsschreibung: in fünf Paragraphen zunächst die allgemeinen Werke, dann die Sonderliteratur für die einzelnen Orte; die beiden letzten Abschnitte nennen genealogische und biographische Schriften. Sein Begriff der Grafschaft Henneberg ist gekennzeichnet durch die Einbeziehung der sächsischen Gebiete Ilmenau und Coburg, während die ehedem zur Grafschaft gehörenden fränkischen Bezirke und die nun hessische Herrschaft Schmalkalden nicht berücksichtigt sind. Als Johann Adolph (von) Schultes[3]) seine Vorarbeiten zu einer Geschichte der Grafschaft abschloß, hatte ihm Struves Verzeichnis nicht mehr genügen können; seine „Vorrede" zum 1. Teil der „Diplomatischen Geschichte des Gräflichen Hauses Henneberg" (1788) enthält eine in drei Klassen eingeteilte Bibliographie der Hennebergischen Literatur: a) politische Geschichte mit biographischen Schriften und Urkundenveröffentlichungen (39 Titel 1572—1786), b) Kirchen-, Schul- und Klostergeschichte (46 Titel 1657—1781), c) allgemeine Beschreibungen und Spezialliteratur für Ämter und Städte (50 Titel 1593—1784). Wenn auch Schultes sich vorwiegend mit der Grafschaft Henneberg im engeren Sinne — wie sie 1660 geteilt worden ist — befaßt, so

[1]) Über ihn vgl. ADB Bd. 36 S. 671ff.

[2]) „Bibliotheca Saxonica, scriptores rerum Saxonicarum, Misnensium, Thuringicarum et reliquarum provinciarum exhibens." Halle 1736. Pars IV Sectio I: De scriptoribus Hennebergicis S. 896—920.

[3]) Über ihn und seine Schriften vgl. unten S. 227.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0214

hat seine Bibliographie doch einen erheblich weiteren Rahmen als die Struves, denn er zählt auch fränkische und hessische Schriften auf. Demgegenüber bedeutet Benjamin Gottfried Weinarts Buch[4]) (1790) einen Rückschritt; in vier Abschnitten [a) Schriftsteller überhaupt, b) Kirchengeschichte, c) Naturgeschichte, d) Ortsgeschichte] behandelt er die Literatur der Grafschaft; nach Struves Vorbild weist er auch Handschriften nach; erfreulich sind seine Angaben von Zeitschriftenaufsätzen und einzelnen Buchkritiken; auch er hat den früheren fränkischen Besitz nicht einbegriffen, doch Schmalkalden erfaßt; die ehemalige „Neue Herrschaft" ist als „Fürstentum Coburg" gesondert dargestellt. Seitdem ist der Versuch einer systematischen Hennebergischen Bibliographie nicht wieder gemacht worden; wenn wir von den selbstverständlichen Literaturnachweisen wissenschaftlicher Arbeiten zur Landesgeschichte absehen, gibt es heute nur ein wichtiges bibliographisches Hilfsmittel: Otto Morgenstern[5]) hat die Hennebergica der Gymnasialbibliothek zu Schleusingen veröffentlicht. Bei der Bedeutung dieser „Landesschule" für das gesamte geistige Leben der Grafschaft ist es kein Wunder, daß die Bibliothek außerordentlich reich an seltenen Drucken ist und bis in das 19. Jahrhundert das Hennebergische Schrifttum so gut wie vollständig enthält; durch viele Leichenpredigten und Carmina hat sie auch einen hohen Wert für die Personengeschichte. Freilich ist diese umfangreiche Bibliographie nicht sachlich gegliedert, sondern im wesentlichen provenienzgemäß nach ihren früheren Eigentümern und Stiftern aufgebaut und gedruckt: Teil I Bestand Walch (W), II Bestand Zehner (Z), III Bestand Seber (S), IV Neuzugänge (N), V Neueste Erwerbungen (L).

Die Geschichte der Historiographie der Grafschaft zeigt ein fast noch trüberes Bild verschiedener Ansätze und doch unerreichter Ziele als die Hennebergische Bibliographie. Als erster hat Johann Adolph (von) Schultes in seiner bereits erwähnten „Vorrede" (1788) einen kurzen Abriß der Geschichte der Hennebergischen Geschichtsschreibung

[4]) Über ihn vgl. ADB Bd 55 S. 15 ff. „Versuch einer Litteratur der Sächsischen Geschichte und Staatskunde" 1. Teil: „Litteratur der Topographie" S. 585 bis 599. 2. Teil: „Litteratur der Geschichte" (Dresden-Leipzig 1790/91).

[5]) Über ihn (* 1858 Großsalza, † 1931 Schleusingen) vgl. Schriften des Hennebergischen Geschichtsvereins zu Schleusingen Bd. 16 (1930) S. 63; Bd. 17 (1932) S. 91. „Hennebergica: Verzeichnis der alten Drucke aus der Gymnasialbibliothek, die sich auf die ehemalige Grafschaft Henneberg beziehen. Teil I (Schulprogramm Schleusingen 1903), Teil II (Schulprogramm Schleusingen 1914), Teil III—V (Schriften des Hennebergischen Geschichtsvereins zu Schleusingen Bd. 14 (1924)).

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0215

im 16. und 17. Jahrhundert gegeben; sein Urteil über die einzelnen Historiker, erwachsen aus reicher archivalischer Erfahrung und umfassender, kritischer Kenntnis der Quellen und Literatur, ist sicher und hat in der Grundauffassung heute noch Gültigkeit. Carl Schöppachs[6]) Aufsatz „Die Hennebergischen Geschichtschreiber“[7]) ist die einzige größere Arbeit, die die Hauptlinien ihrer Entwicklung vom Ausgang des Mittelalters bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts aufzeigt und die Leistungen der einzelnen Historiker sorgsam abwägend würdigt. Ludwig Bechstein[8]) berührt in seinen kulturgeschichtlichen Bildern aus dem Meininger Hof- und Geistesleben[9]) auch hie und da Leben und Werke Hennebergischer Historiker. Eugen Hönn[10]) hat die Geschichtsforscher des Grabfelds bis in die jüngste Vergangenheit behandelt, ohne jedoch klar zwischen Geschichtsquellen und Darstellung zu scheiden. Bei diesen geringen Vorarbeiten ist also eine auf Archivalien aufgebaute Gesamtgeschichte der Hennebergischen Historiographie noch ein fernes Ziel; die Hauptschwierigkeit liegt zur Zeit in dem Mangel einer größeren Anzahl wissenschaftlich einwandfreier, kritischer und erschöpfender Biographien Hennebergischer Geschichtsforscher; ihre wechselseitige Abhängigkeit, ihre Methode, ihr ganzer wissenschaftlicher Briefwechsel bedarf der Untersuchung. Ein sehr wertvolles Hilfsmittel und eine wichtige Vorarbeit für eine Gesamtdarstellung ist Thilo Kriegs Sammelwerk von Coburger Lebensläufen[11]). Betrachtet man die

[6]) Über ihn (* 1812 Hildburghausen, † 1843 Meiningen) vgl. G. Brückners Nachruf in „Beiträge zur Geschichte deutschen Alterthums“ Lieferung 5 (Meiningen 1845) S. VII ff.

[7]) „Beiträge zur Geschichte deutschen Alterthums“ Lieferung 4 (Meiningen 1842) S. 76—94.

[8]) Über ihn vgl. ADB Bd. 2 S. 206 ff.; Th. Linschmann: „Ludwig Bechsteins Schriften“ (21. Lieferung der „Neuen Beiträge zur Geschichte deutschen Altertums“ (Meiningen 1907)).

[9]) „Mittheilungen aus dem Leben der Herzoge zu Sachsen Meiningen und deren Beziehung zu Männern der Wissenschaft“, Halle 1856.

[10]) „Verdiente Geschichtsforscher des Grabfelds vom Mittelalter bis zur Gegenwart“, 63. Heft der „Schriften des Vereins für Sachsen-Meiningische Geschichte und Landeskunde“ (Hildburghausen 1911) S. 73—86; unter gleichem Titel Teildruck in „Meininger Heimatklänge“ (Beilage zum „Meininger Tageblatt“) Nr. 3 vom 19. 2. 1931.

[11]) „Das geehrte und gelehrte Coburg. Ein lebensgeschichtliches Nachschlagebuch“ 1. Teil (Coburg 1927), 2. Teil (Coburg 1929), 3. Teil (Coburg 1931) = Coburger Heimatkunde u. Heimatgeschichte, herausgegeben von der Coburger Landesstiftung und dem Coburger Heimatverein. II. Teil: Heimatgeschichte Heft 5, Heft 8, Heft 15.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0216

„Mitteldeutschen Lebensbilder" oder die „Lebensläufe aus Franken", so wird auch da deutlich, wieviel Kleinarbeit in der Grafschaft Henneberg noch zu leisten ist.

II. Spätmittelalterliche Geschichtsschreibung.

Die Überlieferung mittelalterlicher Chroniken, Annalen und Biographien in der Grafschaft Henneberg hat unter einem sehr ungünstigen Stern gestanden: unmittelbar ist gar nichts auf uns gekommen; nicht einmal Bruchstücke konnten bisher nachgewiesen werden. Diese gewiß auffallende Tatsache hat schon Schultes zu denken gegeben; in seiner bereits erwähnten „Vorrede" (a. a. O. S. X) sucht er den Grund dafür in allzu großer Trägheit oder in mangelnder Bildung der Mönche der Hennebergischen Klöster; Hönn (a. a. O. S. 76) überspitzt diese Äußerung, indem er sie „in Schwelgerei und Üppigkeit versunken" und damit aller geistigen Arbeit abhold sein läßt. Schon Johann Michael Weinrich[12]) hatte jedoch die richtige Erklärung gefunden: im „Einleitungs-Discours" seines „Kirchen- und Schulen-Staats" (1720) betont er die schweren Schäden, die die Überlieferung mittelalterlicher Quellen der Grafschaft durch Brand, Entwendung und Nachlässigkeit erlitten hat. Tatsächlich sind die durch Reformation und Sequestration der Klöster verursachten archivalischen Verluste nicht hoch genug einzuschätzen; neben verhältnismäßig gut erhaltenen Urkundenbeständen einzelner Klöster (Allendorf, Veßra) sind ganze Klosterarchive fast spurlos verschwunden (Rohr, Veilsdorf, Trostadt). Noch schlimmer ist das Schicksal der Klosterbibliotheken gewesen. Daß durch ihren Untergang auch reicher chronikalischer und annalistischer Quellenstoff vernichtet worden ist, wissen wir durch gelegentliche Auszüge und Erwähnungen bei den Geschichtsschreibern des 16. Jahrhunderts (Chronicon Hennebergense, Spangenberg, Carolus). So sind als ehedem vorhanden belegt: „Vesserische Closter Annalen", „Queyenbergische Wallfahrts Annalen", ein „Schwartzawisches Verzeichnis", „Annales des Closters zu Meyningen", „Schmalkalder Burgerchronik", „Notata Smalcaldica", ein „Breitunger Verzeichnis"; dazu kommen noch u. a. die im Kloster Veßra geführten ‚Genealogien" des Grafenhauses. Außer diesen Verlusten anonymer Quellen sind aber auch Werke verschollen, deren Verfasser uns namentlich überliefert sind. Georg Doth[13]), um 1470 in Meiningen geboren, 1537 als Dr. theol. und Kollegiat im kleinen Kolleg der Uni-

[12]) Über ihn und seine Schriften vgl. unten S. 220.

[13]) Vgl. C. Spangenberg: Hennebergische Chronica (1599) S. 245; L. Bechstein a. a. O. S. 11 ff.; Cod. Dipl. Sax. Reg. II, 11 (UB d. U. Leipzig) 1879) S. 483, 509; E. Döbner in „Neue Beiträge" Bd. 17 (Mgn 1902) S. 70.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0217

versität zu Leipzig gestorben, soll in lateinischen Versen die Palästinafahrt (1476) des gefürsteten Grafen Wilhelm III. besungen haben; aus dem gleichen Anlaß soll Georg von Boineburg[14]) die Reise des Grafen Hermann VIII. von Henneberg-Römhild (1503) beschrieben haben. Der Heidelberger Humanist Adam Wernher von Themar[15]) hat gräfliche Stammbäume ausgearbeitet; „Collectanea" des Schleusinger Kanzlers Jakob Genslin[16]) werden von Nathanael Carolus[17]) genannt.

Am Ausgang des Mittelalters stehen zwei Historiker als einzige Zeugen der Hennebergischen Geschichtsschreibung vor dem Anbruch der neuen Zeit des Humanismus und der Renaissance: Der Chronist Johannes Nuhn von Hersfeld[18]) und der unbekannte Verfasser des Chronicon Hennebergense[19]). Johannes Nuhn, am 25. 1. 1442 wohl in Hersfeld geboren, 1461 als Student der Theologie in Erfurt bezeugt, vermutlich Weltgeistlicher, stand um 1470 in Diensten des unruhigen und gewalttätigen Grafen Heinrich XII. von Henneberg[20]), der trotz seiner Stellung als Kanoniker zu Köln und Kapitular zu Würzburg auf seinem apanagierten Schlosse Kaltennordheim residierte; nach Heinrichs Tode (19. 9. 1475) ging er in hessische Dienste und war noch 1523 am Leben. Nuhn hat sich sehr vielseitig historisch und genealogisch betätigt; in zwei Werken widmete er sich der Hennebergischen Geschichte[21]): der Grafen von Henneberg „Ankunft und Stammbaum" war in Kapitel eingeteilt, die abwechselnd in Poesie und Prosa abgefaßt waren; „Das Hennebergische ABC" war ein Gedicht, das in 24 Strophen die Lebensschicksale von acht geistlich gewordenen Grafen beschrieb, wobei jede Strophe mit einem Buchstaben in der Reihenfolge

[14]) Vgl. Spangenberg a. a. O. S. 162; Schöppach a. a. O. S. 77; R. Röhricht-H. Meisner: Deutsche Pilgerreisen nach dem Heiligen Lande (Berlin 1880) S. 488, 492, 521.

[15]) Vgl. W. Dersch in „Neue Beiträge" Bd. 27 (Mgn 1916), Bd. 29 (Mgn 1919).

[16]) Vgl. J. M. Weinrich: Pentas (1727) S. 242ff. Dersch a. a. O. S. 20ff., 62ff.; W. Engel in „Archivalische Zeitschrift" III. Folge 6. Band (München 1930) S. 207ff.

[17]) Über ihn und seine Schriften vgl. unten S. 210.

[18]) Vgl. J. Pistor: „Untersuchungen über den Chronisten Johannes Nuhn von Hersfeld" in „Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde" N. F. Bd. 18 (Kassel 1893) S. 113—186; Heinrich Christian Senckenberg „Selecta juris et historiarum" Bd. III (Frankfurt 1735).

[19]) Vgl. K. Eichhorn: „Chronicon Hennebergense, von neuem herausgegeben" (Schulprogramm Gymnasium Meiningen 1900); „Studien zum Chronicon Hennebergense" (ebenda 1901).

[20]) Vgl. Spangenberg a. a. O. S. 211—219; Schultes: Dipl. Gesch. Bd. II S. 102/103.

[21]) Spangenberg a. a. O. S. 8—10, 219; Pistor a. a. O. S. 159/161.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0218

des Alphabets begann. Schon diese Äußerlichkeiten kennzeichnen Nuhn als späten Vertreter eines spielerischen Meistersangs, wenn auch vielleicht Rücksichten auf die Wünsche seines Brotherrn mitwirkten. Spangenberg nennt ihn „confus", tadelt seine Unerfahrenheit „in historien", seinen mangelnden Fleiß, besonders seine lücken- und fehlerhafte Genealogie, die sich im wesentlichen auf das Ausschreiben von Veßraer Aufzeichnungen beschränke; dennoch hat anscheinend Spangenberg zeitgeschichtliche Teile aus Nuhns Schriften für seinen „Adelsspiegel" und seine „Hennebergische Chronik" benutzt. Beide Schriften Nuhns sind uns heute in der Urfassung nicht überliefert; Auszüge und Bruchstücke liegen vor in dem wohl von Jos. Imhoff aus Nuhns verschiedenen Werken kompilierten, deutschen „Chronicon Thuringicum et Hassiacum = Chronica und altes Herkommen der Landtgraven zu Döringen (al. und Hessen) und Marggraven zu Meissen, auch der Herrn zu Hennenberg und Fürsten zu Anhalt", das Senckenberg 1735 in seiner Sammlung drucken ließ.

Über den ungenannten Verfasser des Chronicon Hennebergense sind seit dem ersten Druck des Textes (1760) verschiedene Meinungen laut geworden: während Schultes (a. a. O. S. IX) und Schöppach (a. a. O. S. 77) nach dem Vorbild von Carolus, Juncker und Johann Paul Reinhard[22]) an einen Veßraer Mönch denken, vermutet Bechstein (a. a. O. S. 10) in ihm einen geistlich gewordenen Grafen von Henneberg. Georg Karl Wilhelm Müller von Raueneck[23]) bot die Auswahl zwischen dem Abte Peter von Kloster Veßra, dem Minoritenguardian Ulrich Boller von Schleusingen und dem Professor der Mathematik, zugleich gräflichen Leibarzt Dr. Burkhard Mithobius zu Schleusingen. In sorgsamer Untersuchung kommt Karl Eichhorn nach Ablehnung des 1511 verstorbenen Abtes Peter in der Verfasserfrage zu einem „Non liquet"; wenn er auch manches für Mithobius[24]) als Kompilator anführt, da seine genealogischen Arbeiten und historischen Interessen durch Spangenberg (a. a. O. S. 20, 260, 261) bezeugt sind, so muß auch er ausscheiden, da er — 1501 geboren — erst nach 1540 in Schleusingen auftritt. Das Chronicon bringt aber als jüngste Angabe eine Notiz vom Dezember 1517 und ist wohl im Sommer 1519 abgeschlossen worden; die Frage nach dem Verfasser ist also auch heute noch völlig ungeklärt.

[22]) Über ihn vgl. ADB Bd. 28 S. 38/39.

[23]) Vgl. über ihn (* 1792 Schleusingen, † 1868 ebenda) „Neue Beiträge" Bd. 15 (Mgn 1900) S. 83/85; Th. Lorentzen: Ursprung und Anfänge der Stadt Schleusingen (Mgn 1932) S. 15/16

[24]) Über ihn vgl. „Mithoff" in ADB Bd. 22 S. 14/15; Gundlach: „Catalogus professorum academiae Marburgensis [Bd. XIV der Veröffentlichungen der Hist. Kommission für Hessen und Waldeck] (Marburg 1927 S. 364).

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0219

Der lateinisch geschriebene, mit 18 getönten Abbildungen Henneberger Grafen und Gräfinnen geschmückte Text enthält genealogisch geordnete Einträge über die Zeit von 1040 bis 1517 und ist in der Einleitung als „libellus ex vastis collationum campis in unum reductus" bezeichnet; er ist aus vorwiegend hennebergischen (fränkischen?) und thüringischen Annalen, Chroniken und Genealogien zusammengeschrieben und um einige Urkundenzitate und Erwähnungen epigraphischer Denkmäler vermehrt. Die einzelnen Sätze, oft unter dem Stichwort „Gesta" zusammengefaßt, können in ihrer Kürze und Gedrungenheit ihre unmittelbare Herkunft aus mittelalterlichen Vorlagen nicht verleugnen. Erst etwa mit dem Jahre 1470, also ungefähr der Zeit, von der der Verfasser als Zeitgenosse eigene Vorstellungen hat und die Geschehnisse selbst miterlebt hat, beginnt eine leicht humanistisch gefärbte Rhetorik mit Superlativen und Werturteilen sich auszuwirken, die in Einleitung und Schluß durch Zitate aus der Antike und Renaissance (Hutten) wahre Triumphe feiert.

III. Genealogische Geschichtsschreibung am Ende des 16. Jahrhunderts.

Der gleiche Graf Wilhelm IV.[25]), dem das Chronicon Hennebergense gewidmet ist, ist am Ausgang seines Lebens der Anreger und Schutzherr der Hennebergischen Geschichtsschreiber geworden. 1478 geboren, bereits 1480 des Vaters beraubt, am Heidelberger Hofe aufgewachsen, erhielt er 1495 die Reichslehen. Seine über sechs Jahrzehnte währende Regierung ist eine lange Kette vergeblicher Mühen und enttäuschter Hoffnungen. Sein politischer Kampf gegen Hessen, Sachsen und Würzburg war seit dem Bauernkrieg innerlich gebrochen und endete mit dem Kahlaer Erbvertrag (1554) in Wettinischer Abhängigkeit. Der Verkauf von Elgersburg (1540) und Mainberg (1541) verkümmerte sein Territorium; der finanzielle Verfall, der schon seinen Regierungsantritt überschattet hatte, nahm immer rascheren Fortgang. Die beiden Zweige der Henneberg-Römhilder Linie, Römhild und Schwarza, erloschen 1549; sein eigener Nachwuchs — die Ehe war mit 15 Kindern gesegnet — war eine letzte Scheinblüte: fünf Söhne starben zu seinen Lebzeiten; die Ehen der beiden Söhne Georg Ernst und Poppo blieben erbenlos; das Schicksal des Grafenhauses war besiegelt. In tiefer Resignation, seelisch beschwert durch Reformation und Interim, den Unter-

[25]) Vgl. E. Ausfeld: Hof- und Haushaltung der letzten Grafen von Henneberg (25. Heft der „Neujahrsblätter" der Historischen Kommission der Provinz Sachsen. Halle 1901); besonders W. Stück: Graf Wilhelm IV. von Henneberg (Bd. 11 der Schriften des Hennebergischen Geschichtsvereins zu Schleusingen, 1919) [mit umfassendem Literaturnachweis].

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0220

gang seiner Familie vor Augen, wandte sich Graf Wilhelm aus einer quälenden Gegenwart zurück in eine bessere Vergangenheit, da Henneberg „etwo ein glugkselig, grossmechtig herschaft" gewesen war. Seine schon in der Jugend ausgeprägte Vorliebe für Anekdoten wurde zur Freude an der Geschichte; sie ließ ihn Männer suchen, die als Geschichtsschreiber sein hinsiechendes Geschlecht feierten und sein Andenken in eine Zeit hinüberretteten, da der letzte Graf von Henneberg bereits zu seinen Vätern versammelt war. Die Hennebergische Geschichtsschreibung des 16. Jahrhunderts steht unter den Zeichen von Cyriacus Spangenberg, Sebastian Glaser und Nathanael Carolus.

1. Spangenberg.

Cyriacus Spangenberg[26]), am 7. Juni 1528 in Nordhausen als Sohn des ersten Superintendenten der Grafschaft Mansfeld Johann Spangenberg geboren, im engeren Schülerkreis Luthers zu Wittenberg ausgebildet, hatte 1553 das Diakonat in Mansfeld übernommen und wurde 1559 Hofprediger in Eisleben. Infolge der Dogmenstreitigkeiten als Flacianer im Januar 1575 vertrieben, durch Jahre unstet in Mitteldeutschland herumreisend, erhielt er 1580 eine hessische Pfarrstelle in Schlitz, die er 1590 wieder verlassen mußte. Die letzten Lebensjahre verbrachte er in Straßburg, wo er am 10. Februar 1604 starb. Spangenberg entwickelte seit seiner Studentenzeit eine überraschend vielseitige literarische Tätigkeit als Theologe, Philologe und Historiker; er schrieb neben grobschlächtigen dogmatischen Polemiken treuherzige Predigten und dichtete geistliche Lieder; nach dem Worte des Zeitgenossen Nikolaus Gallus in Magdeburg war sein „fleis in historien vom vater gleich auf ihn geerbt"; neben Arbeiten über die Schlacht am Welfesholz und über Savonarola stehen seine Chroniken für Sangerhausen, Mansfeld und Querfurt; er verfaßte den bekannten „Adelsspiegel". Spangenbergs Beziehungen zur Grafschaft Henneberg beginnen bereits in seiner Wittenberger Studentenzeit (1543); damals schloß er mit seinem Tischgenossen, dem späteren Hennebergischen Kanzler Sebastian Glaser, eine Freundschaft, die erst der Tod löste. Im Mai 1552 weilte Spangen-

[26]) Vgl. über ihn ADB Bd. 35 S. 37 ff.; H. Rembe: M. Cyriacus Spangenbergs Formularbüchlein der alten Adamssprache mit Lebensbeschreibung Spangenbergs und einem Verzeichnis seiner Werke (Dresden 1887); H. Rembe: Der Briefwechsel des M. Cyriacus Spangenberg (Dresden 1888); W. Dersch in „Zeitschr. d. Ver. f. Thür. Gesch." N. F. Bd. 25 (Jena 1922/24) S. 194/205. „Hennebergische Chronica. Der uralten löblichen Graven und fürsten zu Henneberg Genealogia, Stammenbaum und Historia ..." (Straßburg 1599). Unter gleichem Titel „Neue und verbesserte Auflage", bearbeitet von Christoph Albrecht Erck (Meiningen bei J. G. Scheidemantel 1755).

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0221

berg im Gefolge der Gräfin Katharina von Schwarzburg (der „Heldenmütigen") in Schleusingen und erhielt, vom Grafen Wilhelm IV. zur Zusammenarbeit mit Glaser aufgefordert und unterstützt, Einblick in die Archive der Kanzlei zu Schleusingen und des Klosters zu Veßra. Wenn er auch damals zunächst nur Stoff für seine „Mansfeldische Chronik" sammelte und eine Berufung als Prediger nach Schmalkalden oder Schleusingen ablehnte, so blieb doch die Verbindung zu Henneberg auch weiterhin bestehen. Besonders fruchtbar erwies sich die Freundschaft mit Glaser, der ihn „mehr denn einmal" in Mansfeld besuchte, mit ihm Quellen austauschte und eifrigen Briefwechsel pflog. Als Ende Januar 1570 in Kranichfeld die Hochzeit des Grafen Hans Albrecht von Mansfeld mit der Tochter des Grafen Karl von Gleichen gefeiert wurde, traf der regierende Graf Georg Ernst von Henneberg mit ihm zusammen; er wünschte dringend die Gemeinschaftsarbeit von Spangenberg mit Glaser, die zur Vollendung beider Werke führen sollte. Trotzdem vergingen noch zwei Jahrzehnte, bis diese Erwartung erfüllt wurde. Glaser war inzwischen gestorben; mit Georg Ernst war 1583 das Grafenhaus erloschen; Spangenberg selbst hatte die Wirren seiner Fluchtjahre überwinden müssen und neue Arbeiten übernommen. Im Sommer 1592 wandte sich nun Spangenberg an die Hennebergische Regierung in Meiningen, um für seine Hennebergische Chronik behördliche Unterstützung zu erhalten; seine Bitte um Rücksprache blieb jedoch aus kleinlichen persönlichen und dogmatischen Gründen ungehört. Nach diesem Mißerfolg beschritt er einen neuen Weg; im Frühjahr 1593 richtete er ein gedrucktes Rundschreiben an Adel, Städte und Geschichtsfreunde in Franken, um für seine Arbeit zu werben. Diese „Hennbergische Franckenchronik" sollte viel umfassender werden, als die „Hennebergische Chronica" es dann wirklich geworden ist. Unter dem Zwang der Verhältnisse, von der Gräfin Sophie, Witwe des Grafen Poppo, betreut, sonst ganz auf eigene Füße gestellt, hat Spangenberg schließlich den kleineren Plan ausgeführt; am 2. August 1598 schloß er in Straßburg den Text ab, der 1599 bei Bernhard Jobins Erben zu Straßburg im Druck erschien. Spangenbergs Buch ist der erste Versuch einer Gesamtdarstellung der Hennebergischen Geschichte, rein genealogisch nach den einzelnen Geschlechterfolgen des Grafenhauses aufgebaut, für das frühe Mittelalter noch ganz in den Irrtümern seiner Zeit verfangen; auch für die spätere Zeit ist der Text trotz urkundlicher Grundlagen und Glasers Vorarbeiten nicht entfernt vollständig und einwandfrei, von Versuchen wissenschaftlicher Kritik ganz zu schweigen. Es ist das Spätwerk eines Mannes, der damals gerade das achte Jahrzehnt seines Lebens begonnen hatte; lehrhafte Ausführungen, Anekdoten und wundersame Einzel-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0222

heiten durchsetzen die geschichtlichen Nachrichten; das Ganze ist eher eine genealogische Stoffsammlung als eine geschichtliche Darstellung; sie ist nach Struves noch heute gültigem Urteil stets „cum grano salis" zu lesen, dennoch hat sie ihren bleibenden historiographischen Wert, weil die „Hennebergische Chronica" für zwei Jahrhunderte das Hennebergische Geschichtswerk geblieben ist.

2. Glaser.

Sebastian Glaser[27]), um 1520 als Sohn kleiner Leute in Schleusingen geboren, von dem Melanchthonschüler Franz Ittig vorgebildet, 1542 als sein „Geselle" an der Lateinschule Schleusingen beschäftigt, erscheint 1536 als Student in Wittenberg und schloß dort 1543 mit Spangenberg Freundschaft. Er trat nach Erlangung der Magisterwürde in den Kanzleidienst seiner Landesherrschaft, ist 1547 als Hennebergischer Sekretär, bereits 1551 als Kanzler in Schleusingen bezeugt; er blieb bis zu seinem Tode (9. April 1578) der treue Berater der Grafen Wilhelm IV. und Georg Ernst und erinnert in dieser Stellung stark an Gregor Brück und sein Verhältnis zu den Ernestinern. Spangenberg bezeugt, daß Glaser „je und allezeit von jugend auf lust und anmutung zum studio historico" gezeigt habe; auch sind mehrere von ihm verfaßte Carmina überliefert. Dieser Neigung mußten freilich die dienstlichen Pflichten vorangehen, da der politische Druck und der finanzielle Verfall der Grafschaft die Kräfte des führenden Staatsmanns ganz beanspruchten. Gerade die durch das Aussterben der Römhilder Linien verursachten Erbstreitigkeiten und die vor dem Reichskammergericht schwebenden Prozesse erwiesen immer dringender die Notwendigkeit einer einwandfreien Genealogie des Grafenhauses. Der amtliche Zwang verband sich so sehr glücklich mit Glasers wissenschaftlicher Neigung; aus dieser zwiefachen Wurzel sind seine Arbeiten herausgewachsen, die als Genealogie des Fürstenhauses für die damaligen Begriffe zugleich Landesgeschichte waren — eine Tatsache, die Schultes bei seinem etwas

[27]) Leider fehlt bisher eine Biographie dieses verdienstvollen Hennebergischen Beamten und Historikers; über ihn und seine Werke vgl. C. Spangenberg a. a. O. S. 20/21, 284/5; J. M. Weinrich, „Kirchen- und Schulenstaat" (1720) § 8b und „Pentas" (1727) S. 264/72; B. G. Struve a. a. O. S. 899; J. W. Krauß, „Beyträge" Bd. III (1753) S. 209; J. A. von Schultes a. a. O. S. X/XI; C. Schöppach a. a. O. S. 78f.; G. Weicker, Abriß der Geschichte des Gymnasiums zu Schleusingen I. Teil (Festschrift 1877) S. 3/4; W. Germann, Neue Beiträge Bd. 15 (Mgn. 1900) S. 92; W. Dersch a. a. O. S. 196f.; O. A. Hecker, „Schriften Dr. Melchiors von Ossa" (1922) S. 133 u. m. „Warhafftige Genealogie der gefürsteten Grafen und Herrn zu Hennneberg" (Schmalkalden 1568, Neuauflage 1583); „Rapsodiae sive Chronicon Hennebergicum M. Sebastian Glasers vom Jahr 1078—1559" (herausgegeben mit dem Stammbaum und Erläuterungen von Christoph Albrecht Erck, Meiningen 1755).

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0223

harten Urteil nicht berücksichtigt hat. Spangenbergs Besuch in Schleusingen (1552) führte Glaser tiefer in die Vergangenheit hinein; als Kanzler hatte er auch weitestgehende Möglichkeit, alle Archivalien der Grafschaft einzusehen und zu prüfen; 1564 konnte er seine abgeschlossene Genealogie seinem Freunde in Mansfeld zur Ergänzung und Verbesserung vorlegen. 1568 erschien diese Stammtafel, „auf gros Regal-Papier gedruckt"; sie ist das einzige Werk Glasers, das zu seinen Lebzeiten erschien; aus seinem Nachlaß veröffentlichte dann Spangenberg als Anhang zu seiner Chronik das alphabetische Register der adeligen Lehenmannschaft der Grafschaft — den kümmerlichen Auszug eines nur handschriftlich überlieferten „Hennebergischen Lehenstaates" Glasers. Erst 1755 wurden seine „Rapsodien" gedruckt, die in drei Teilen mit zwölf Kapiteln die Genealogie des Grafenhauses von 1078—1348 behandeln und dann Jahrbücher der Schleusinger Hauptlinie von 1284—1521 [mit zwei Nachträgen von 1534 und 1559] enthalten. Ausdrücklich hebt Glaser hervor (a. a. O. S. 45), daß er keinen „historischen Bericht, allein eine kurze Erklärung des Hennebergischen Stammbaumes" geben will; im Gegensatz zu Spangenberg zeigt Glaser eine durchaus wissenschaftliche Methode der Forschung und ausgeprägte Kritik der Quellen. Im ersten Kapitel betont er sehr deutlich, er werde „nichts bringen oder für wahrhaftig dartun, das nicht mit ansehnlichen, glaubwürdigen Documenten und mehrenteils brieflichen Urkunden, denen mit Bestand nicht widersprochen werden mag, ohne Mühe zu beweisen ist". Neben zahlreichen Belegen aus Literatur und Handschriften hat Glaser deshalb besonders die Urkunden genealogisch ausgewertet; hier zeigt er sich schon vollkommen den Aufgaben gewachsen: er erwähnt die Intitulationen (z. B. S. 54, 100, 176), die Orts- und Zeitangaben der Datumzeilen (z. B. S. 28, 30, 115); seine besondere Aufmerksamkeit gilt den Siegeln, aus deren Wappen und Legenden er auf familiengeschichtliche Zusammenhänge und politische Veränderungen schließt (z. B. S. 28, 32, 51, 65, 131). Er konnte das Ziel seiner Arbeit nicht darin sehen, die einzelnen Zweige des Grafenhauses gleichmäßig und vollständig zu behandeln; seine Rapsodien erfüllen durchaus ihren Zweck kurzer urkundlicher und chronikalischer Belege für den Stammbaum des Grafenhauses und stehen methodisch weit über dem Durchschnitt der historischen Werke seiner Zeitgenossen.

3. Carolus.

Nathanael Carolus[28]), um 1545 wohl in Meiningen als Sohn des bedeutenden Hennebergischen Superintendenten Moritz Karolus

[28]) Vgl. über ihn ADB Bd. 4 S. 6. F. Schnorr von Carolsfeld: Aus der verloren geglaubten Hennebergischen Chronik von Nathanael Caroli (Archiv für

geboren, 1571 in Jena Student der Theologie, trat als Diakonus in Meiningen 1572 in den Kirchendienst, wurde 1574 Archidiakonus und betreute seit 1576 die Landpfarreien Schwarza (1576—1581), Belrieth (1581—1593), seit 1593 Sülzfeld, wo er im Mai 1607 starb. Nach seinem Selbstzeugnis war schon in früher Jugend sein Sinn für geschichtliche Vergangenheit, besonders für historische Denkmäler ausgeprägt; in Schwarza eröffnete ihm die Gräfinwitwe Katharina von Henneberg († 18. 6. 1577) das Archiv der erloschenen Römhilder Grafenlinie, hier lernte er das sog. Schwarzaische Missale kennen; auch zu den Schleusinger Archiven verschaffte er sich Zutritt. Freundschaft und Briefwechsel verbanden ihn mit Spangenberg, dem Magdeburger Pfarrer Georg Torquatus, dem Wormser Rektor Friedrich Zorn u. a. m. Auf weiten Reisen, von Magdeburg bis Straßburg, suchte er, mit „fürstlichen Recommendationen" ausgestattet, die Stätten auf, wo Grabsteine Hennebergischer Grafen zu finden waren (Speyer, Mainz, Würzburg, Fulda); von Münnerstadt bis Schmalkalden, von Sonnefeld bis Georgenzell durchstreifte er, mit einer „Kehrbürste" versehen, Klöster und Schlösser, um Denkmäler zu bestimmen und abzuzeichnen. Überhaupt hat Carolus gerade für die geschichtlichen Hilfswissenschaften (Wappen-, Siegel- und Münzkunde) besondere Vorliebe gehabt, die auch Volkssagen und historische Volkslieder erfaßt. Wie er die zu seiner Zeit veröffentlichten mittelalterlichen Quellen auswertete, so verfügte er über eine umfassende Kenntnis der zeitgenössischen Literatur: von Naucler und Trithemius bis Brotuff und Bruschius fehlt kein führender Name in seinen Nachweisen. Trotz seiner sehr vielseitigen literarischen Tätigkeit hat er kein Werk drucken lassen; sein wissenschaftlicher Nachlaß zerstäubte durch Erbgang und Kriegsnot in alle Winde. Die hinterlassenen Schriften, von denen nur zwei heute veröffentlicht sind, zeigen uns das eigenartige Bild eines Historikers, der sich in Ergänzungen und Verbesserungen älterer Bücher und in der gelegentlichen Sammlung urkundlicher und epigraphischer Funde erschöpft. Seine Anmerkungen zu Spangenberg, mit dessen Behauptungen er durchaus nicht immer

Litteraturgeschichte Bd. IX 1880 S. 9—31); E. Döbner: M. Mauritius Caroli, der erste Hennebergische Superintendent in Meiningen, und seine Familie (Mgn. 1895); K. Eichhorn: Nathanael Carolus (Gymnasialprogramm Mgn. 1902); W. Dersch a. a. O. S. 201/202. „Fragmenta chronologica nobilium Marschalcorum ab Ostheim et Ostheimorum ... von Nathanael Caroli 1605" (Handschrift [XVIII. s.] Thür. Staatsarchiv Weimar F 736 Bl. 201—49); „Nathanaelis Caroli ... Anmerkungen über Spangenbergs Hennebergische Genealogien" (veröffentlicht von J. L. Heim, „Hennebergische Chronika" Teil III Mgn. 1776 S. 200—296), „Nathanael Carolus' Parasimata Hennenbergica", veröffentlicht von K. Eichhorn unter diesem Titel (Gymnasialprogramm Mgn. 1903).

einverstanden war, waren ursprünglich von ihm selbst zu einem umgearbeiteten Neudruck der Hennebergischen Chronik bestimmt und sollten mit Holzschnitten (Wappen, Inschriften, Figuren) geschmückt werden. Seine Chronik der Marschälle von Ostheim ist eine Sammlung von Urkundenauszügen; seine Parasimata sind ein langatmiges Gedicht in derben deutschen Kurzversen — 1963 an der Zahl — über das Hennebergische Wappen; von mehreren anderen Arbeiten sind z. Z. nur die Titel überliefert. In seiner ausgesprochenen Kritiklosigkeit folgt Carolus den Phantastereien der Turnierbücher und eines Trithemius; er eifert Spangenbergs allegorisierender Heraldik nach und leistet sich die gewagtesten etymologischen Ableitungen und genealogischen Verbindungen. Jeder große, wissenschaftliche Zug, jede innere methodische Linie fehlt Carolus; er ist der Typ des grundgelehrten Antiquars, der mit rastlosem Fleiß bei jeder Gelegenheit sammelt und sammelt, unbesehen ob Kiesel oder Edelstein. Gerade in dieser Wahllosigkeit liegt aber der Wert seiner Aufzeichnungen für die Hennebergische Geschichte. Viele der von ihm beschriebenen, z. T. abgezeichneten Grabsteine in Henneberg, Franken und am Rhein (z. B. a. a. O. S. 227, 229, 231, 242, 250, 253) sind längst verschwunden; außer dem Schwarzaer Archiv konnte er besonders die heute verschollenen oder versteckten Archive der adligen Familien Marschall (Walldorf, Wallbach, Marisfeld, Waltershausen (Ufr.)) und Stein (Sondheim v. d. Rhön), der Stadt Meiningen und der Klöster Rohr, Breitungen, Bildhausen, Veßra und Meiningen einsehen; seine Urkundenauszüge werden — bei der notwendigen Vorsicht — ein willkommener Ersatz für verlorene Ausfertigungen sein; wichtig bleibt auch, daß er mit Erfolg gegen Spangenberg die Herkunft der Grafen von Henneberg von den mainfränkischen Popponen verfochten hat. Das oft geäußerte Bedauern, daß der landfremde Spangenberg, nicht der eingeborene Carolus die erste Hennebergische Chronik geschrieben hat, dürfte bei diesem Geschichtsfreund, dem so gut wie alle Voraussetzungen zur Forschung wie zur Darstellung abgingen, fehl am Platze sein. Seine Wirkung aber hat bis weit über den Dreißigjährigen Krieg fortgedauert und die Arbeiten eines Güth, Weinrich, Erck und Heim beeinflußt.

IV. Polyhistorische Geschichtsschreibung um 1700.

Diese erste Periode der Hennebergischen Geschichtsschreibung blieb ohne nachhaltigen Einfluß, obwohl der Pfarrerstand akademisch gut ausgebildet war, obwohl die Gymnasien in Schleusingen (1577 errichtet) und Coburg (1601 errichtet, 1605 eingeweiht) bei Lehrern und Schülern wissenschaftliche Studien zu fördern suchten. Der Dreißigjährige Krieg bedeutet für die Grafschaft in jeder Beziehung einen tiefen Einschnitt;

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0226

wichtige Straßenzüge führten weit durch Hennebergisches Gebiet, das deshalb mehr als andere Teile Deutschlands unter Einquartierung und Verwüstung litt. Die Wiederaufbauarbeit machte ganz langsame Fortschritte; in diesen Jahrzehnten, die ganz der Linderung gegenwärtiger Not zugewandt waren, blieb für die Geschichtsschreibung keine Zeit. Erst als die schlimmsten Elendssorgen überwunden waren, beginnt die Wissenschaft wieder zu erwachen — freilich unter völlig geänderten politischen und geistigen Voraussetzungen. Auf dem Boden der ehemaligen Grafschaft Henneberg bestanden um 1700 die selbständigen Sachsen-Ernestinischen Herzogtümer Meiningen, Hildburghausen, Römhild und Coburg; Kursachsen war mit Schleusingen, Hessen mit Schmalkalden beteiligt; die mainfränkischen Besitzungen gehörten zum Bistum Würzburg. Der politische Absolutismus dieser „Nachfolgestaaten" der Grafschaft hat als geistesgeschichtliches Gegenstück die polyhistorische Geschichtsschreibung, die sich in Ziel- und Zwecksetzung ihrer Arbeit wesentlich von der genealogischen Betrachtungsweise des 16. Jahrhunderts unterscheidet. Der Fortschritt der Wissenschaft liegt in der vertieften Erkenntnis der Bedeutung der Urkunde als Geschichtsquelle; die Entstehung kritischer Zeitschriften förderte die Ausbildung eines eigenen Zunftgeistes der Gelehrten; die Ideen des Merkantilismus und die Kartographie führten die Historiker notwendig von der Genealogie und politischen Geschichte zu ökonomischen und geographischen Fragen. Als Hemmschuh freier Entwicklung zeigt sich aber immer wieder in dieser Zeit das Staatsinteresse, das in der Urkunde nicht die Geschichtsquelle, sondern den Rechtstitel sieht; Ausdruck dieser Anschauung ist oft der erschwerte Zugang zu den staatlichen Archiven und stets die geforderte Zensur geschichtlicher Darstellungen durch beauftragte Kommissare. Dieser neuen Epoche gehören drei führende Hennebergische Historiker an: Christian Juncker, Johann Conrad Geisthirt und Georg Paul Hönn.

1. Juncker.

Christian Juncker[29]), am 16. Oktober 1668 in Dresden als Sohn des Hofschneiders Andreas Juncker geboren, in der Kreuzschule vorgebildet, 1683—1687 Stipendiat zu St. Afra in Meißen, studierte seit

[29]) Vgl. über ihn ADB. Bd. 14 S. 690. P. Mitzschke, Christian Junckers Beschreibung des Rennsteigs (Schriften des Ver. f. Meiningische Gesch. u. Landeskde. 4. Jahrg. Meiningen 1891); W. Germann, M. Christian Juncker und sein Hennebergisches Geschichtswerk (Neue Beiträge 15. Lfg. Meiningen 1900); M. Kroebel, Einiges über Christian Junckers Werk „Ehre der gefürsteten Grafschaft Henneberg" und zwei verlorengegangene Kapitel daraus (Schriften des Hennebergischen

1687 in Leipzig, wo er sich besonders den Professoren Mencke, Feller und Carpzow anschloß; $1^1/_2$ Jahre war er Hauslehrer des Sohnes von Thomasius. Nach der Erwerbung der Magisterwürde (1691) wurde er im Mai 1696 als Konrektor an das Gymnasium in Schleusingen berufen, wo er bis zum Winter 1707 wirkte. 1708 betraute ihn der Herzog Johann Wilhelm von Sachsen mit der Leitung des neuerrichteten Gymnasiums in Eisenach, wo ihn als Gegner der Pietisten jedoch dogmatische Irrungen und auch Geldsorgen bedrückten. Im Frühjahr 1713 nahm er deshalb die ihm angebotene Direktorstelle des Gymnasiums in Altenburg an; eine plötzliche Fieberepidemie brach ihn in der Vollkraft seines Lebens: er starb — fünf Tage nach dem Tode seiner Frau — am 19. Juni 1714. Juncker hatte schon während seiner Studentenzeit sehr weit gesteckte Interessen und entwickelte dann eine vielseitige literarische Tätigkeit als Theologe und Philologe, als Historiker und Numismatiker, als Übersetzer französischer Bücher und Bearbeiter von Schulausgaben der Klassiker. Seine Sprachgewandtheit, sein erstaunlicher Fleiß und seine Erfolge brachten ihn in glückliche Verbindung mit führenden Verlegern (Fritsche und Gladitzsch-Leipzig, Kroninger-Augsburg, Pfotenhauer-Coburg); er pflegte eifrigen Briefwechsel mit den maßgebenden Historikern seiner Zeit (Leibniz, Ludolf, Hönn, Imhoff, Tentzel, Schlegel). Nachdem die Wettiner ihm 1705 in Anerkennung seiner Verdienste den Titel „Historiographus Saxo-Hennebergicus" verliehen hatten, wählte ihn 1711 die Preußische Akademie der Wissenschaften in Berlin zum Mitglied; 1712 lehnte er jedoch einen Ruf an die Universität Altdorf als Professor der Geschichte und Metaphysik ab. Seine zahlreichen Schriften, z. T. als Schulprogramme erschienen, zeigen das typische Bild polyhistorischen Wissens und Schaffens, jedoch gleichmäßig durch methodische Klarheit und quellenmäßige Begründung ausgezeichnet. Als Juncker sich 1696 in Schleusingen in die Hennebergische Geschichte vortastete, fand er als Hauptwerke nur Spangenbergs Chronik und Glasers Stammtafel vor. Wie er selbst sagt, faßte er „stracks anfangs" den Plan einer „ausführlichen und soviel möglich unmangelhaften Beschreibung" der Grafschaft. Schon dieser an die „Landeskunden" des 19. Jahrhunderts erinnernde Gedanke zeigt die völlige Abkehr von der genealogischen Arbeitsweise des 16. Jahrhunderts; nach Junckers eigenem Zeugnis sind ihm Johann Weikard Valvasors „Ehre des Her-

Geschichtsvereins Schleusingen Bd. 3 1910); W. Höhn, M. Christian Junckers Kapitel „Von dem Amt Ilmenau" (ebenda Bd. 7 1914); W. Engel, Christian Junckers wissenschaftlicher Briefwechsel der Jahre 1700—1713 (Zeitschr. d. Ver. f. Thür. Gesch. Bd. 29 N. F. [Jena 1931] S. 54—90).

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0228

zogtums Krain" (Laibach 1689) und Johann Just Winckelmanns „Beschreibung der Fürstentümer Hessen und Hersfeld" (Bremen 1697) Vorbild gewesen für seine „Ehre der gefürsteten Grafschaft Henneberg". Die ersten vier Jahre seines Schleusinger Aufenthaltes benutzte Juncker zur ausgiebigen Sammlung des ihm zugängigen Quellenstoffes. Im Herbst 1700 bat er bei den zuständigen Regierungen mit Erfolg um Öffnung der Archive, deren Repertorien ihm bereits vorgelegt worden waren; freilich war mit der Erlaubnis der Archivbenutzung die ausdrückliche Bedingung einer Zensur vor dem Drucke des Buches verbunden. Seine Freundschaft mit Georg Paul Hönn und seine Verwandtschaft mit dem Schleusinger Rentmeister Johann Wilhelm Weber erleichterten ihm manche Schwierigkeiten, wenn ihm auch deswegen die hohen Taxgebühren für Archivalienabschriften nicht erlassen werden konnten. In Juncker hatte sich in kurzer Zeit der gewaltige gesammelte Quellenstoff bereits so geformt, daß von ihm am 21. August 1702 ein gedruckter „Deutlicher Vortrag und Project von Einrichtung der .... vollständigen Historie der gefürsteten Grafschaft Henneberg unter dem Titul »Ehre der gefürsteten Grafschaft Henneberg« hinausging; er wirbt darin um ideelle Unterstützung seines Werkes und um Mitteilung von Nachrichten. „Binnen Jahr und Tag" sollte „ein mittelmäßiger Folioband" erscheinen, der in fünf Büchern den gesamten Stoff darbieten sollte: 1. „Geographische Beschreibung des Landes", 2. „Die natürlichen Curiositäten", 3. „Die Kirchenhistorie", 4. „Die Civilhistorie", 5. „Das Leben aller und jeder Grafen und Fürsten, auch der regierenden Erbnachfolger bis auf unsere Zeiten"; die Grafschaft wurde ganz im alten Sinne, vom Main bis an den Rennsteig, begriffen. Soweit Juncker sich nicht selbst aus Literatur und Quellen Klarheit verschaffen konnte, machte er in seinen Ferien Reisen und besuchte z. B. 1703 alle ehedem Hennebergischen Städte und Schlösser in Mainfranken; auch übersandte er ausgearbeitete Abschnitte einzelnen Sachverständigen (z. B. Hönn-Coburg, Waldmann-Schmalkalden, Bartholomäi-Ilmenau) zur Ergänzung und Verbesserung. Völlig modern mutet Junckers Methode an, durch Fragebogen bei ortserfahrenen Beamten Auskünfte einzuholen; schon im Mai 1702 ließ er solche durch die Oberbehörden an Pfarrer und Lehrer, Stadt- und Landärzte, Berg- und Forst-Bedienstete, Stadträte und Ämter versenden. Dadurch erhielt er in reicher Menge authentisches Material, das ihm um so wertvoller war, als seine „Ehre" zugleich geschichtliche Stoffsammlung wie Landeskunde und Staatshandbuch werden sollte. Bereits im Sommer 1704 waren wesentliche Teile des Buches fertiggestellt; im Januar 1705 schloß er die erste Fassung

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0229

des Ganzen ab. Nun begann die vorausbedingte Zensur: während der Herzog von Sachsen-Naumburg selbst die Handschrift prüfen wollte, hatten die beteiligten Ernestiner auf Hönns Vorschlag den Gothaer Hofrat Pfanner als Zensor bestimmt. Obwohl Juncker mit einer Drucklegung noch im Jahre 1705 rechnete, hatten die Regierungen keine solche Eile. Der Text wanderte von Kanzlei zu Kanzlei; Beanstandungen und Verbesserungen kamen; Rückfragen wurden nötig; es spielte der ganze Apparat kleinlichster diplomatischer und politischer Rücksichten, besonders in Zeitz mit dogmatischen Bedenken vermischt. Juncker benutzte zwar die Eisenacher Jahre zur Weiterarbeit und zur Auswertung des Fuldaer Stiftsarchivs, doch schon 1711 hatten seine Freunde die Hoffnung auf Drucklegung des Werkes aufgegeben. Wenn auch Gotha, Weimar und Eisenach die Beschleunigung der Zensur wünschten, so blieb doch der Albertiner zurückhaltend, und Meiningen schloß sich ihm in dieser Verschleppungstaktik an. Junckers dringende Bitten um Freigabe der Handschrift wurden nicht erhört; er konnte zwar 1712 seiner „Anleitung zu der Geographie der mittleren Zeiten" den ganzen Abschnitt über den Gau Grabfeld (S. 224—241) aus seiner „Ehre" einfügen, aber damit war wenig gedient. Am 22. März 1713 fiel in Zeitz die endgültige Entscheidung, „daß die Hennebergische Historie nicht zu edieren sei"; erst 1755 wurden die Forderungen der Junckerschen Erben nach Vergütung der aufgewandten Kosten von Gotha und Dresden beglichen, da Kursachsen die Bände 2, 3, 4, Gotha die Bände 1 und 5 der „Ehre" behalten hatte. Junckers umfangreiche „Collectanea Hennebergica" zerflatterten im Erbgang und erlitten mit dem Schicksal der v. Ponickauschen Bibliothek, der sie seit 1774 z. T. angehörten, weitere Verluste; die endgültige, von Juncker selbst für den Druck bestimmte Fassung der „Ehre" muß heute als verloren gelten. Die in mehreren Abschriften (Dresden, Hildburghausen, Meiningen) erhaltenen 5 Bände der „Ehre" mit insgesamt 220 Kapiteln und über 100 Abbildungen zeigen Juncker als fleißigen Sammler, der Spangenberg und Carolus nicht ohne Kritik betrachtet; sie sprechen für seine Aufgeschlossenheit für alle Gebiete der Volksgeschichte, die oft der Mehrzahl seiner Zeitgenossen noch unwesentlich schienen und ferne lagen. Die von ihm verzeichneten Sprichwörter, Wüstungssagen, Dorfordnungen, Beamtenlisten und statistischen Nachrichten machen sein Werk noch heute unentbehrlich, das späteren Historikern oft stillschweigend als Quelle dienen durfte. Junckers „Ehre" ist nach C. Schöppachs trefflichem Wort „das reichhaltigste Magazin für Hennebergische Geschichte".

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0230

2. Geisthirt.

Johann Conrad Geisthirt[30]), am 2. September 1672 in Schmalkalden als Sohn des Schneiders Conrad Geisthirt geboren, in ärmlichsten Verhältnissen aufgewachsen, in der lutherischen Stadtschule vorgebildet, erscheint von 1700—1706 als Lehrer in der kleinen Landstadt Berka a. d. Werra. Im Dezember 1706 wurde er nach Eisenach berufen, um das Kantorat an der Georgenkirche und den Unterricht in der vierten Lateinklasse des neuerrichteten Gymnasiums zu übernehmen; diese Stelle behielt er bis zu seinem Tode in den letzten Dezembertagen 1734. Ob Geisthirt schon in Berka sich geschichtlichen Forschungen gewidmet hat, entzieht sich bislang unserer Kenntnis; nicht unberechtigt dürfte die Annahme sein, daß Juncker, der 1707 als Direktor des Gymnasiums nach Eisenach kam, ihn entscheidend beeinflußt hat, sagt er doch selbst von sich, er weise die ihm „Untergebenen, soviel ihrer aufmerksam sein wollen, an sein Exempel". Wenn Geisthirt auch Stoff für die Geschichte Eisenachs gesammelt hat, so galt seine Hauptarbeit doch der Geschichte seiner Vaterstadt und der ganzen Herrschaft Schmalkalden. In seiner Methode ist er ganz von Junckers Vorbild abhängig, nur daß er bei seinem örtlich beschränkten Gebiete stärker das biographische Moment berücksichtigen konnte. Ursprünglich hatte er die Absicht, seine „Historia Schmalcaldica oder Historische Beschreibung der Herrschaft Schmalkalden" im ganzen zu veröffentlichen. Wohl in Sorge wegen des Druckes entschloß er sich im Herbste 1720, die „Smalcaldia literata" aus dem fast vollendeten Hauptwerk herauszunehmen und gesondert (Schmalkalden-Leipzig 1720) drucken zu lassen. Diese Sammlung von 191 Lebensläufen um Stadt und Kirche verdienter Bürger und bemerkenswerter Söhne der Herrschaft ist der erste, großartige Versuch einer landschaftlich begrenzten Personengeschichte, wie er vorher und nachdem nicht wieder gemacht worden ist, vielleicht beeinflußt von Johann Kaspar Wetzels[31]) Buch „Das jetztlebende geehrte und gelehrte Coburg" (1718). Aus Literatur, archivalischen Quellen und mündlichen Mitteilungen hat Geisthirt alles für die behandelten Menschen Wesentliche zusammengetragen und in knapper Form veröffentlicht. Im Jahre 1723 schloß er auch seine „Historia

[30]) Leider fehlt bisher eine hinreichende Biographie; vgl. über ihn: ADB Bd. 49 S. 276; Germann a. a. O. S. 69; Schultes a. a. O. S. XV; „Historia Schmalcaldica" (Ztschr. d. Ver. f. Hennebergische Gesch. u. Ldskde. Schmalkalden 1.—6. Supplementheft 1881—1889); „Schmalkaldia Literata" (Leipzig-Schmalkalden 1720; Neudruck Z. d. V. f. Hbg. Gesch. Schmalkalden 12. Heft (1894)).

[31]) Über ihn und seine literarischen Arbeiten vgl. ADB Bd. 42 S. 256 ff.; Th. Krieg a. a. O. I. Teil S. 77 ff.; E. Hönn a. a. O. S. 78 ff.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0231

Schmalcaldica" ab und ließ im gleichen Jahre in der „Leipziger Gelehrtenzeitung" (S. 110 ff.) eine genaue Inhaltsangabe erscheinen, vielleicht in der stillen Hoffnung, durch diese Werbung einen Verleger anzulocken. Der Versuch mißlang, sein Werk blieb ungedruckt und wurde von ihm in Nachträgen und Ergänzungen bis in sein Todesjahr fortgeführt. Hatte Juncker sich durch die größere Aufgabe im einzelnen doch einschränken müssen, so konnte Geisthirt um so mehr in die Breite und Tiefe gehen. Seine „Beschreibung" ist in 6 große Abschnitte mit insgesamt 65 Kapiteln gegliedert: 1. Liber geographico-physicus, 2. liber topographicus, 3. Vom Kirchen- und Schul-Staat, 4. Historia civilis, 5. Chronologie (Annalen) 1075—1723, 6. Schmalkalder Convente 1529—1557. Dadurch ist schon rein äußerlich die Abhängigkeit von der „Ehre" gekennzeichnet; Geisthirts Text ist weit mehr als eine bloße Landeskunde; er enthält ebenso ein Inventar der Bau- und Kunstdenkmäler und Bibliotheks-Kataloge wie Beamtenlisten und Statistiken. Da begreiflicherweise die Fürstengeschichte zurücktritt, steht Land und Volk im Mittelpunkte seiner Betrachtung: Mundartproben und Scherzgedichte sind aufgenommen, Stadt- und Dorfverfassung in Vergangenheit und Gegenwart sind behandelt, Bodenschätze und Handwerke werden eingehend geschildert. Geisthirt beherrscht den ganzen Stoff aus genauer Ortskenntnis; gute archivalische Begründung — zahlreiche Urkunden, Briefe, Verfügungen sind in den Text eingeflochten — und volkstümliche Überlieferung zeichnen sein Werk aus.

3. Hönn.

Georg Paul Hönn[32]), am 12. Juni 1662 in Nürnberg als Sohn des späteren Coburger Konsistorialpräsidenten und Geheimen Rates Paul Hönn geboren, in Coburg aufgewachsen und von Hauslehrern vorgebildet, studierte seit 1678 in Altdorf und Gröningen. Die wirtschaftliche und soziale Stellung seines Vaters erlaubte ihm die damals übliche „Cavalierstour", die ihn von Holland über England und Frankreich durch die Schweiz nach Italien führte. 1685 in Altdorf zum Dr. jur. promoviert, 1687 in Coburg als Regierungsadvokat zugelassen, wurde er 1688 zum ersten Archivar ernannt und erhielt außerdem 1694 das Amt eines Polizeirats. Nach zweijähriger Leitung des Gemeinschaftlich Hennebergischen Archivs in Meiningen (1697—1699) kehrte er nach Coburg zurück, wurde 1705 Amtmann und Scholarch des Gymnasiums, schied 1739 aus dem Staatsdienst aus und starb am 21. März

[32]) Über ihn vgl. ADB Bd. 13 S. 72 ff.; E. Hönn a. a. O. S. 78; besonders mit Bibliographie und Nachweisen Th. Krieg a. a. O. I. Teil S. 45 ff.; „Die Literatur" (35. Jhrgg. 1932 Heft 3 S. 123 ff.).

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0232

1747. Von Vaters Seite her im besten Sinne erblich belastet, wurde Hönn als Jurist und Archivar zu geschichtlichen Studien angeregt, ohne jedoch — bei allem Fleiße — tiefere Zusammenhänge historischer Entwicklung zu erkennen oder auch nur um ihre Erfassung sich ernstlich zu bemühen; seine genealogischen Studien und seine Neigung zu religiöser Poesie und Gesellschaftskritik („Betrugslexikon") mögen ihn selbst über diesen Mangel hinweggetäuscht haben. Seine „Sachsen-Coburgische Historia" war bereits um 1695 fertiggestellt und mit Genehmigung der Zensur im Drucke, als persönliche Mißhelligkeiten mit Vorgesetzten die Veröffentlichung durch Verbot des Fortdrucks und Beschlagnahme der Handschrift hemmten. Im Jahre 1700 erschien endlich das Buch, das als ersten Teil „eine formal- und materialische Beschreibung des Fürstentums Coburg und einiger dazugezogener Ämter" bis zum Jahre 1695 enthält. Diese 46 Kapitel können kaum als geschichtliche Darstellung bezeichnet werden; es sind durch losen Text verbundene Regenten- und Beamtenlisten, Aufzählungen von Titulaturen, Ordnungen, Privilegien und Statuten, Beschreibungen von Städten und Klöstern — fast stets ohne oder mit nur sehr vagen Quellenangaben; oft kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß Hönn sich mit der Wiedergabe der Urkundenauszüge in den Archivrepertorien begnügt hat. Der zweite Teil bringt Jahrbücher von 791—1680, ein seltsames Gemisch wesentlicher und bedeutungsloser Angaben; einige Urkunden sind beigegeben; die Behandlung zahlreicher polizeilicher und strafrechtlicher Fälle mag durch die amtliche Stellung und das fachliche Interesse des Verfassers bedingt sein. Nach Abschluß dieses Werkes arbeitete Hönn an großzügigen „Annales Franconiae", die die Geschichte des ganzen Fränkischen Kreises in Vergangenheit und Gegenwart umfassen sollten: eine Beschreibung aller fränkischen Herrschaften, Klöster und Städte mit Genealogien und Biographien der Bischöfe, Fürsten und des Adels. Das Ziel war zu weit gesteckt und damit von vornherein unerreichbar. Ein gut Teil der Sammelergebnisse scheint in das von Hönn bis auf das Vorwort beendete, gleich nach seinem Tode (1747) gedruckte „Lexicon Topographicum des fränkischen Craises" übergegangen zu sein. Wenn auch das Herzogtum Coburg mit Hildburghausen als Glied des Obersächsischen Kreises darin nicht behandelt ist, so bedeutet doch dieses Buch für die Grafschaft Henneberg den ersten, gelungenen Versuch eines Ortslexikons, das seinen Vorgänger (Franconia Rediviva (Nürnberg 1702) des M. A. Pastorius) weit übertrifft und in gedrängter Kürze das Wesentliche über Lage, Namen, Amtszugehörigkeit und Geschichte des einzelnen Ortes sagt.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0233

V. Kirchen- und Schulgeschichtsschreibung im 18. Jahrhundert.

In zwei durch rund hundert Jahre getrennten Stufen war in der Grafschaft Henneberg die Genealogie des Fürstenhauses und die Landesgeschichte behandelt und gefördert worden. Widrige Umstände hatten die Drucklegung maßgebender Werke (Glaser, Carolus, Juncker, Geisthirt) verhindert; die Forschung war im wesentlichen auf Spangenberg und Hönn als Literatur angewiesen. Die schreiblustige und kompendienfrohe Zeit des Barock hat sich nun besonders der bisher stark vernachlässigten Geschichte der Kirchen und Schulen der Grafschaft gewidmet; ihr gehören drei führende Männer an, von denen jeder ein Buch mit über 1000 Druckseiten der Nachwelt geschenkt hat: Johann Michael Weinrich, Johann Christian Thomae und Johann Werner (III.) Krauß.

1. Weinrich.

Johann Michael Weinrich[33]), am 12. Oktober 1683 in Dettern (Ufr.) als Sohn des Schullehrers Johann Kaspar Weinrich geboren, seit 1695 am Gymnasium Schleusingen unter Junckers Konrektorat vorgebildet, studierte 1704—1711 in Jena, Leipzig, Erfurt und Halle und wurde 1712 als Rektor an das Lyzeum in Meiningen berufen; 1722 wurde er Hofdiakonus und Prinzenerzieher; er starb in der Vollkraft der Jahre am 18. März 1727. Diese $1^1/_2$ Jahrzehnte seines Lebens sind mit regem literarischen Schaffen erfüllt; in seinen Mußestunden kritischer Münzforscher und fruchtbarer Dichter geistlicher Lieder, widmete er sich mehr und mehr der Hennebergischen Geschichte. In Einzeluntersuchungen, z. T. als Schulprogramme veröffentlicht, behandelte er quellenmäßig Teilfragen der mittelalterlichen Geschichte. Sein in der „Pentas" gedruckter Aufsatz über die Hennebergischen Kanzler ist bis auf den heutigen Tag der erste und einzige Versuch einer Behördengeschichte der Grafschaft. Weinrichs Lebenswerk ist der „Kirchen- und Schulen-Staat", eine breite Darstellung der Hennebergischen Kirchengeschichte von der Christianisierung bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts. Seine Vorliebe galt der Erforschung des Mittelalters; aus Literatur und Archivalien sind hier Nachrichten über Klöster, geistliche Stiftungen und Pfarreien zusammengestellt, die geistlich gewordenen Angehörigen des Grafenhauses aneinandergereiht. Für die nachreformatorische Zeit beutet Weinrich mit besonderem Gewinn das Visita-

[33]) Über ihn vgl. Struve a. a. O. S. 903; Schultes a. a. O. S. XXI; Schöppach a. a. O. S. 89; Bechstein a. a. O. S. 33; G. Brückner, „Pfarrbuch" [Neue Beiträge Bd. II (Meiningen 1863) S. 87 ff]. „Kirchen- und Schulen-Staat des Fürstentums Henneberg alter und mittlerer Zeiten" (Leipzig 1720); „Pentas historischer und theologischer Betrachtungen" (Coburg 1724—1727).

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0234

tionsprotokoll von 1555 aus — eine Quellengattung, deren hervorragender Wert erst 150 Jahre später wieder erkannt worden ist. Den einzelnen Pfarreien fügt er knappe Listen der Stelleninhaber, bei wenigen Familien sogar durch besondere Stammtafeln ergänzt, bei und schuf damit die erste Vorarbeit für ein „Pfarrbuch". Bedeutsam ist es auch, daß Weinrich ganz wie Spangenberg und Juncker über alle neugezogenen Staatsgrenzen hinweg die Grafschaft als Einheit erfaßt und behandelt; wenn er auch die altwettinischen Gebiete der „Neuen Herrschaft" (Coburg-Hildburghausen) ausgelassen hat, so greift er dafür weit nach Süden und Westen bis Schweinfurt und Tann. Bei dem Mangel jeglicher Vorarbeiten und dem Umfang des Gebietes ist bei Weinrich gewiß die kritische Durchforschung und stets quellenmäßige Begründung etwas zu kurz gekommen; daß ihm Kritik nicht mangelte, beweisen seine kleineren Untersuchungen. Seine Sammeltätigkeit, durch große Belesenheit und eisernen Fleiß gefördert, hat manche inzwischen verschollene Urkunde berücksichtigt und uns durch den Druck überliefert.

2. Thomae.

Johann Christian Thomae[34]), am 5. April 1668 in Heldburg als Sohn des Pfarrers Stephan Thomae geboren, seit 1682 Schüler des Gymnasiums Casimirianum in Coburg, studierte seit 1688 in Jena und wurde 1697 als Rektor nach Neustadt a. d. Heide berufen; trotz körperlicher Schwäche gab er einen anerkannt guten Unterricht in klassischen Sprachen und starb in Amt und Würden am 19. März 1724. Thomae ist gewiß kein geborener Historiker gewesen; jede literarische Tätigkeit hat ihm anscheinend ferngelegen, ohne ihn dadurch der wissenschaftlichen Regsamkeit zu entfremden. Als am 3. November 1717 in Neustadt das Reformationsjubiläum gefeiert wurde, ließ er durch Schüler in 17 kurzen Reden Luthers Leben und Werk vortragen. Auf Rat guter Freunde versah dann Thomae diese Ansprachen mit umfangreichen, gelehrten Anmerkungen und kam dadurch in engere Berührung mit der Kirchengeschichte des ganzen Gebietes. Um „die ganze evangelische Gestalt unserer Coburgischen Kirche gleichsam in einem Spiegel auf einmal zu sehen", bearbeitete er die Geschichte aller Pfarreien und Schulen des Herzogtums Coburg. 1722 erschien endlich unter einem langatmigen, typisch barocken Titel das ganze Werk, das auf Grund archivalischen Quellenstoffs und ausgedehnter brieflicher Auskünfte die Stadt Coburg, die Superintendenturen Coburg und Neustadt und die

[34]) Über ihn vgl. Th. Krieg a. a. O. I S. 74/75. „Das . . . aufgegangene Licht am Abend . . . Historische Beschreibung . . . aller evangelischen Prediger und Stadt-Schul-Collegen des Coburgischen Fürstentums" Coburg 1722.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0235

Adjunkturen Rodach, Sonnefeld, Meder und Scherneck umfaßt. Für jeden Ort sind in zeitlicher Reihenfolge alle Stelleninhaber, getrennt nach Kirche und Schule, genannt und ihre Lebensläufe behandelt. Großer Fleiß und klarer Blick für das Wesentliche zeichnen Thomaes Buch aus; durch die zahlreichen Literaturbelege und durch Zusammenstellung der von den einzelnen Männern verfaßten Schriften hat Thomaes „Licht am Abend" für den früh wettinisch gewordenen Teil der Grafschaft noch heute seinen hohen Wert behalten und ist eine würdige Ergänzung von Weinrichs Lebenswerk.

3. Krauß.

Johann Werner Krauß[35]), am 8. Oktober 1690 in Königsberg i. Fr. als Sohn des Diakonus Johann Werner Krauß geboren, vom gelehrten Vater und in der Stadtschule vorgebildet, studierte 1707—1714 in Halle, wo er sich trotz seiner theologischen Ziele „gleich in dem ersten Jahr" an Ludewig und später an Thomasius anschloß. 1717 wurde er als Substitut seinem Vater beigegeben und 1731 als Superintendent nach Eisfeld berufen, wo er hochbetagt am 21. Mai 1772 starb. Krauß' historische Begabung ist ausgesprochenes Ahnenerbe; fünf Generationen ausgezeichneter, führender Theologen zeigt seine Ahnentafel; sein Vater, Schüler von Bose und Sagittarius, Mitarbeiter von Hönn, ist der maßgebende Geschichtsforscher des Amtes Königsberg i. Fr. gewesen und blieb bis in sein Todesjahr (1732) der beste Freund und Berater seines Sohnes, dem er schon in jungen Jahren „besondere Anweisung zur Historie" gegeben hatte. Der Verkehr mit Ludewig und Thomasius in Halle vertiefte die wissenschaftliche Neigung Krauß'; seit dem Antritt der Eisfelder Stelle war die Hennebergische Kirchen- und Landesgeschichte sein Arbeitsfeld; mit Nachdruck hatte ihn 1731 sein Vater auf den Wert der Visitationsprotokolle hingewiesen und sie „als Grund unserer heutigen Kirchen- und Schulverfassung" bezeichnet. Krauß erkannte klar das dringende Bedürfnis, nachdem der nördliche (Meiningen-Schleusingen) und der südliche (Coburg) Teil der Grafschaft bereits bearbeitet war, nun auch das Mittelstück (Hildburghausen) zu erforschen

[35]) Leider fehlt bisher eine hinreichende Biographie. „Analecta Hennebergensia" (Schmalkalden 1742); L. Bechstein, Ein Hennebergischer altertumsforschender Verein 1742 bis 1746 (Einladungsschrift Meiningen 1846); „Beyträge zur ... Kirchen-, Schul- und Landeshistorie" (4 Teile Greiz-Hildburghausen 1750—1754); Neudruck von Teil II (1753) unter dem Titel: „Antiquitates et Memorabilia Historiae Franconicae"; Dr. I. Krauß, „Königsberg und das Frankenland im Dreißigjährigen Krieg aus den Königsbergischen Annalen von J. W. Krauß" (Coburg 1929). Dr. J. F. Abert, „Vorläufer der Gesellschaft für fränkische Geschichte" (Fränkische Monatshefte Nürnberg 11. Jhgg. (1932) S. 126 ff.).

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0236

und eine Brücke zu schlagen. Sein Arbeitseifer ließ ihn rasch vorwärtskommen, als ihn eine persönliche Verbindung in die größeren Weiten gesamthennebergischer Geschichtsforschung zu führen versprach. Die 1713 in Dresden gegründete „Königlich polnische und kursächsische Sozietät christlicher Liebe und Wissenschaften", nach ihrem Stifter auch Societas Christiano-Johannea caritatis et scientiarum genannt, hatte neben Sachsen und Thüringen auch einen Bezirk Franken-Henneberg. Krauß wurde „Consultor" dieses „Circulus II" und entwarf mit Genehmigung des „Präsidiums" in Dresden einen wahrhaft großzügigen, auch heute noch nicht verwirklichten Plan einer Gemeinschaftsarbeit der Mitglieder. Die „Vorläufige Nachricht" bringt 1742 sein Programm; Ziel ist nicht ein Werk, wie es Juncker „synthetice" geschaffen hatte, sondern die „analytice" vorzunehmende Bearbeitung von Teilfragen, die die Mitglieder nach freiem Ermessen sich auswählen sollten. Neben der Veröffentlichung von Handschriften (Glaser, Carolus, Riem) und Urkunden ist der Neudruck seltener Bücher beabsichtigt. Krauß fordert eine Hennebergische Bibliographie, ein historisches Ortslexikon für Henneberg (Spicilegium geographicum), „ein allgemeines Repositorium oder Repertorium diplomaticum" der Hennebergischen Urkunden — Aufgaben, deren Kühnheit und klare Erkenntnis für die damalige Zeit überrascht, deren Lösung heute noch in weiter Ferne steht. Die Zeitschrift „Analecta Hennebergensia" ist nie erschienen; schon nach vier Jahren versank der geniale Plan in Nichts; die gestellten Aufgaben waren zu groß, die Wege zu wenig geebnet; die Zeit war auch noch nicht reif für den Gedanken wissenschaftlicher Gemeinschaftsarbeit. Durch diesen Mißerfolg ließ sich jedoch Krauß nicht entmutigen; ganz auf sich gestellt, ging er an seine Aufgabe. Er arbeitete die Sammlungen seines Vaters durch, zog die handschriftlichen Nachlässe von Ortsgeschichtsforschern (Bötzinger-Poppenhausen, Döler-Heldburg, Dietzel-Eisfeld) heran und verwertete besonders ausgiebig den Quellenstoff von Amts-, Stadt- und Adelsarchiven. Vom Herzog Ernst Friedrich Karl von Sachsen-Hildburghausen „zu öfteren Malen" an die Drucklegung seines Werkes gemahnt, gab er im Abstand von knapp fünf Jahren (1750—1754) die vier umfangreichen Bände „Beiträge zur Kirchen-, Schul- und Landeshistorie" heraus. Wenn er auch in der „Vorrede" bescheiden ablehnt, eine „vollständige Historie" geben zu können, so hat doch sein Buch eine klaffende Lücke in der Hennebergischen Geschichtsschreibung geschlossen, denn Bindeglied zwischen Norden und Süden ist das von ihm behandelte Gebiet (Heldburg I, Hildburghausen II, Eisfeld III, Königsberg-Sonnefeld-Behrungen-Schalkau IV). Krauß' Darstellung ist knapp und hat Blick für das Wesentliche; durch zahl-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0237

reiche Urkundenbeilagen, Auszüge aus Visitationsprotokollen, Kirchenbüchern und Briefen erhält sie selbst oft Quellenwert. Krauß' Gewissenhaftigkeit und weitgehendes Interesse, das ebenso Denkmäler wie Beamtenlisten und bürgerliche Stammbäume einbezieht, sichern seinem Werke noch heute einen Ehrenplatz zu.

VI. Politische Geschichtsschreibung um 1800.

In drei Jahrhunderten hatte die Hennebergische Geschichtsschreibung jeweils führende Männer gehabt und von ihnen die maßgebenden Werke erhalten. Die Zeit um 1800 bedeutet für die deutsche Dichtung den klassischen Höhepunkt; auch die Geschichtsforschung hielt mit dieser Aufwärtsentwicklung Schritt. Die Akademien und gelehrten Gesellschaften waren zu Zentren des Geisteslebens geworden; die Landesgeschichte war mehr und mehr in das Gesichtsfeld weiter Kreise der Gebildeten gerückt. Aus ihnen erwuchs auch die neue Generation der Historiker: Männer der praktischen Staatsverwaltung, an leitenden Stellen wirkend, schier erdrückt von der Last des Berufs und der kleinlichen Alltagsarbeit. Trotzdem ließ ihre eigenwüchsige wissenschaftliche Begabung, fern aller Doktrin und aller reinen Zweckbestimmtheit, in ihnen Werke reifen, die für die Landesgeschichte über die Generationen hinaus fruchtbar geworden sind. In der Grafschaft Henneberg waren die Führer dieser neuen Epoche: Johann Gerhard Gruner, Johann Andreas Genßler und Johann Adolph (von) Schultes.

Johann Gerhard Gruner[36]), am 15. Februar 1734 in Coburg als Sohn des Konsistorialpräsidenten Johann Friedrich Gruner geboren, Schüler des Gymnasiums Casimirianum in Coburg, studierte in Jena Rechtswissenschaft und wurde 1756 in Coburg Hof- und Regierungsadvokat. Nach kurzer Tätigkeit als Kammerkonsulent wurde er 1770 Kammerassessor, 1773 Kammerrat und 1783 Kammerpräsident mit dem Titel Geheimer Rat; er starb am 1. Juli 1790. Der Familie Gruner eignet im 18. Jahrhundert eine bewundernswerte Verbindung menschlicher, wissenschaftlicher und dienstlicher Vorzüge: Der Vater Johann Friedrich (* 1688, † 1756) Konsistorialpräsident und scharfsinniger juristischer Schriftsteller; sein ältester Sohn Johann Friedrich (* 1723, † 1778) Universitätsprofessor in Halle und als Herausgeber der „Opuscula" (1760/61) um die fränkisch-hennebergische Geschichtsforschung

[36]) Über ihn und seine literarischen Arbeiten vgl. ADB Bd. 10 S. 41; bes. Th. Krieg a. a. O. I. Teil S. 40 ff. [S. 35 ff. auch über Vater, Bruder und Neffen Gruners]; „Historisch-statistische Beschreibung des Fürstentums Coburg" (Coburg I. Teil 1783, II. Teil 1784); unter gleichem Titel neu herausgegeben und um 2 Teile vermehrt von Johann Ernst Gruner (Coburg 1793).

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0238

verdient; dem um 11 Jahre jüngeren Sohne Johann Gerhard waren also schon im Blute die besten Voraussetzungen mitgegeben. Da seine literarische Tätigkeit ausschließlich das letzte Jahrzehnt seines Lebens umfaßt, müssen lange Jahre der Stoffsammlung und der Quellendurcharbeitung vorangegangen sein. Gruners Stärke ist die peinliche Gewissenhaftigkeit, die klare, fast nüchterne Sprache und die archivalische Sicherung seiner Angaben; weniger lag ihm flüssige, gewandte Darstellung und ursächliche Verknüpfung der Geschehnisse. Seine fünf Biographien sächsischer Herzöge sind deshalb gewiß keine hervorragenden Leistungen. Gruners wahre Bedeutung erhellt aus seiner „historisch-statistischen Beschreibung des Fürstentums Coburg S. — Saalfeldischen Anteils". Seine polemischen Auseinandersetzungen mit dem Meininger Historiker Christian Friedrich Keßler von Sprengseysen hatten ihm den Blick für Fragen der Landesgeschichte geschärft; mit seinem Buche schuf er für die Grafschaft Henneberg eine neue Gattung brauchbarer, landesgeschichtlicher Literatur, wenn auch eine wirkliche Bearbeitung des Stoffes nicht erfolgt ist und der zweite Band nur aus Nachträgen und Ergänzungen zum ersten Bande, der genau ein Jahr zuvor erschienen war, besteht. Gruner hielt das „Studium der einheimischen Verfassung unumgänglich notwendig" für jeden tüchtigen Staatsbürger; Ziel seiner Arbeit ist daher die staatspolitische Erziehung der Bevölkerung und die Erkenntnis von dem „gewissen genauen Verhältnis des moralischen und des physikalischen Zustandes eines Volkes", d. h. der Wechselwirkung von „Blut und Boden". Trotz der damals noch immer schwebenden Ernestinischen Erbfolgestreitigkeiten ist die Fürstengeschichte nur sehr kurz behandelt. Im Mittelpunkt steht das Land mit seinen geologischen, physikalischen und geographischen Verhältnissen, das Volk mit Verfassung und Verwaltung des Staates, der Ämter, Städte und Dörfer. Sorgfältige Beschreibungen der einzelnen Siedlungen, ihrer Geschichte und Rechtsstellung in Vergangenheit und Gegenwart fußen in ihrer Kürze und Knappheit der Angaben wohl oft unmittelbar auf den wertvollen Amtsbeschreibungen des 17. Jahrhunderts. Gruner hat seinem Buche 82 sehr verschiedenwertige Urkunden — weder in zeitlicher noch in sachlicher Reihenfolge — und zwei gute Landkarten des Herzogtums beigefügt. Bereits zehn Jahre nach dem Erscheinen der „Beschreibung", kurze Zeit nach dem Tode des Verfassers, konnte Gruners Neffe und Schwiegersohn Johann Ernst (von) Gruner (* 1757, † 1822), als Beamter (Chef des Justizkollegiums und Konsistorialpräsident) und Staatsmann (Kanzler) wohl der bedeutendste Kopf dieser hervorragenden Familie, das Werk, verbessert und um zwei Teile vermehrt, neu herausgeben.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0239

Johann Andreas Genßler[37]), am 12. Mai 1748 in Hildburghausen als Sohn des Hofseilers Johann Georg Genßler geboren, nach Beseitigung des anfänglichen Widerstandes seines Vaters von 1763—1766 Schüler des Gymnasiums Casimirianum in Coburg, studierte in Jena Theologie und wurde 1775 als Frühprediger in Hildburghausen angestellt. 1780 zum Hof- und Stadtdiakonus befördert, erhielt er 1790 durch die Ernennung zum Hofprediger Sitz und Stimme im Konsistorium, dem er bis 1800 als „Präsident der Schulkommission" angehörte; im gleichen Jahre wurde er Geh. Kirchenrat und 1819 Generalsuperintendent. Von den Universitäten Würzburg und Jena zum Ehrendoktor der Philosophie und Theologie ernannt, von der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München zum Mitglied gewählt, starb er hochbetagt am 19. Mai 1831. Schon in früher Jugend war Genßler von seinem Vater, der als preußischer Soldat vor Prag mitgefochten hatte, zu „tiefer Verehrung des Großen Friedrich" erzogen worden und unter dem Eindruck dieser Geschichtserzählungen aufgewachsen. Geschichte wurde ihm „nach und nach Lieblingsbeschäftigung"; besonders widmete er sich der Genealogie der Dynastenfamilien von der Völkerwanderung bis ins 10. Jahrhundert. Seine Schriften über die Agilolfinger, Welfen, Wettiner und Hohenzollern sind mit allzu gewagten Kombinationen belastet und müssen heute als überholt gelten; wertvoll sind dagegen die von ihm bearbeiteten „Genealogischen Tabellen" Hildburghäuser Bürgerfamilien. Diese Arbeiten, die ihn besonders die Überlieferung von Schwarzach und Fulda schätzen lehrten, haben ihn auch zur Hennebergischen Geschichte, hauptsächlich in die Frühzeit des Grabfelds geführt. Sein Buch „Die Welfen im Kronenglanz" ist bereits als „Grundlage zu einer künftigen Geschichte des fränkischen Gaues Grabfeld" gedacht. Die „Geschichte des fränkischen Gaues Grabfeld" ist auch sein Hauptwerk geworden, das trotz letzter wissenschaftlicher Zielsetzung „auch Lesebuch für allerlei Stände" sein sollte. Es sollte anregen, „über die verbesserte Lage des Volkes nachzudenken, den Keim der Nationalehre zu pflegen und den kriegerischen Mut wieder anzufachen"; sein Buch ist also Kampfmittel gegen die revolutionären Ideen des „Europens Freiheit so gefährlichen Frankreich", ist Bekenntnis zum organischen Staatsgedanken. Die geschichtliche Darstellung umfaßt als ersten Teil die Zeit von Tacitus bis Bonifaz,

[37]) Über ihn und seine Schriften vgl. ADB Bd. 8 S. 573/74; R. A. Human, Chronik der Stadt Hildburghausen (Hildburghausen 1886) S. 65/68; E. Hönn a. a. O. S. 80/81; „Die Welfen im Kronenglanz" (Hildburghausen 1801); „Geschichte des fränkischen Gaues Grabfeld" (Schleusingen 2 Bände 1802/1803).

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0240

als zweiten Teil die Jahrhunderte von Karl d. Gr. bis zum Interregnum. Genßler hat überall auf eigene archivalische Studien verzichtet, dafür aber die vorhandene Literatur so gut wie lückenlos verwandt und so kritisch wie möglich ausgewertet. Der erste Band zeigt die Schattenseiten seiner genealogischen Arbeiten; der zweite Band ist auch heute noch nicht ganz überholt, da das Grabfeld als Ganzes für die Frühgeschichte bisher noch nicht untersucht ist. Genßlers wissenschaftliche Leistung wird freilich durch die behagliche Breite und die lehrhafte Tendenz in ihrer vollen Auswirkung gemindert.

Johann Adolph (von) Schultes[38]), am 29. Oktober 1744 in Reinhardsbrunn als Sohn des Amtmanns Wilhelm Heinrich Schultes geboren, infolge der Versetzung seines Vaters nach Themar (1757) Schüler des Gymnasiums Schleusingen, studierte 1762/65 in Jena Rechtswissenschaft, wurde Amts- und Hofadvokat in Themar und 1771 als Nachfolger seines Vaters daselbst Amtmann. 1783 zum Kommissionsrat, 1796 zum Hofrat ernannt, 1797 auf eigenen Wunsch vom Kaiser geadelt, wurde er 1803 als Geheimer Archivrat beim Landesministerium nach Coburg berufen, 1804 zum Landesregierungsrat, 1808 zum Landesregierungsdirektor befördert. Die Bayerische Akademie der Wissenschaften in München wählte ihn zum Mitglied; nach schwerem Krankenlager starb er am 29. Mai 1821. Die bei Schultes vorhandene Erbanlage — sein Neffe Ludwig August Schultes (* 1771, † 1826) gab das bekannte Directorium Diplomaticum (1821/25) heraus — wurde in Schleusingen durch den als Historiker verdienten Rektor Albrecht Georg Walch (* 1736, † 1822) entwickelt und gepflegt. Mit dem Beginn seiner Tätigkeit als Amtmann in Themar nahm Schultes seine Forschungen zur Hennebergischen Geschichte auf. Sie standen von vornherein unter einer zwiefachen Erkenntnis: Zeitgenössische Archivalien, für das Mittelalter besonders die Urkunden, sind „die sichersten Beweismittel, die echtesten Keime historischer Wahrheiten"; nach allen den bisherigen Vorarbeiten muß Aufgabe sein eine „vollständige und zusammenhängende, politische, pragmatische Geschichte" der Grafschaft, erwachsen aus der „Kunst, die Begebenheiten und ihre Folgen miteinander zu verbinden". Wenn man die lange Reihe seiner Bücher

[38]) Über ihn und seine Schriften vgl. ADB Bd. 32 S. 692, Bd. 33 S. 800, bes. Th. Krieg a. a. O. II. Teil (1929) S. 64/67; O. F. Müller, Der Henneberger Geschichtsschreiber Johann Adolph von Schultes („Neue Beiträge" Lfg. 9. Meiningen 1891); L. Bechstein, Geschichte des Gemeinschaftlichen Hennebergischen Archivs zu Meiningen (Gotha 1850); Germann a. a. O. S. 20/21. T. Krieg, „Zur Geschichte des Coburger Landesarchivs" (Archivalische Zeitschrift III. F. 8. Bd. [München 1932] S. 293/296).

und Aufsätze überblickt, dann ergibt sich ohne weiteres, daß Schultes stets diese innere Linie seiner Forschung innegehalten und deshalb auch sein Ziel einer neuen Bearbeitung der Hennebergischen Geschichte, einer auf sorgfältiger Kleinarbeit beruhenden Gesamtschau der Vergangenheit erreicht hat. Schultes ist der erste Historiker der Grafschaft, der Franken und Henneberg als einheitliches politisches Kraftfeld erkannt hat; seine Sonderstudien über die Klöster Veßra und Langheim, über den Nordgau und Radenzgau, über die Reichsdynasten von Trimberg und die Grafen von Andechs — sie alle sind nur Teilstücke des Gesamtwerks, dessen innere und äußere Geschlossenheit ihn zu dem Geschichtsschreiber der Grafschaft gemacht hat. Bereits sein erster kühner Wurf, die zweibändige „Diplomatische Geschichte des Gräflichen Hauses Henneberg" (1788/91), ist eine unübertroffene, wohl auch unübertreffliche Leistung; besonders die allgemeinen Abschnitte über Rechts- und Verfassungsgeschichte (I S. 412/450, II S. 213/322) beweisen seine klare Erkenntnis der Probleme und sind großzügige Überblicke, lebendig und kraftvoll gestaltet. Seine dieser Arbeit folgende „historisch-statistische Beschreibung der Gefürsteten Grafschaft Henneberg" (6 Abteilungen 1794/1815), aus wirtschaftlichen Gründen leider Fragment geblieben, zeigt ihn auf dem Wege Gruners, und doch überragt sie in jeder Hinsicht das Vorbild, da „Erläuterung der Landesgeschichte", nicht Ämter- und Ortsbeschreibung ihr letzter Zweck ist. Mit der Übersiedlung nach Coburg und mit der Übernahme der Archivleitung trat die spezifisch Hennebergische Aufgabe zwar zurück, aber seine „Coburgische Landesgeschichte des Mittelalters" (1814) und die dreibändige „Sachsen-Coburg-Saalfeldische Landesgeschichte" (1818/1822) führten ihn wieder aus der späten Wettinischen Zeit zurück in das Jahrhundert Hennebergischer Geschichte der Ortslande Franken. Schultes hat aber noch an weiteren, großen Aufgaben gearbeitet; immer dringlicher schien ihm ein „vollständiges Diplomatarium" der Henneberger Klosterurkunden, ein „Coburgisches Diplomatarium", ein „Diplomatisches Repertorium zur fränkischen Geschichtskunde". Der Tod enthob ihn dieser Arbeit, die auch heute noch nicht getan ist; sein gesamter schriftlicher Nachlaß aber wurde das Opfer eines Brandes im Jahre 1839. Da Schultes fast jedem Aufsatz und jedem Buch ein „Urkundenbuch" beifügte, ist die Zahl der von ihm veröffentlichten Urkunden sehr groß, wenn auch heute die Art der Herausgabe und der mangelnde Quellennachweis nicht mehr befriedigen können. Unerschüttert bleibt trotzdem das Ganze seines Lebenswerkes, Ausdruck eines umfassenden Geistes, eines eisernen Fleißes und einer tiefen, echten Heimatliebe.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0242

VII. Übersicht der Geschichtsschreibung im 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart.

Die letzten großen Werke der Hennebergischen Geschichtsschreibung sind am Vorabend einer neuen Zeit entstanden; die Romantik, die zunächst auf literarischem Gebiete eine Hinwendung zu deutschem Volkstum bedeutet, weckte besonders auf historischem Boden neue Bewegung. Die 1819 gegründete „Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde" sorgte für Vertiefung und Verbreitung geschichtlichen Wissensstoffes. Am 4. April 1820 entstand in Naumburg der „Thüringisch-Sächsische Verein für Erforschung des vaterländischen Altertums", der auch die 1815 zur Provinz Sachsen geschlagenen Hennebergischen Bezirke Schleusingen und Suhl betreute. Die 1815 bayerisch gewordenen Teile der alten Grafschaft fanden Aufnahme in dem am 22. Januar 1831 in Würzburg gegründeten „Historischen Verein für den Untermainkreis"[39]). Im Henneberger Kernland wurde der Dichter, Archivar und Bibliothekar Ludwig Bechstein Anreger und Führer des am 14. November 1832 in Meiningen gegründeten „Hennebergischen Altertumsforschenden Vereins"[40]). Sein Aufgabenkreis und die Tätigkeit der Mitglieder ist dem Leben und Treiben der anderen zeitgenössischen Geschichtsvereine gleich gewesen; in vier Jahrhunderten war so vorgearbeitet, daß jetzt der mehr oder minder organisierte Ausbau im kleinen beginnen konnte. Neben einigen kunstgeschichtlichen Veröffentlichungen bleibt das Hauptverdienst des Vereins für die Grafschaft als Ganzes die Herausgabe des siebenbändigen „Hennebergischen Urkundenbuchs" (1842/77), bearbeitet von Carl Schöppach, Ludwig Bechstein und besonders Georg Brückner — ein Werk mit über 2000 Urkunden bis 1452, heute noch unerläßlich und doch infolge einer mißverstandenen Mahnung Johann Friedrich Böhmers methodisch und systematisch unbefriedigend. Die ausgesprochene Kleinarbeit des Vereins, der sich mühsam durch die politischen Kampfjahre 1848 und 1866/70 rettete, führte zu immer größerer Vereinzelung. Der Blick für das große Ganze ging verloren; die Staatsgrenzen wurden zu schier unübersteiglichen Mauern. Am 2. Juli 1873 wurde in Schmalkalden ein eigener „Verein für Henne-

[39]) O. Handwerker, Werden und Wirken des Historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg 1831—1931 (69. Bd. des „Archivs des Hist. Ver. f. Ufr." Würzburg 1932).

[40]) F. Tenner, 100 Jahre Hennebergischer altertumsforschender Verein („Meininger Tageblatt" vom 12. XI. 1932); „Beiträge zur Geschichte deutschen Altertums" [Lfg. 1—5 (1834—1845)]; „Neue Beiträge zur Geschichte deutschen Altertums [Lfg. 1—37 (1858—1932)].

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0243

bergische Geschichte und Landeskunde" gegründet[41]); am 16. Mai 1888 entstand in Meiningen der „Verein für Meiningische Geschichte und Landeskunde"[42]); am 3. April 1908 löste sich schließlich auch Schleusingen durch einen selbständigen „Hennebergischen Geschichtsverein" ab[43]). Je weiter diese Bewegung der Absonderung ging, um so mehr verlor sich das Bewußtsein der Einheit; das Blickfeld wurde immer kleiner; die Verbindungsfäden wurden immer schwächer und rissen sogar. Nur wenige Forscher wie z. B. Wilhelm Füßlein und Wilhelm Dersch haben den Weg zur Hennebergischen Gesamtgeschichte, zur Reichsgeschichte aus der Landesgeschichte gesucht und gefunden. Es ist jetzt an der Zeit, die großen, gemeinsamen Aufgaben der Hennebergischen Geschichtsforschung zu erkennen und ihrer Erfüllung durch Einigkeit und Gemeinschaftsarbeit zu dienen.

---

[41]) „Zeitschrift des Vereins für Hennebergische Geschichte und Landeskunde in Schmalkalden" [Heft 1—18 (1875—1923)].

[42]) „Schriften des Vereins für Meiningische Geschichte und Landeskunde" [Heft 1—91 (1888—1932)].

[43]) „Schriften des Hennebergischen Geschichtsvereins Schleusingen" [Nr. 1—17 (1908—1932)].

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0244

Literatur.

I. Zeitschriftenrundschau.

Von Walter Möllenberg
unter Mitarbeit von J. Bauermann, Ad. Diestelkamp, R. Holtzmann und R. Schildmacher.

A. Zeitschriften der Provinz Sachsen und Anhalts.

Jahrbuch der Denkmalpflege in der Provinz Sachsen und in Anhalt. Hrsg. von Hermann Giesau und Ludwig Grote.

Jgg. 1932. 130 S.

Kurt Gerstenberg, Schnitzaltäre aus der Zeit Kardinal Albrechts in der Umgebung Halles:

Altäre aus Eisdorf, Holleben, Delitzsch, Zschortau, St. Petri in Obhausen, Könnern, Friedersdorf, St. Annen in Eisleben, Beesen, Merseburg, Gr. Osterhausen, Rötha, St. Georg in Mansfeld, die drei verschiedene Stilströmungen erkennen lassen, eine fränkische, eine schwäbische und eine bayrische. —

Wilhelm Rüdiger, Eine Mutter Gottes aus Stumsdorf bei Halle:

Plastik aus der Zeit von 1370—1375. —

Heinrich Schuster, Schloß Heldrungen:

Baugeschichtliche Nachrichten. —

Charlotte Giese, Zwei mittelalterliche Altarkreuze in der Marienkirche zu Mühlhausen. —

Julie Harksen, Die frühe Zerbster Fayencemalerei:

Die Zerbster Fayencemanufaktur, 1721 von Fürst Johann August von Anhalt-Zerbst gegründet, erlebte ihre Blütezeit ungefähr bis zum Jahre 1734. Unter dem Holländer Daniel van Kayck und dem in Delft ausgebildeten Ripp pflegte sie die technische und künstlerische Tradition der chinesisch-holländischen Keramik. Die verschiedenen Gruppen von Zerbster Fayencen werden in Wort und Bild anschaulich vorgeführt. —

Giesau, Leusch, Aus der Werkstatt des Provinzialkonservators:

Bericht über die im letzten Jahre ausgeführten Wiederherstellungsarbeiten. —

Hermann Giesau, Wiederherstellung der Bonifaziuskirche in Treffurt an der Werra. —

Hermann Goern, Die neuen Glasfenster im Dom zu Nordhausen. —

Giesau, Städtebauliche Fragen um den Magdeburger Dom. —

Kurt Schulz und Giesau, Darstellung eines Glockengießers auf der ältesten Glocke von Mühlhausen i. Thür. — W. M.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0245

Zeitschrift des Vereins für Kirchengeschichte der Provinz Sachsen und des Freistaates Anhalt.

Jgg. 28. 1932. 192 S.

E. Wollesen, Gustav Adolf 1631 und 1632:

Zur Gedächtnisfeier des Jahres 1932 gibt Wollesen einen Überblick über die letzten ereignisreichen Jahre Gustav Adolfs und seinen Feldzug, der ihn, wie bekannt, in unsere Provinz führte, bis zu seinem Heldentod in der Schlacht bei Lützen. Hingewiesen wird noch besonders auf die Neuordnung des Kirchenwesens durch Gustav Adolf im Erzstift Magdeburg und im Hochstift Halberstadt. —

Otto Albrecht, Ein Rätsel Luthers und seine wahrscheinliche Lösung:

Es handelt sich um die Umschrift des Lutherwappens am alten Wittenberger Lutherhause.

Otto Laeger, Zur Geschichte des Klosters Ammensleben:

Kurze Übersicht über die siebenhundertjährige Geschichte des 1804 aufgehobenen Benediktinerklosters. —

Karl Weiske, August Hermann Francke und der Berner Pietismus:

Nach den in der Waisenhausbibliothek erhaltenen Briefen des Berner Theologen Samuel Schumacher. —

Schmidt, Dessauer Brautexamen, 1617—1619:

Eingeführt nach schlesischem Vorbild von dem Dessauer Superintendenten und Hofprediger M. Johann Brendel, von dem 78 Protokolle in der Dessauer Superintendentur vorliegen. —

Gottfried Wentz, Urkundliche Beiträge zur Geschichte des Augustinerchorherrenstiftes zum Heiligen Geist vor Salzwedel:

Im Anschluß an eine eingehende Erörterung der archivalischen Quellen des 1247 gegründeten Stifts werden 37 bisher unbekannte Urkunden, zumeist in Regestenform, mitgeteilt. —

Fritz Wirth, Johann Sebastian Mitternacht, 1613—1679, poeta laureatus, Rektor, Oberhofprediger und Stiftssuperintendent:

Ein kurzes Lebensbild des 1613 in Hardisleben bei Buttstedt geborenen und 1679 als Stiftssuperintendent und Oberhofprediger in Zeitz gestorbenen Dichters und fruchtbaren Schriftstellers, mit einer Übersicht über seine Veröffentlichungen. —

Adolf Diestelkamp, Der Balsambann am Ausgange des 15. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Geschichte der mittelalterlichen Pfarrorganisation und der Diözesangrenzen in der Altmark:

Übersicht über die in zwei Kommissariatsregistern von 1485 und 1489 aufgeführten Ortschaften mit Nachweisungen über Patronate, Patrozinien und Pfarrer der altmärkischen Kirchen. Der zweite Teil dieser grundlegenden Arbeit gilt der Untersuchung der unbedingt sicheren Grenzen der Diözese Halberstadt in der Altmark. —

Analekten: Gebrechen und Mängel in kursächsischen Dörfern in der Frühzeit der Reformation (F. Stoy). — Ein Brief von Dr. Johann Eck an den Fürsten Johann von Anhalt (Schmidt). —

Miszellen: Ein Zwischenfall bei der ersten Kirchenvisitation in Schweinitz (Stoy). — Das Spendebrot. Ein interessanter kirchlicher Brauch im alten Felgeleben (Martin Bartholdy). — Zur Geschichte des Schmalkaldischen Krieges. Unveröffentlichtes aus dem Torgauer Stadtarchiv (Agnes Bartscherer). —

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0246

Adolf Diestelkamp, Notizen und Nachrichten:
1. Zeitschriftenschau. 2. Selbständige Schriften und Bücher. — W. M.

Zeitschrift des Harz-Vereins für Geschichte und Altertumskunde.

Jgg. 64. 1931. 184 S.

Habicht, Tilmann Riemenschneider und der Harz:

Der neuerdings urkundlich geführte Nachweis der Herkunft Riemenschneiders aus Osterode a. H. gibt dem Verf. Anlaß, den Lehr- und Wanderjahren R.'s nachzuforschen, die den Künstler sehr wahrscheinlich bis nach Lübeck geführt haben, bevor er nach Würzburg übersiedelte. —

W. Grosse, War Till Riemenschneider ein Sohn des Harzes?:

Zusammenfassung aller bisherigen Forschungsergebnisse, die für Riemenschneiders Herkunft herangezogen werden können. —

K. Frölich, Stand und Aufgaben der Goslarschen Geschichtsforschung:

Vortrag zum Gedächtnis des am 1. 1. 31 verstorbenen Goslarer Stadtarchivars W. Wiederhold. —

H. Denker, Orts- und Forstnamen des Oberharzes in der Gegend von Clausthal. —

Carl Borchers, Die Landwehren der Reichsstadt Goslar. —

Miszellen: Der Name des Brocken schon 1135? (W. Grosse). — Die Goslarer Kaiserreliquie. Ein Beitrag zur Frage des Bestattungsortes im ehemaligen Dom (Heinr. Spier). — Ein Besuch des Goslarer Domes kurz vor seinem Abbruch (W. Grosse). — Riemenschneiderfunde im Harzgebiet. —

Walther Grosse, Die Venetianischen Goldsucher im Harze:

Sehr aufschlußreiche Untersuchung mit folgendem Ergebnis: Spätestens seit dem 16. Jhdt. tauchen auch im Harz fremdländische und geheimnisvolle Schatzsucher auf, die das Volk als Venetianer kennt und bezeichnet. Anfangs scheinen sie ganz ernsthaft gewisse Erden und Mineralien in kleinen Mengen, vorzüglich im Brockengebiet, gesucht zu haben, die für die italienische Glas- und Mosaikfabrikation von Bedeutung waren. Später entwickelte sich daraus eine phantastische Schatz- und Goldsucherei fremder und einheimischer Kuxgänger, deren Spuren wir bis in das 20. Jhdt. hinein verfolgen können. Von dem Wesen und Treiben dieser Schatzsucher berichten uns noch einige wenige literarische Hinweise, ein paar erhaltene Venetianerbücher, der Mönchsstein am Brocken und endlich eine Fülle höchst seltsamer Venetianersagen. —

K. Bürger, Die Baumannshöhle. Geschichte eines Harzer Naturdenkmals (Forts. u. Schluß):

Die Baumannshöhle unter Anton Ulrich (1704—1714). Die Baumannshöhle unter Ludwig Rudolf (1714—1735). Die Baumannshöhle von Ludwig Rudolfs Tode bis zu Goethes Besuch (1735—1777). —

Miszellen: Die älteste Beschreibung der Einhornhöhle (K. Bürger). — Das Mönchsbild im Gr. Mönchstale bei Clausthal (K. B. Fischer). —

Jgg. 65 (1932). 148 S.

Walther Grosse, Die Venetianischen Goldsucher im Harz (Forts. des Aufsatzes in Jgg. 64):

Die Venetianer in der Sage. —

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0247

K. Bürger, Ein überraschender Fund im Beatrixgrabe im Kloster Michaelstein:

Es handelt sich um einen Kasten, der nach der Inschrift die sterblichen Reste der Äbtissin Beatrix I. von Quedlinburg (geb. 1037, gest. 1062) enthielt, jedoch vermutlich später als Reliquie der Äbtissin Beatrix II. (gest. 1160) nach Michaelstein überführt worden ist. —

Ludwig Lüders, Stellfelde. Ein Beitrag zu der Urkunde K. Ottos III. vom 20. April 997 zugunsten Bischof Arnulfs von Halberstadt:

Die geschichtliche Bedeutung des alten karolingischen Forsthofs bei Fallersleben bis ins 19. Jhdt. —

Wilhelm Lüders, Zur Deutung der Bergnamen Lilie, Lilienkopf und Lilienberg im Gebiete des Harzes. —

Hermann Lorenz, Die Abtrünnigkeit der Quedlinburger von 1337 bis zum Mandat Kaiser Karls V. (1547):

Das Streben der Stadt Quedlinburg nach Reichsunmittelbarkeit. —

Miszellen: Ein neu aufgefundenes Goethebild (W. Grosse). — Gesamtkatalog der Harzliteratur (Ders.). — Ein deutscher Brief Georg Thyms (C. Cordes). —

K. Schirwitz, Zur Vorgeschichte des Quedlinburger Schloßberges. —

E. Keil, Das anhaltische Gericht Hoym im Pfandbesitz der Stadt Quedlinburg 1417—1424 u. 1434—1473. —

Silberborth, Der Nordhäuser Bürgermeister Michael Meyenburg als Mansfelder Kupferhändler:

Meyenburg gehört zu den namhaften Industriellen, die im 16. Jahrhundert den Mansfelder Kupferhandel zu hoher Blüte entwickelt haben. —

Hans Kleinschmidt, Zwei Jugendbriefe von Goethes Plessing an Ilfelder Freunde. —

Miszellen: Menzel im Harz (C. Becker). — Peter Cornelius in Ilsenburg. — Wilhelm v. Kügelgen an das Ehepaar Crola (W. Herse). — Schinkel in Goslar und Halberstadt (C. Becker). — W. M.

Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg.

Jgg. 66/67. 1931/32. 216 S.

Johannes Bauermann, Erzbischof Norbert und die rheinischen Güter des Erzstifts Magdeburg:

Erzbischof Norbert ist der Erneuerer der einstigen Stellung Magdeburgs und der ottonischen Traditionen. Die vorliegende Untersuchung über die rheinischen Güter des Erzstifts gibt ein Beispiel von der weltlichen Rekuperationspolitik Norberts. —

Eduard Stegmann, Burg und Schloß Barby:

Die Burg Barby, das alte Stammschloß des Barbyer Grafengeschlechts, ist 1680 abgebrochen worden, um einem zeitgemäßeren Schloßbau Platz zu machen. Ein Bild der ganzen Anlage und ihrer Gebäude vermittelt uns ein Inventar von 1669. Die Burgkirche, die alte Burgwardskirche, ist nicht mit der erst in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts errichteten Franziskanerkirche zu verwechseln. An der Erbauung des neuen Schlosses (1680—1717) sind nacheinander der Weißenfelser Landbaumeister Richter, der Berliner Architekt Arnhold Nehring, der Weißenfelser Landbaumeister Christoph Pitzler, der Baumeister und

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0248

Stuckator Giovanni Simonetti und der Schloßbaumeister Johann Babtista Pröbes beteiligt. Simonettis Stuckarbeiten sind von dem Italiener Minetti fertiggestellt. Auch anderer Künstler, so des Malers Antoine Pesne, ist zu gedenken. Nach dem Aussterben der sächsischen Nebenlinie der Wettiner pachteten die Herrenhuter 1748 den ehemaligen Fürstensitz, heute beherbergt das leider durch mehrfache Brände heimgesuchte Schloß die Herzog-Heinrich-Oberschule. —

Adolf Reccius, Eine Willkür der Stadt Calbe a. d. Saale aus der Mitte des 15. Jahrhunderts:

Abdruck der Willkür. Bisher waren nur zwei Willküren von 1525 und 1660 bekannt. —

Beiträge zur Geschichte des 10. Mai 1631:

Enthält: 1. Ernst Bötiger u. Ernst Müller, Leipzig als Zufluchtsort von Magdeburger Einwohnern nach der Zerstörung Magdeburgs im Jahre 1631. — 2. Reinhold Specht, Zerbst als Zufluchtsort von Magdeburger Einwohnern nach der Zerstörung Magdeburgs im Jahre 1631. — Ernst Neubauer, Briefe geflüchteter Magdeburger aus Hildesheim und Braunschweig. —

Walter Sens, Die Schulen der Stadt Burg, Bez. Magdeburg, zu Beginn des 19. Jahrhunderts:

A. Burgs städtisches Schulwesen bis zum Zusammenbruch Preußens 1807. B. Die Küstereischulen vor der Schulreform von 1812. C. Privat-, Klipp- und Winkelschulen um 1812. D. Die Garnisonschule. E. Die katholische Schule. F. Die Töchter- und Industrieschule. G. Die Große Stadtschule. H. Leonhards Persönlichkeit (L. ist der Organisator des Burger Schulwesens der neueren Zeit). —

Walter Breywisch, Der Magdeburger evangelische Bischof Bernhard Dräseke:

Dräseke, geb. 1774, seit 1804 Pfarrer bei Ratzeburg, dann an der Ansgarikirche in Bremen, 1832 Domprediger in Magdeburg und Generalsuperintendent der Provinz Sachsen mit dem Titel und Rang eines evangelischen Bischofs, war der größte Kanzelredner seiner Zeit. In seinem Streit mit den „Lichtfreunden" unterlegen, nahm er 1843 den Abschied. Er starb 1849 in Potsdam. —

Miszellen: 1. Der Frachtverkehr am Harbker Zoll im Siebenjährigen Kriege (Albert Hansen). — Ein Grabfund römischer Münzen bei Meyendorf und andere römische Münzfunde in Ostfalen (Ders.). — W. M.

Mitteilungen des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt. H. 48. 1932. 110 S.

Ernst Lehmann, Beiträge zur heimatlichen Vorgeschichte. —

Martin Waehler, Das Erfurter Gericht als Flurbezeichnung in den thüringisch-sächsischen Landen:

Die bei verschiedenen namentlich aufgeführten Orten vorkommende Flurbezeichnung „Erfurter Gericht" glaubt W. als von Erfurter Handelsleuten erworbene Grundstücke erklären zu können, auf denen diese Gericht gehalten hätten. Daß es sich um Erfurter Gerechtsame gehandelt haben kann, ist nicht ganz ausgeschlossen, doch bedarf die Frage noch weiterer Klärung. —

Franz Trautwein, Erfurter Epitaphplastik um 1600:

Gruppierung der erfurtischen Skulpturen nach Werkstattzusammenhängen. —

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0249

Albert Schröder, Die Siegelkapsel der Erfurter Goldschmiede:

Die Kapsel ist von 1592. Sie zeigt ein Relief mit dem hl. Eligius. Die Darstellung findet sich in verwandter Ausführung auf einem Insignium der Leipziger Goldschmiedeinnung, auf dem Petschaft der Goldschmiede-Genossenschaft zu Linz a. D. und auf dem Petschaft der Goldschmiedeinnung zu Weißenfels. —

Wilhelm Stieda, Sänftenträger in Erfurt:

Über die Sänfte als Verkehrsmittel und das Sänftenwesen als öffentliche Einrichtung in den verschiedenen Städten Deutschlands seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts. In Erfurt zuerst 1718 eingeführt.

Nachrufe: Buchdruckereibesitzer Adolf Stenger (gest. 16. Juli 1931); Lehrer Robert Huth (gest. 31. August 1932). — W. M.

48. Jahresbericht des Altmärkischen Vereins für vaterländische Geschichte zu Salzwedel.

1933. 87 S.

Das Heft ist aus Anlaß der Einweihung des neuen Heims des Vereinsmuseums dem Andenken des Begründers des Vereins Johann Friedrich Danneil gewidmet. Auch der Abdruck einer bisher unveröffentlichten Arbeit Danneils dient dem gleichen Gedenken.

F. Bohnstedt, Johann Friedrich Danneil und das Dreiperiodensystem:

Danneil hat als Erster bereits im Jahre 1836 die drei Perioden der Vorgeschichte: Steinzeit, Bronzezeit und Eisenzeit festgelegt. — Streiflichter auf Johann Friedrich Danneils Lebenswirken. Bekenntnisse und Zeugnisse, zusammengestellt vom Herausgeber (Wilhelm Fehse). —

Johann Friedrich Danneil, Geschichte der Gewandschneidergilden in Salzwedel (der Aufsatz ist 1861 niedergeschrieben).

Pflanz, „Magister Petrus" in Gardelegen:

Über einen in den Urkunden von 1306—1307 erscheinenden Geistlichen dieses Namens. Zu den daran geknüpften, der Korrektur bedürfenden Ausführungen vgl. neuerdings Ad. Diestelkamp in der Ztschr. d. Ver. f. Kirchengesch. d. Prov. Sachsen u. d. Freistaates Anhalt Jgg. 28 (1932) S. 121 Anm. 60. — W. M.

Zerbster Jahrbuch. Im Auftrage des Zerbster Geschichtsvereins hrsg. von Reinhold Specht.

Jgg. 16. 1931. 113 S.

Kurt Müller, Die geistlichen Güter der Zerbster Schöffen aus der Zeit vor der Reformation:

Über die Rechtsnatur der fünf Altarpfründen, einer Predigtpfründe und des Spendevermögens des Zerbster Schöffenkollegiums. Die Stiftungen haben auch nach der Reformation noch lange selbständig fortbestanden und sogar die Auflösung des Schöffenkollegiums im Jahre 1572 überdauert. —

H. Kirchner, Die Erhaltung des Zerbster Stadtbildes:

Programmatische Erörterungen über die hierfür zu treffenden Maßnahmen.

Reinhold Specht, Der Friederikenberg:

Kurze Geschichte des bei Tochheim an der Elbe unweit Zerbst gelegenen Lustschlosses, erbaut zu Anfang des 18. Jahrhunderts, abgebrochen in den Jahren von 1834 an. —

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0250

Münnich, Theodor Fabricius.

Abdruck der lat. Selbstbiographie des ersten anhaltischen Superintendenten (geb. 1501 zu Anholt, seit 1544 Pfarrer und Superintendent in Zerbst, gest. 1570) mit angehängter deutscher Übersetzung.

Wilhelm Hoffmann, Die Untertanen des Amtes Zerbst 1674. —

Jgg. 17. 1932. 107 S.

Fredo Bachmann, Die Wandmalereien in der Bartholomäikirche zu Zerbst. —

Paul Kirchner, Der Zerbster Böttchertanz:

Ein alter Volksbrauch, vielleicht schon im 14. oder 15. Jahrhundert entstanden. —

Franz Münnich, Die Lehrer des Francisceums zu Zerbst 1532—1932: Biographische Notizen. —

Reinhold Specht, Zerbster Buchbinder:

Nachweisung der in den Zerbster Stadthandbüchern genannten Buchbinder mit biographischen Nachrichten über die Zerbster Buchbinder von 1555 bis c. 1800. —

Systematisches Verzeichnis der in dem Zerbster Jahrbuch I—XVI erschienenen Aufsätze. — W. M.

Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Naturwissenschaft in Sangerhausen und Umgegend.

H. 21. 1931. 79 S.

Friedrich Schmidt, Volkskundliches aus Nordthüringen:

Wertvolle Beobachtungen über volkskundliche Verschiedenheiten der Bewohner des unteren Helmetales und der Grafschaft Hohnstein (mittleres und oberes Helmetal). —

Ders., Zur Frage der slavischen Besiedlung und der „Hundschaft" in Nordthüringen:

Gründliche kritische Abrechnung mit der Abhandlung von Louis Zange, Die Entstehung von Artern und sein ältestes Wappen (Jubiläumsschrift zur 600jährigen Stadtjahrfeier Arterns 1929). —

Louis Arendt, Hervorragende Männer in Sangerhausen in alter und neuer Zeit:

Behandelt werden: Superintendent Samuel Müller (1592—1662), Prof. Dr. Philipp Müller (1640—1713), Bürgermeister Dr. Joh. Friedr. Hoffmann (1710—1759), Oberhofmaler Samuel Bottschild zu Dresden (1641—1706), Oberhofmaler Heinrich Christoph Fehling zu Dresden (1654—1725), der Sangerhäuser Dichter Dr. Theod. Securius (1628—1678), der Orientalist Emil Rödiger (geb. 1801), General Julius von Bose (1809—1894), General Viktor von Grumbkow-Pascha (1849—1901), Prof. Dr. Julius Schmidt (1823—1897), Clemens Menzel (1835—1890), Bruno Hilpert (geb. 1850), die beiden Landräte von Doetinchem (Ludwig 1826—1895 und Werner, gest. 1917), Bürgermeister Gottloeber (1831—1881), Gymnasialdirektor Dr. Fulda (1841—1886), Gymnasialdirektor Dr. Dannehl (1840—1922), die Direktoren Hornung (gest. 1899) und Rabe (gest. 1908), Direktor Karl Steinacker (gest. 1898), Stadtältester Müller (gest. 1911), Direktor Carl Flügel (gest. 1896), Direktor Friedrich Witschel (gest. 1891), Kaufmann Alexander Stoy (gest. 1925), Bürgermeister Knobloch (1851—1923). —

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0251

H. 22. 1932. 79 S.

Friedrich Schmidt, Flurnamen in Nordthüringen:

Der Verfasser setzt sich zunächst kritisch mit der einschlägigen Flurnamenliteratur, insbesondere den dilettantischen Versuchen, die Flurnamen zu deuten, auseinander, und stellt sodann die Flurnamen der Kreise Sangerhausen und Grafschaft Hohnstein systematisch zusammen. Es werden hier behandelt: A. Flurnamen vom Boden (Naturnamen). I. Von der Bodenbeschaffenheit. Vom Wasser (fließendes und stehendes). Flüsse und Nebenflüsse. (Die Abhandlung wird im nächsten Heft fortgesetzt werden.) —

Lembke, Etwas aus der Baugeschichte der Jakobi-Kirche in Sangerhausen und über das in ihre nördliche Chorwand eingemauerte von Tennstedt'sche Grabdenkmal. —

Friedrich Schmidt, Zur 300jährigen Erinnerung an Gustav Adolf im Unstruttale und in Thüringen 1631/32. —

Der Schluß des Heftes würdigt die Verdienste zweier Männer um den Sangerhäuser Verein, des Amtsgerichtsrats i. R. Krieg und des Konrektors i. R. Friedrich Schmidt. W. M.

Mitteilungen des Sächsisch-Thüringischen Vereins für Erdkunde zu Halle a. S.
Hrsg. von O. Schlüter.

Jgg. 55 u. 56. 1931/32. 164 S.

Aus dem Inhalt:

Irmfried Siedentop, Landeskundliche Auswertung des Kartenwerkes der Landesplanung Merseburg.

Einspruch erhoben werden muß hier gegen die Schlußfolgerung, daß der nördliche Teil des Regierungsbezirks Magdeburg mit der Altmark einer norddeutschen Provinz zugeschlagen werden müsse.

O. Schlüter, Literatur-Bericht zur Landes- und Volkskunde der Provinz Sachsen nebst angrenzenden Landesteilen. W. M.

Schriften des Hennebergischen Geschichtsvereins (Schleusingen).

Nr. 17. 1932. 92 S.

Hermann Wahle, Das ehemalige Dorf und nachherige Rittergut Keulrod im Kreise Schleusingen bis zum Jahre 1868. Mit 3 Lageplänen. —

Schriftenreihe des Köthener Heimatmuseums.

H. 13. 1933. 48 S.

Fr. Loose (†), Das wüstgewordene Barsdorf bei Großmühlingen:

Eine weitausholende Geschichte des um 1368—71 wüst gewordenen Ortes mit Erörterungen über den Namen der einstigen Siedlung, die Lage und Dorflage, die Kirche, die Dorfmark mit ihren z. T. altertümlichen Bezeichnungen. Einige Pläne sind der Arbeit beigegeben, die an einem Einzelfall wüstungsgeschichtliche Probleme in besonderer Weise zu behandeln sucht. W. M.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0252

Das Merseburger Land. Zeitschrift des Vereins für Heimatkunde in Merseburg.

H. 23 (1932). 31 S.

K. Gutbier, Nachrichten über die Privilegierte Bürger-Scheiben-Schützengilde zu Merseburg. —

Alb. Schröder, Eine Holzfigur im Museum zu Merseburg:

Thronender Gottvater aus der Zeit um 1500. (In einem Nachtrag von Pretzien wird auf zwei weitere Kunstwerke hingewiesen, die den Gnadenstuhl bringen: das Epitaph des Bischofs Thilo von Trotha und ein Triptychon an der Südwand des Chors im Merseburger Dom.) —

Merseburg und die Schlacht bei Roßbach:

Aufzeichnungen des Stiftsaktuars Cuno. — W. M.

Ekkehard. Mitteilungsblatt deutscher Genealogischer Abende.

Jgg. 8 (1932). 124 S.

Folgende Beiträge kommen für unser Arbeitsgebiet in Betracht:

Wolfram Suchier, Verzeichnis der Bürger zu Weißensee i. Th. 1586 (Forts. u. Schluß). —

H. Freydank, Münzbeamte und Münzstätten in der Grafschaft Mansfeld (Forts.). —

Karl Weiske, Die Schülerliste der schola latina (Lateinschule) in den Franckeschen Stiftungen zu Halle (Saale) (Forts.). —

E. Neuß, Der hallische Stadtgottesacker als Quelle familiengeschichtlicher Forschung (Forts.). —

F. Holtzwart, Die letzten Stiftsbraumeister des Freien Reichsstifts Quedlinburg. —

Viktor Vetter, Familiengeschichtliche Nachrichten aus den kursächsischen Ämtern Arnshaugk und Ziegenrück 1350—1850 (Forts.). —

Carl Knetsch, Gregorius Brück und seine Familie. —

S. Wolf, Ein Verzeichnis der Untertanen des Fürstlich-Magdeburgischen Amtes Wolmirstedt aus dem Jahre 1632. —

Eberhard Schircks, Das hallische Stammbuch des Herzogl. Kirchenrats David Joachim Francke aus Schwerin (1750). —

Hanns Freydank, Der deutsche Ursprung des Geschlechts Mackensen. —

Erich Freygang, Mansfelder Berg- und Hüttenbeamte. —

W. M.

Heimatzeitschriften*).

Montagsblatt. Das Heimatblatt Mitteldeutschlands. Wissenschaftliche Beilage der Magdeburgischen Zeitung.

Jgg. 74. 1932. 416 S.

Aus dem Inhalt:

Friedrich Kausch, Die heimatliche Bienenzucht um 1750. —

A. Klatt, Theaterspiele in Gardelegen. —

*) Die heimatgeschichtliche Literatur in der Provinz Sachsen und in Anhalt ist nahezu unübersehbar geworden; fast in jedem Kreise und in jeder größeren oder kleineren Stadt erscheinen heute Heimatblätter als Beilagen zu den Tages-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0253

Felix Burkhardt, Friedrich der Große und die Schraplauer Steinbrüche. —

Franz Müller, Der Gesundbrunnen zu Rathmannsdorf. —

Alwin Schmidt, Herzog Ferdinand von Braunschweig als Soldat, als Heerführer und in seinem Verhältnis zu Friedrich dem Großen. —

Erich Neuß, Aufgaben der hallischen Stadtgeschichtsforschung. —

Hermann Schäfer, Die Einführung der revidierten Städteordnung in Magdeburg am 8. Februar 1832. —

Ernst von Niebelschütz, Das Hallesche Heiltum. —

Friedrich Kausch, Eine Wildgänse-Invasion 1743. —

Otto Hachtmann, Ernst Wolfgang Behrisch, Goethes Jugendfreund und Dessauer Original. —

Gerhard Wunderling, Gesundbrunnen und Blutquelle in Welsleben und Förderstedt. —

Friedrich Kunze, Mitteldeutsche Fastnachtsbräuche. —

Erich Valentin, Gründung des „Magdeburgischen Concerts" 1764. Ein Beitrag zur Musikgeschichte Magdeburgs. —

A. Seidenstücker, Arterner Goethe-Erinnerungen. —

Heinrich Lindau, Das Hofjagdgehege Thale-Quedlinburg 1844—1848 und das Harzer Raubschützenwesen. —

Walter Becker, Hallische Kaufhäuser und Gewandkammern im Mittelalter. —

Otto Teich-Balgheim, Des Herrn v. Monconys Besuch bei Otto von Guericke in Magdeburg im Jahre 1663. —

Johannes Biereye, Das Gymnasium in Eisleben (1546—1932). Ein Abschiedsgruß. —

Heinrich Grote, Goethe in Dessau und Wörlitz. —

Friedrich Kunze, Osterwunder in Mitteldeutschland. —

Herbert Koch, Berufung von Magdeburger Theologen an die Universität Jena. —

Alfred Overmann, Goethes Beziehungen zu Erfurt. —

K. Rose, 600 Jahre „Stadt" Schöningen. —

R. Sturm, Die erste Cholera-Epidemie in Magdeburg vor hundert Jahren. —

Karl Fischer, Das Jagdschloß Letzlingen und seine Geschichte. —

Ernst von Niebelschütz, Die St. Sebastianskirche zu Magdeburg. —

---

zeitungen. Eine wissenschaftliche Bewertung dieser Literatur ist nur schwer möglich; sie trägt in der Hauptsache belehrenden Charakter und sieht, richtig verstanden, ihre Aufgabe darin, die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung breiteren Kreisen unseres Volkes zugänglich zu machen. Wissenschaftliche Forschungsergebnisse selber wird man hier nur in Ausnahmefällen suchen, sie gehören auch besser in die wissenschaftlich geleiteten Zeitschriften der Geschichtsvereine. Eine Gesamtübersicht über diese heimatgeschichtliche Literatur zu bieten, wird von uns nicht beabsichtigt. Vielleicht findet sich dafür bald eine andere, geeignetere Stelle. Wer sich im übrigen darüber einigermaßen informieren will, sei auf die alljährlich in der Thüringisch-Sächsischen Zeitschrift für Geschichte und Kunst veröffentlichte „Bibliographie" von Max Laue verwiesen. Unser Jahrbuch „Sachsen und Anhalt" kann z. Zt. nur solche Heimatzeitschriften berücksichtigen, die der Schriftleitung in Jahresbänden übersandt werden.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0254

Bernhard Becker, Goethe in Harbke. —

Friedrich Kausch, Die Magdeburger Zitadelle als Schatzkammer im Siebenjährigen Kriege. —

Wilhelm van Kempen, 1932 ein Jubiläumsjahr anhaltischer Kunstpflege. —

Martin Lintzel, Der sächsische Stammesstaat und seine Eroberung durch die Franken. —

Erich Valentin, C. F. Zelters Beziehungen zu Magdeburg. —

A. Schulze, Wie man in Magdeburg die Krönung Friedrichs I. feierte. —

Hermann Schaefer, In gärender Zeit. Magdeburger Bürgerversammlungen vor 1848. —

Erich C. H. Weber, Berghauptmann Friedrich Wilhelm Heinrich von Trebra. —

Ottfried Vogel, Novalis' Beziehungen zu Goethe. —

Münnich, Ein streitbarer Gottesmann. Theodor Fabricius, der erste anhaltische Superintendent. 1501—1570. —

Rammelt, Der Alte Dessauer und seine Anneliese. —

Ernst von Niebelschütz, Die Bronzetüren von Nowgorod und Gnesen. —

Werner Hellweg, Die Stuhlordnung der Kirche zu Felgeleben. Ein Kapitel dörflicher Kirchengeschichte. —

Kurt Haupt, Aus der Türmerstube von St. Johannis in Magdeburg. —

Martha Hermann, Sitte und Brauch in dem Harzdorf Opperode. —

Gerh. Wunderling, Die Hinrichtung der Margarethe Kückelhahn. Eine Begebenheit aus der Geschichte des Bördedorfes Welsleben. —

S. Wolf, Aus der Geschichte des Hospitals in Hundisburg. —

Christian Brodbeck, Das Herrnhutertum in der deutschen Literatur. —

Franz Kern, Die Kronenkirche in Eisleben. —

Karl Max Wild, Gefangene der Magdeburger Zitadelle bis zum Beginn der Franzosenzeit 1806. —

Ed. Damköhler, Die Herkunft der Bewohner von Benneckenstein im Harz. —

A. Klatt, Alter Hochzeitsbrauch in Gardelegen. —

Bruno Hasselbach, Das Bernburger Innungswesen im Mittelalter. —

Otto Cimutta, Auf den Spuren der Fläminger Rechtsbräuche. —

Pflanz, Unglück und Schreck bei Gottesdiensten. —

Alfred Bergmann, Grabbe und Immermann. —

Felix Burkhardt, Das Brauwesen im Mansfelder Lande um 1715. —

Günther Deneke, Goethe und der Harz. —

Carl Borchers, Die Alt-Goslarer Fachwerkbauten. —

Reccius, Zu den Schicksalen des anhaltischen Superintendenten Theodor Fabricius. —

Günter Schöne, Zwei Hamlet-Aufführungen in Magdeburg. —

A. Pistor, Die Herrschaft Schmalkalden. —

Ernst von Niebelschütz, Die Kunst in und um Schmalkalden. —

Erich Valentin, Alt-Magdeburger Musikstätten. —

Alfred Overmann, Gustav Adolf und die Stadt Erfurt. —

Paul L. B. Kupka, Die altmärkischen Slawen und ihre Eindeutschung. —

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0255

C. Becker, Johann Friedrich August Tischbein in seinen Beziehungen zu Gleim. —

Ernst von Niebelschütz, Die Walloner-(Augustiner-)Kirche zu Magdeburg. —

Hinze, Verzierte Dachsteine. Ein handwerkliches Brauchtum der Vergangenheit. —

Lüdecke, Der Regensburger Treppenwerfer Erich Christoph v. Plotho und Magdeburg. —

Wahl, Goethe, Lavater und Dessau. —

Paul Schröder, Der Kreis Ilfeld. Seine geschichtliche und kulturelle Vergangenheit. —

Walther Schultz, Höhlenheiligtümer. —

Hoffmeister, Friedrichs des Großen Sieg bei Roßbach. —

Alwin Schmidt, Gustav Adolf als Feldherr. —

Fritz Wirth, Gustav Adolfs Page. —

Helmut Storch, Departement der Elbe: Kanton Magdeburg. Statistisch-historische Studie aus der Zeit des Königreichs Westfalen. —

Pflanz, Altmärkische Bauernhochzeiten. —

Dietrich Friede, Wie die Quedlinburger ihre Toten begruben. —

Erich Valentin, Ursprung und Geschichte des „Montagsblatts". —

Ed. Stegmann, Prinz Louis Ferdinand von Preußen als Grundherr im Herzogtum Magdeburg. —

W. Baumann, Geschichte einer Schatzgrabung in Halberstadt. —

Arthur R. von Vincenti, Karl Loewe in Magdeburg. —

Ernst von Niebelschütz, Die historischen Bau- und Kunstdenkmäler Nordhausens. —

Siegmund Wolf, Wolmirstedter wöchentliche Zeitungsberichte 1724—1765. —

Bader, Stapelrecht und Getreidehandel. Der Kampf um ein Alt-Magdeburger Privileg. —

Unser Eichsfeld. Illustrierte Monatschrift für eichsfeldische Heimatkunde. Jgg. 27. 1932. 328 S.

Johannes Müller, Die Schleifrillen an unseren Kirchen. —

Meinolf Opfermann, Das Musikergewerbe von Hundeshagen. —

Karl Wüstefeld, 25 Jahre Heimatkundlicher Verein Untereichsfeld. —

H. Solf, Erlebnisse eines Eichsfelders in den Napoleonischen Kriegen. —

Alfons Schmalstieg, Zum 75. Geburtstage von Karl Wüstefeld. —

Werner Dietrich, Ein Beitrag zum Erlebnis der Geismartat des heil. Bonifatius. —

Huschenbett, Der ehemalige Hochaltar der Neustädter Kirche zu Heiligenstadt. —

Nikolaus Görich, Beschwerden des Klosters Anrode gegen den Rat zu Mühlhausen 1632/48. —

Ders., Valentin Gerecht, Schenk zu Bickenriede, schwört Urfehde 1631. —

Ders., Harte Steuern im 7jährigen Kriege. —

Kl. Löffler, Ein Eichsfelder und seine Familie im Weimarer Goethekreise (Jagemann). —

Norbert Lorentz, Die milden Stiftungen für das Eichsfelder kath. Kirchen- und Schulwesen des 17.—19. Jahrhunderts. —

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0256

Görich, Das Anrodische Lagerbuch von Großtöpfer. —

Johannes Freckmann, Das Grabmal des Erzbischofs Adolf I. von Mainz in dem Münster ad St. Martinum zu Heiligenstadt. —

H. Lücke, Lehnsleute der Grafen von Plesse auf dem Eichsfelde. —

Ders., Wie Heiligenstadt vom Herzog von Weimar und vom General Pappenheim umkämpft wurde 1631—32 (aus Bd. 2 u. 3 des „Diarium Gottingense" von Georg Mengershausen). —

Joh. Müller, Ein Heiligenstädter Triptychon im Kaiser-Friedrich-Museum zu Berlin um 1360. —

Nikolaus Görich, Anrode und der Hülfensberg 1357—1810. —

Karl Wüstefeld, Zur Geschichte des Obstbaues im Eichsfelde. —

Johannes Müller, Die Papiermühle zu Heiligenstadt. —

Harald Busch, Reiseeindrücke vom Eichsfelde. —

Johannes Müller, Krankenpflege in früherer Zeit. —

Heinrich Lücke, Wie Rustenfelde und Reiffenhausen sich um den Wald stritten. —

Johannes Müller, Das Testament des „Reformators des Eichsfeldes" Andreas Reuter. —

Walter Stietzel, Die Verfassung und Verwaltung des Eichsfeldes unter französisch-westfälischer Herrschaft. —

Huckemann, Die wissenschaftlichen Beilagen zu den Jahresberichten des Gymnasiums zu Heiligenstadt seit 1825. —

Erich Wasmann, Die wirtschaftlichen Wirkungen und Folgen des Dreißigjährigen Krieges für die Mark Duderstadt. —

Sommer, Etwas von den Hannoverschen Kürassieren in Obernfeld. —

Reccius, Neues aus der Ortsnamenforschung. —

Paul Keim, Die Schweden in der Kurmainzer Hauptstadt. —

Heinr. Nolte, Die Cholera in Weißenborn. —

Kl. Löffler, Die mainzischen Anfänge auf dem Eichsfelde. —

P. A. Volmer, Friedrichslohra, eine Siedlung Friedrichs des Großen für katholische Eichsfelder. —

W. M.

Heimatglocken des Kreises Calbe. Hrsg. im Auftrage der Gesellschaft für Vorgeschichte und Heimatkunde des Kreises Calbe und seiner Grenzgebiete von Paul Krull.

Jgg. 8. 1932. 96 S.

Paul Krull, Hexen und Wahrsagerinnen in Schönebeck. —

Martin Bartholdy, Zur Chronik von Glinde 1845—1866. —

Hans Klockmann, Hecklinger Winkelschulwesen um 1700. —

Karl Hosang, Aus Kührens vergangener Zeit. —

Karstädt, Der Kampf gegen Feuer und Licht vor hundert Jahren in einer Kleinstadt. —

Ernst Töpfer, Aus der Geschichte der Gemeindeschule Förderstedt. —

Brösel, Aus der Geschichte von Chörau. —

G. Wieland, Zur Geschichte des Logenhauses in Staßfurt. —

Max Rosenthal, Dr. Elard Romershausen. —

W. Schulze, Wie der Rat von Groß-Salze das Häckselstreuen und das Poltern am Vorabend des Hochzeitstages bekämpfte.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0257

Werner Lahne, Die Zauberin von Calbe. —

Herbert Wesemann, Die Servitutenablösung und die Separation in Hohendorf a. d. Bode. —

K. Höse, Treueid der Barbyer Ratsherren und Bürger in früheren Jahrhunderten. —

P. Danzfuß, Unsere Bergmannssprache. —

Max Rothe, Ein Jahrhundert Eggersdorf im Lichte der ältesten Geburtsregister. —

Erich Sommermeier, Ein unsichtbares Dorf im Kreise Calbe (Cyprehna). —

Gerhard Wunderling, Chronik des Bördedorfes Welsleben. —

Max Rosenthal, Aus alten niederdeutschen Stadtbüchern. —

L. Horwitz, Ein Sonderling und Wohltäter der Stadt Calbe a. S. (Chr. Deutschbein). —

Karl Karstädt, Als die Salzburger in Barby waren. —

A. Reccius, Gericht und Rat im alten Calbe. —

Gilbert W. Feldhaus, Ein Reisebericht von Schönebeck vor 150 Jahren. —

A. Reccius, Die erste Nachricht über Calbe. —

Ernst Töpfer, Der Kreis Calbe vor 90 Jahren. —

W. Schulze, Aus der Not des Dreißigjährigen Krieges. —

A. Reccius, Bäuerliche Geschlechter unserer Gegend. —

M. Rothe, Eggersdorf im Lichte der ältesten Sterberegister. —

Paul Krull, Allerlei Musikalisches aus dem älteren Schönebeck.

A. Reccius, Gericht und Rat im alten Calbe. —

W. Schulze, Eine standhafte Frau aus der Zeit der Hexenprozesse. —

Franz Müller, Spottnamen und Spottverse aus unserer engeren Heimat. —

Danzfuß, Der Schulzenstab von Löderburg. —

Wilh. Garke, Die wirtschaftlichen Verhältnisse in den Bördedörfern während der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. —

Otto Leisering, Die Separation der Gemeinde Hohenerxleben (Anhalt). —

W. Schulze, Seltsame Pferdekuren. — W. M.

Am Heimatborn. Beilage zum „Quedlinburger Kreisblatt".

Jgg. 1932.

E. Keil, Quedlinburgs Teilnahme an der Expedition gegen Gotha 1566/67: Handelt sich um die Vollstreckung der Reichsacht an Herzog Johann Friedrich von Sachsen-Gotha und dem Ritter Wilhelm von Grumbach durch Kurfürst August von Sachsen.

Hermann Lorenz, Groß-Orden:

Kurzer Überblick über die Geschichte des heute wüsten Dorfes und anscheinend ältesten Ortes in der Quedlinburger Feldflur.

Der Einmarsch der Franzosen in Quedlinburg 1806. —

Karl Fricke, Vom alten Hoym. —

Hermann Lorenz, Quedlinburgs Weinberge im 16. Jahrhundert. —

O. Ehrke, Die Kirche als Dorfbank. Ein Beitrag zur Geschichte von Bad Suderode:

Beleuchtet die Tätigkeit der Suderöder Kirche als Geldverleiherin. —

Bedrängung des Quedlinburger Gymnasiums durch die preußische Rekrutierung. —

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0258

Hermann Lorenz, Ist 936 oder 937 das Jahr der Gründungsurkunde für das Reichsstift Quedlinburg?:

Wiederholt lediglich die in der Diplomataausgabe der Monumenta niedergelegten Ergebnisse der Forschung über diese Urkunde. —

Aus Stieges Vergangenheit. —

Ernst Henning, Die Beilegung der Konflikte bei der Pfarrerwahl in Thale durch den König 1732. —

Hermann Lorenz, Der Beatrix-Bleikasten:

Verf. vertritt im Anschluß an Forschungen von Bürger die ansprechende Vermutung, daß in dem neuerdings in Michaelstein wiedergefundenen Bleikasten die Gebeine Beatrix I. und nicht die der Gründerin von Michaelstein, Beatrix II., enthalten sind. Es folgen noch Ausführungen über das Grab der Äbtissin Beatrix I. im Dom zu Quedlinburg.

K. Schirwitz, Ein armes Mädchen findet einen Schatz:

Bericht über einen geheimnisvollen Münzfund bei Thale (1605).

Hermann Lorenz, Aus Ditfurts Vergangenheit:

Behandelt werden die 2 Ditfurter Kirchen (St. Nikolai und St. Bonifatii) sowie die Burg, der Zoll, das Landgericht und der Markt daselbst.

Hermann Lorenz, Frau von Branconi auf Schloß Langenstein:

Bringt gegenüber den bisherigen Forschungen über diesen Stoff nichts Neues.

Bernhard Schmidt, Die Kriminalfälle des Vogteigerichts zu Quedlinburg 1569—1668:

Zugrunde liegt ein Aktenstück des Geh. Staatsarchivs in Berlin betr. Erbvogteisachen des Stifts Quedlinburg.

Hermann Lorenz, Aus Hederslebens Vergangenheit:

Will Dümlings Darstellung nach der kulturhistorischen Seite hin ergänzen. — Quedlinburger Mißstände. —

Heergewete und Gerade, Huldigungseid, blauer Montag, Aufwand im Schützenwesen. —

Hermann Lorenz, Der Regenstein als Festung vor 200 Jahren. —

Hermann Lorenz, Neue Ermittelungen über Stecklenbergs Vergangenheit. —

Die Seidenraupenzucht zu Hedersleben, Westerhausen und Quedlinburg zur Zeit Friedrichs des Großen. —

Hermann Lorenz, Quedlinburgs Beziehungen zu Schweden:

Es handelt sich vor allem um die Zeit des 30jährigen Krieges und der berühmten Quedlinburger Pröpstin, der Gräfin Aurora Königsmarck. —

Hermann Lorenz, Die mittelalterlichen Fürstengräber im Dom zu Quedlinburg. —

Die Herkunft des Sachsenwappens aus unserer Vorharzer Heimat:

In diesem Beitrage werden ganz unmögliche und unsinnige Behauptungen produziert, so die Deutung des anhaltischen Balkenschildes auf Balkenstedt (!) = Ballenstedt, des Rautenkranzes auf Laubenburg (!) = Lauenburg und endlich der Halbierungslinie (!!!) zwischen Rot und Weiß im Halberstädter Stiftswappen auf Halber-stadt. Diese Beispiele dürften genügen, um den Wert des vorliegenden Aufsatzes zu charakterisieren. —

Hermann Lorenz, Wo lag die Selkemühle, in der Markgraf Ekbert 1090 erschlagen ward?

Verf. spricht sich für die Selkemühle am Meiseberg aus. —

A. Diestelkamp.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0259

Heimatkalender.

Heimatkalender für Halle und den Saalkreis. Schriftleitung Erich Neuß.

Jgg. 14. 1933. 88 S.

Das Kalendarium bringt Bilder aus Vergangenheit und Gegenwart von Halle. Der gepflegte Inhalt des Kalenders stellt ihn wieder in die vorderste Reihe der Heimatkalender.

Erich Neuß, Johann Christoph von Dreyhaupts Leben und Werk. —
Johannes Ficker, Die Lutherdenkmäler in Halle. —
Hans Conrad, Romanische Kirchen der Dörfer im Götschetale. —
Karl Weiske, Die Cimelien der hallischen Waisenhausbibliothek. —
Siebert, Die Grafen von Brehna, Halle und der Tannhäuser. —
Siegmar Baron von Schultze-Galléra, Der Spuk zu Radewell im Jahre 1709. —
Hanns Freydank, Hallische Studentenscherze vor hundert Jahren. —
Rolf Hünicken, Halle und Gustav Adolf. —
Alfons Paquet, Begegnung alter und neuer Zeit. Aus der Festrede zur 75. Jahresfeier der Stadtsparkasse zu Halle am 25. Mai 1932. —
Adolf Schmiedecke, Robert Franz und die hallische Bürgerwehr. —
Berger, Reiches Kulturgut in der Provinz Sachsen und in Anhalt. —

W. M.

Heimatkalender für die Alt-Bernburger Lande. Verlag von Gustav Kunze (Otto Dornblüth Nachf.), Bernburg.

Jgg. 8. 1933. 120 S.

Der Kalender, dessen neuer Jahrgang sich trotz der Not der Zeit und der dadurch notwendig gewordenen Beschränkung seinen Vorgängern würdig anreiht, bringt als Vorsatzbild eine Abbildung des Säulenportals der Klosterkirche in Hecklingen und ist auch sonst wieder reich mit Bildern geschmückt. Aus dem Inhalt sei hier aufgeführt:

Ernst Eilsberger, Bismarck und Anhalt-Bernburg. —
Theodor von Stockhausen, Burg Mansfeld und ihre Grafen. —
B. Haselbach, Auf den Spuren der Siedlungsanfänge der Dörfer Poley. —
W. Kahle, Friedrich Ahlfeld, Der berühmte Kanzelredner und namhafte Volksschriftsteller, ein Mehringer Kind. —
Franz Stieler, Mühlen an der anhaltischen Wipper. Ein Beitrag zur westanhaltischen Rechts-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte (Schluß). —
L. Grote, Romanische Portale im Bernburger und Ballenstedter Kreis. —
Helmut Beumann, Die mittelalterlichen Grabplatten in der Klosterkirche zu Nienburg. —
Hermann Siebert, Anhaltische Glocken. —
Kurt Müller, Grimschleben im frühen Mittelalter. — W. M

Heimatkalender für den Kreis Eckartsberga.

Jgg. 1933. 94 S.

Liebers, Von alten Mühlen im Kreise Eckartsberga. —
Ders., Blücher auf Schloß Beichlingen. —
Kabisch, Die Pfarrer in Wohlmirstedt. —

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0260

E. Pfeil, Die Schiffbarmachung der Unstrut. —

Heinrich Pfeil, Nochmals Goethe, der getreue Eckart und Eckartsberga-Eckartsburg. —

Liebers, Johann Geyso, der Eroberer Heldrungens. —

Ders., Spottnamen unserer Nachbarorte. —

Ders., Heidnische Sagen. —

Hemleb, Eine Wiehesche Industrie (Harmoniumfabrik). — W. M.

Mansfelder Heimat-Kalender. Jahrbuch für das Mansfelder Land und die benachbarten Kreise. Schriftleitung: Waldemar Mühlner, Helfta. Verlag Ernst Schneider, Eisleben.

Querfurter Jahrbuch. Schriftleitung: Waldemar Mühlner, Helfta. Verlag W. Schneider, Querfurt.

Von beiden Kalendern, von denen der Mansfelder zur Zeit im 12., der Querfurter im 11. erscheint, und für die seit dem 1. Jahrgang Waldemar Mühlner verantwortlich zeichnet (der Mansfelder ist gelegentlich schon einmal hier angezeigt worden, vgl. S. u. A. 8, 1931, S. 515 f.) liegen uns die ganzen 12 bzw. 11 Jahrgänge vor, so daß es möglich ist, die bisherige Gesamtleistung zu überblicken. Der Kalender und das Jahrbuch haben sich von ihren Anfängen an auf einer beachtlichen Höhe gehalten. Der ausgezeichnete Bildschmuck ist hier hervorzuheben. Jedem Jahrgang ist ein einprägsames Bild, entweder in farbiger Ausführung oder als Radierung, Linolschnitt usw. vorangestellt. Die den Monatsblättern beigegebenen Bilder, die schon eine ganze Galerie ausmachen, künden in ihrer Weise von der Schönheit des Mansfelder und Querfurter Landes und ihrer Nachbarschaft und zeigen in Gesamtansichten und Einzelheiten das Charakteristische dieser durch seine Natur, seine Industrie und seine Geschichte so überaus gesegneten Landschaft. Der vortrefflichen Aufmachung entspricht auch der Inhalt, der zahlreiche Aufsätze zur Heimatgeschichte bringt, neben vereinzelten Originalarbeiten in der Hauptsache populärgeschichtliche Beiträge, Gedichte, Mundartliches u. a., auch dies z. T. mit Illustrationen.

Da es nicht möglich ist, alle Jahrgänge zu verzeichnen, begnügen wir uns mit dem letzterschienenen Mansfelder Kalender:

Jgg. 1933. 88 S.

Kabisch, Das landwirtschaftliche Bildungs- und Beratungswesen im Mansfelder Seekreise. —

H. Gerlach, Die Trockenlegung des Faulen Sees bei Eisleben. —

Hermann Etzrodt, Die Beziehungen Christian Thomasius' zu Mansfeld. —

Hanns Freydank, Goethes Besuch des Braunkohlenbergwerks zu Langenbogen in der Grafschaft Mansfeld. —

Kurt Kronenberg, Mansfelder Notare und ihre Siegel. —

Felix Burkhardt, König Friedrich II. poussiert die Steinbrüche in Schraplau. —

W. Stark, Flurumgänge auf dem Lande in neuester Zeit. —

H. Friedrich, Von den Windmühlen im Mansfelder Gebirgskreise. —

Felix Burkhardt, Wahrheit um Pickelhäring. —

Fr. Steinbrecht, Ludwig der Springer. Ein Sagenkranz um Thüringer Burgen. — W. M.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0261

B. Sonstige Zeitschriften.

Mannus. Zeitschrift für Vorgeschichte, gegründet von Gustaf Kossinna, herausgegeben von A. Götze und H. Hess von Wichdorff, Schriftleitung Jörg Lechler. Leipzig, Curt Kabitzsch.

Bd. 24. 1932. Der ganze Band ist gewidmet dem Gedächtnis Kossinnas, dessen Tod wir bereits Sachsen und Anhalt Bd. 8 (1932 S. 443) verzeichnet haben. Ein gutes Bild von Kossinna und mehrere Gedenkworte von Alfred Götze und Felix Borchardt leiten ihn ein. Wir erwähnen, daß von den beiden neuen Herausgebern, die der Titel nennt, der eine, Hans Hess von Wichdorff, inzwischen (am 12. Dez. 1932) gleichfalls gestorben ist. Der Band enthält nicht weniger als 56 Aufsätze, von denen wir die folgenden hervorheben:

Heft 1—3. Paul L. B. Kupka, Drei altmärkische Bronzezeitgräber:

Es handelt sich um Gräber und Grabfunde von Schrampe (Kr. Osterburg), Harpe (ebd.) und Demker (Kr. Stendal). —

Ebd. Werner Radig, Verwahrfunde der jüngeren Bronzezeit in Sachsen [dem Freistaat]. —

Ebd. Kurt Braune, Zur Frage der angeblichen Leipziger Pfahlbauten: Nirgends sind Pfahlbauten bei Leipzig nachgewiesen. —

Ebd. W. Czajka, Zur Kontinuität des vorgeschichtlichen Siedlungsraumes. —

Ebd. G. Neumann, Dr. Friedrich Klopffleisch, Professor der Kunstgeschichte an der Universität Jena, Begründer der thüringischen Urgeschichtsforschung:

Entwirft ein sehr lebensvolles Bild von diesem Bahnbrecher auf dem Gebiet der Vorgeschichte (1831—1898). —

Ebd. Martin Jahn, Der Wanderweg der Kimbern, Teutonen und Vandalen:

Die Züge, Teile einer und derselben großen Volksbewegung, seien, wie für die Kimbern schon W. Schulz zu begründen suchte (vgl. Sachsen und Anhalt Bd. 6, S. 372), nicht die Elbe, sondern die Oder aufwärtsgegangen. —

Ebd. M. König, Jütland — Zerbst — Westpreußen:

Beschreibt eine Wohngrube auf dem Klapperberge bei Zerbst, deren Material mit vandalischem aus Jütland und vandalisch-burgundischem an der Weichsel verwandt sei. Dabei wird der unmögliche Versuch wiederholt, den Namen von Zerbst (Skirwist) mit den Skiren zusammenzubringen, vgl. Sachsen und Anhalt Bd. 8 (1932), S. 443. —

Ebd. Walther Schulz, Die Langobarden als Wodanverehrer. —

Ebd. Paul Grimm, Gräberfeld, Siedlung und Menhir der Endsteinzeit bei Nohra (Kr. Grafschaft Hohenstein). —

Ebd. August Stolberg, Ein Hockergrab des Bernburger Typus im Alten Museum zu Nordhausen. —

Ebd. Max Wilcke, Ein Steinhammer mit einer Ritzzeichnung:

Aus der Gegend von Döschwitz bei Zeitz, die Deutung der Zeichnungen ist unsicher. —

Ebd. Herbert Lehmann, Vorgeschichtliche Tongefäßreparaturen. —

Ebd. Otto-Friedrich Gandert, Haustierfragen. —

Ebd. Josef Strzygowski, Die Voraussetzungen der „Gotik" in Volkskunde und Vorgeschichte. —

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0262

Ebd. Hans Hess von Wichdorff, Ein bedeutsames geologisch-vorgeschichtliches Profil im Bereich der paläolithischen Freilandstation an der Schneidemühle bei Zeitz. —

Heft 4. Hermann Günther, Meine Beziehungen zu Gustaf Kossinna:

Mit Bericht über Funde aus der älteren Bronzezeit bei Molkenberg (Kr. Jerichow 2) und aus der Diebeshöhle bei Uftrungen (Kr. Sangerhausen). —

Ebd. K. Schirwitz, Die Bockshornschanze bei Quedlinburg:

Die Funde aus verschiedenen Zeiten machen eine ununterbrochene Besiedlung seit der jüngeren Steinzeit wahrscheinlich. —

Ebd. W. Nowothnig, Eine Fibel vom Niemberger Typus (4. Jahrh. n. Chr.) von Landwehr (Kr. Luckau):

Zur Ausdehnung der von W. Schulz im Mannus Bd. 16 (1924) beschriebenen Fibeln des Begräbnisplatzes von Niemberg (Saalkreis). Landwehr liegt bei Golssen (Niederlausitz). —

Wir fügen hinzu, daß G. Kossinna noch den Bd. 1 eines größeren Werkes „Germanische Kultur im 1. Jahrtausend n. Chr." vollenden und zur Veröffentlichung bringen konnte (= Mannus-Bibliothek Bd. 50, 1932). R. H.

Prähistorische Zeitschrift, herausgegeben von Wilhelm Unverzagt. Kommissionsverlag Oskar Leuschner, Berlin W 30.

Bd. 22. 1931. (Keine Hefte.) Reinhold Rau, Die 24. Tagung des West- und Süddeutschen Verbandes für Altertumsforschung in Stuttgart am 10. bis 12. April 1931:

Aus der Zahl der Vorträge, über die ausführliche Berichte gebracht werden, heben wir hervor: A. Tode, Archäologische Karten; Goeßler, Unsere vorgeschichtlichen Fürstengräber; H. Zeiß, Aktuelle Probleme der frühmittelalterlichen Archäologie (eine Mahnung zur Vorsicht hinsichtlich der Zuweisung zu bestimmten Zeiten und Stämmen auf Grund der typologischen Methode). —

Ebd. A. Lonke, Die 22. Tagung des Nordwestdeutschen Verbandes für Altertumsforschung in Köln vom 7.—9. April 1931:

Vorträge von Crome über die Bandkeramik und von E. Sprockhoff zur Handelsgeschichte der germanischen Bronzezeit (im Anschluß an sein gleichnamiges Buch von 1930). —

Bd. 23. 1932.

Heft 1/2. Walther Adrian, Zur Entwicklung der grobgerätigen Kulturen in Norddeutschland während der letzten Eiszeit und im Mesolithikum. —

Ebd. Lothar F. Zotz, Kulturgruppen des Tardenoisien in Mitteleuropa. —

Ebd. Konrad Jażdżewski, Zusammenfassender Überblick über die Trichterbecherkultur:

Im Elbe-Saalegebiet, das mit Böhmen zur Südgruppe der Trichterbecherkultur gehört, vermischt sie sich mit den späteren Stufen der Walternienburg-Bernburger Kultur, vgl. N. Niklasson in der Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder Bd. 13. — R. H.

Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit, herausgegeben von Martin Jahn. Leipzig, Curt Kabitzsch.

Jgg. 8. 1932. 12 Hefte.

Heft 5 bringt den Tätigkeitsbericht des Staatlichen Museums für Vorgeschichte und des Archivs urgeschichtlicher Funde aus Sachsen in Dresden

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0263

für die Zeit vom April 1931 bis März 1932 von Georg Bierbaum, Heft 6 den Jahresbericht 1931/32 des Staatlichen Vertrauensmannes für kulturgeschichtliche Bodenaltertümer der Provinz Sachsen von W. Schulz; in Heft 12 handelt G. Neumann über das neue thüringische Ausgrabungsgesetz. — Aus den Fundnachrichten, die jedes Heft enthält, fallen in unser Gebiet und seine Nachbarschaft (H. 5:) A. Mirtschin, Funde aus der Umgebung von Riesa; (H. 6:) W. Schulz, Grabungen, Feststellungen und Erwerbungen der Landesanstalt für Vorgeschichte in Halle 1931/32; W. Hülle, Ein Fundplatz der Spätmagdalénienzeit bei Saaleck (Kr. Naumburg) und Eine neu entdeckte Wehranlage bei Grimschleben (Anhalt, Kr. Bernburg); A. Möller, Neufunde aus Weimar und Umgebung; (H. 12:) E. Amende, Die vorgeschichtliche Sammlung im Staatlichen Heimatmuseum im Schloß zu Altenburg; A. Auerbach, Bericht über die vorgeschichtliche Abteilung des Städtischen Museums zu Gera für das Geschäftsjahr 1931; G. Neumann, Tätigkeitsbericht des Germanischen Museums der Universität Jena (Anstalt für Urgeschichte) über die Zeit vom November 1930 bis März 1932; A. Möller, Bericht des Städtischen Museums für Urgeschichte in Weimar über das Rechnungsjahr 1931; G. Florschütz, Gothaisches Heimatmuseum, Abteilung Vorgeschichte. — R. H.

Die Denkmalpflege. Zeitschrift für Denkmalpflege und Heimatschutz.

Jgg. 1932. H. 4/5.

S. 167—170. L. Grote, Das Problem der Kirchenbeleuchtung dargestellt in zwei verschiedenen Lösungen:

Behandelt die Stiftskirche von Gernrode und die Kirche in Hecklingen. —

S. 177—179. August Fink, Die Beinkiste der Äbtissin Beatrix I. von Quedlinburg und Gandersheim:

Diese Beinkiste ist 1161 nach Michaelstein gebracht worden. Nach der Inschrift handelt es sich um die sterblichen Überreste der 1062 gestorbenen Äbtissin Beatrix I., jedoch wird die Beinkiste mit der 1160 gestorbenen Gründerin von Kloster Michaelstein, der Äbtissin Beatrix II. von Quedlinburg in Verbindung gebracht. Vgl. dazu oben S. 234 (Bürger). —

S. 180—182. Georg Stuhlfauth, Der Einhornaltar der ehemaligen Benediktinerinnen-Klosterkirche bei Dambeck (Altmark):

Der Altar ist im J. 1876 vom Christlichen Museum der Universität Berlin erworben worden. Die beiden Flügelpaare befinden sich noch in der Klosterkirche. —

S. 192—193. Wilhelm van Kempen, Dreißig Jahre Staatliche Denkmalpflege in Anhalt. — W. M.

Historisches Jahrbuch. Im Auftrage der Görres-Gesellschaft herausgegeben von Philipp Funk. Köln. J. P. Bachem.

Bd. 52. 1932. 4 Hefte.

Heft 1. Heribert Chr. Scheeben, Der literarische Nachlaß Jordans von Sachsen:

Handelt über die Schriften dieses zweiten Generals des Dominikanerordens (1222—37), der nach der Ordenschronik aus „Bortege" in der Diözese Mainz stammte. Vorarbeit zu einer Biographie Jordans. —

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0264

Heft 3. Albert Schönfelder, Die kirchliche Weihe der deutschen Ostsiedlungsdörfer im Mittelalter:

Druckt aus einem Lübecker Benedictionale von c. 1486 ein eigenes kirchliches Rituale für die Weihe der neuen Ostsiedlungsdörfer und Einzelgehöfte. R. H.

Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine.

80. Jg. 1932. Heft 4:

Herbert Krüger, Die vorgeschichtlichen Straßen in den Sachsenkriegen Karls des Großen. — Bauermann.

Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, herausgegeben von H. Aubin und St. Bauer. Stuttgart. W. Kohlhammer.

Bd. 25. 1932. 4 Hefte.

Heft 4. Richard Koebner, Deutsches Recht und deutsche Kolonisation in den Piastenländern:

Wir zitieren diesen ergebnisreichen Aufsatz, da er nicht nur für Schlesien und Polen, sondern ebenso für die deutsche Kolonisation bei den Elbslawen von Interesse ist. Er weist die Versuche slawischer Forscher, hinter der Kolonisation die Germanisation möglichst verschwinden zu lassen, mit Erfolg zurück und bringt auch sonst beachtenswerte Untersuchungen zum Lokationsformular, zur Ausdehnung der Kolonisation von den Städten aufs Land (mit Hinweis auf die Tätigkeit Wichmanns von Magdeburg) und zur Bedeutung der Kolonisation für die wirtschaftlichen und staatlichen Verhältnisse. — R. H.

Zeitschrift für deutsche Philologie.

Jgg. 57. Stuttgart, W. Kohlhammer 1932.

S. 215—223: Johannes Siebert, Graf Hermann von Henneberg als Bewerber um die deutsche Königskrone [1256]. — Bauermann.

Jahrbücher für Kultur und Geschichte der Slaven. Im Auftrag des Osteuropa-Instituts herausgegeben. Schriftleitung: Erdmann Hanisch. Breslau, Priebatschs Buchhandlung.

Neue Folge. Bd. 8. 1932. 4 Hefte.

Heft 1 enthält einen interessanten Artikel von Rudolf Kötzschke, Zur Sozialgeschichte der Westslaven, Beobachtungen aus dem Mittelelbgebiet. Die slavische Besiedlung des Landes östlich der Saale begann danach mit dem 7. Jahrhundert, nahm aber nur ganz allmählich an Stärke zu. Ausführlich wird über die soziale Schichtung der Bevölkerung gesprochen, die Eigenleute, die Supane oder Saupen (Dorfälteste), die Withasen (leichtbewaffnete Reiter, die Wethenici Thietmars), die Smurden, Aldien und Lassen (Hörige verschiedener Schattierung), die Hospites oder Gasti (bäuerliche Ministerialen befristeten Rechts), die Fischer und Zeidler. Die These vom grundherrlichen Charakter der altsorbischen Sozialverfassung wird abgelehnt. Germanische Volksreste sind aus der Zeit der Völkerwanderung vielleicht zurückgeblieben, aber in der sozialen Gliederung nicht erkennbar. (Zu S. 7 sei bemerkt, daß die Wenden im

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0265

8. Jahrhundert nicht in den Kampf der Franken um die Hochseeburg, sondern in denjenigen mit den Nordschwaben eingegriffen haben; vgl. Annales Mettenses 748 und dazu Sachsen und Anhalt Bd. 3, S. 55 ff.) — R. H.

Zeitschrift für slavische Philologie, herausgegeben von Max Vasmer. Leipzig. Markert & Petters.

Bd. 9. 1932. 2 Doppelhefte.

Aus Heft 1/2 zitieren wir den Schluß des ausführlichen Referates von W. Taszycki über die polnische Sprachwissenschaft in den Jahren 1915—30 (vgl. Sachsen und Anhalt Bd. 8, S. 444). In Heft 3/4 interessiert uns namentlich eine längere Besprechung von Otto Lauffer über das Buch von Edmund Schneeweis, Feste und Volksbräuche der Lausitzer Wenden (1931). Es handelt sich danach bei Schneeweis um das recht beachtliche Werk eines Slavisten, gegen das vom Standpunkt der deutschen Volkskunde einige Vorbehalte gemacht werden können. — R. H.

Zeitschrift für Kirchengeschichte. Stuttgart, W. Kohlhammer.

Bd. 50 (3. F. 1), 1931.

S. 112—145: Erich Vogelsang, Zur Datierung der frühesten Lutherpredigten:

V. tritt für möglichst frühe Datierung (1510 oder 1512) zweier aus dem Erfurter Augustinerkloster stammenden Predigten in der Zwickauer Bibliothek ein und sucht u. a. die in der Weimarer Ausgabe enthaltenen Predigten aus den Sammlungen Löschers und St. Roths zeitlich näher zu bestimmen. Am Schluß gibt er eine Übersicht der Predigten Luthers aus den Jahren 1510(?)—1521. —

S. 378—392: Wolfgang Stammler, Sprachliche Beobachtungen an der Luther-Bibel des 17. Jhdts.:

Betr. Änderungen in Schreibung, Lautbestand und Wortschatz in den Bibel-Ausgaben Wittenberg 1622, Lüneburg 1665 und Nürnberg 1644 gegenüber der Lutherbibel von 1545: Wittenberg am konservativsten, Nürnberg am freiesten. —

Bd. 51 (3. F. 2), 1932.

S. 169—201: Theodor Wotschke, Oberhofprediger Marperger [in Dresden] in Briefen an A. H. Francke. —

S. 456—479: Wilhelm Stolze, Der geistige Hintergrund des Bauernkrieges: Erasmus und Luther:

Zieht Verbindungslinien von der Gedankenwelt des Erasmus zu den 12 Artikeln der Bauern. —

S. 517—523: Peter Meinhold, Ein bisher ungedruckter Entwurf Luthers:

Präparationen Luthers zur Genesisvorlesung und zur Schrift „Vom Schem Hamphoras" in einer Hdschr. der Stadtbibliothek Leipzig. — Bauermann.

Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige.

Bd. 50. 1932. Heft 1—3.

Heft 1 und 2: Stephan Hilpisch, Die Säkularisation der norddeutschen Benediktinerklöster im Zeitalter der Reformation:

Der Aufsatz behandelt im 2. Heft auch die Klöster unseres Arbeitsgebiets: Berge bei Magdeburg, Hillersleben, Eilversdorf, Ilsenburg, Ballenstedt, Nien-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0266

burg, Wimmelburg, Merseburg, Goseck, Reinsdorf, Bosau, Naumburg, Homburg bei Langensalza. Dazu in der Nachbarschaft: Pegau, Oldisleben, Bürgel, Paulinzelle, Reinhardsbrunn u. a. — R. H.

Franziskanische Studien. Quartalschrift. Herausgeber P. F. Doelle und P. J. Kaup. Münster i. W., Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung.

Jgg. 19. 1932. 360 S.

Ferdinand Doelle, Ist der Guardian Urban Abern zu Torgau der katholischen Kirche treu geblieben?:

Erwiderung auf eine Besprechung des Doelleschen Buches über den Klostersturm von Torgau im Jahre 1525 in der „Thuringia Franciscana" durch P. Haselbeck, der eine Verheiratung Aberns wegen seiner katholischen Gesinnung und wegen seines Alters ablehnt. D. tritt nun erneut dafür ein, daß es sich bei der Erwähnung des Guardians aus dem Jahre 1532 um Abern handelt. (Vgl. im übrigen hierzu unten S. 289 die Besprechung der Arbeit von Doelle über den Torgauer Klostersturm.) —

Gallus Haselbeck, Nochmals: P. Urban Abern:

H. unternimmt es hier, gegen Doelle seine Ansicht, daß Abern nicht zur neuen Lehre übergetreten sei, mit neuen Argumenten zu stützen. Doch dürften u. E. seine Argumente nicht ausreichen, Doelle, der noch ein kurzes Nachwort anschließt, zu widerlegen. —

Sigismund Cleven, Musik und Musiker im Franziskanerorden, unter besonderer Berücksichtigung der sächsischen Provinz:

Eine wertvolle Studie, die zunächst einleitungsweise die allgemeinen Grundlagen der Musik im Franziskanerorden behandelt und sich dann eingehend mit den wichtigsten und bedeutendsten Vertretern der Musiktheorie im Franziskanerorden beschäftigt. Der älteste und einer der hervorragendsten ist der wohl um 1180 in Altengland geborene berühmte Magdeburger Lektor Bartholomaeus Anglicus, dessen weitverbreitete Enzyklopädie „De proprietatibus rerum" auch einen wichtigen Traktat „De musica sive de modulatione cantus" enthält. Daß unter diesen Umständen die Pflege der Kirchenmusik in der sächsischen Provinz immer eine nicht unwesentliche Rolle gespielt hat, bedarf nach dem oben Gesagten keiner weiteren Erklärung. —

Ludger Meier, Die Lehre vom Primat in der deutschen Franziskanertheologie des ausgehenden Mittelalters:

Untersucht die Frage nach der Stellung der spätmittelalterlichen deutschen Franziskanertheologie zur Lehre vom Primat des Papstes. Für uns ist dieser Beitrag insofern von großer Bedeutung, weil er in ganz besonderem Maße die Primatlehre der Erfurter Franziskanerschule behandelt und hier zu dem beachtlichen Ergebnis gelangt, daß „die Erfurter Franziskanerschule klar den Primat des Papstes in Lehre und Jurisdiktion lehrt". —

Gisbert Menge, Zur Elisabethforschung:

Macht im Anschluß an Hermelinks Schrift „Die heilige Elisabeth im Licht der Frömmigkeit ihrer Zeit" (Marburg 1932) einige Bemerkungen zu der Elisabethforschung der letzten 20 Jahre, und zwar über folgende Fragen: 1. Heiligkeit und Weltentsagung, 2. Wunderberichte, 3. Bruder Rüdiger, 4. Weggang von der Wartburg, 5. Elisabeth und Papst Gregor IX., 6. Übersiedlung nach Marburg. —

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0267

Josef Klein, Gottes Wissen. Skotus und M. Eckhart. Erläuterungen zu P. Parthenius Minges, Joh. Duns Scoti Doctrina Philosophica et Theologica: Kl. geht den Beziehungen Meister Eckharts zu Skotus nach. —

A. Diestelkamp.

Archiv für Reformationsgeschichte.

Jgg. 29 H. 3/4 (1932).

S. 167—223. Theodor Wotschke, Aus Wittenberger Kirchenbüchern: Auszüge aus den Jahren 1560—1590.

S. 247—248. Georg Buchwald, Ein Brief Caspar Crucigers an Hieronymus Ruprecht (Wittenberg 1521 März 22). — W. M.

Luther-Jahrbuch 1932. Jahrbuch der Luther-Gesellschaft.

Jgg. XIV. 1932. 152 S.

Johannes Hempel, Das reformatorische Evangelium und das Alte Testament:

Untersucht, in welcher Weise das Alte Testament die letzte Wurzel des reformatorischen Evangeliums ist. —

Hermann Wolfgang Beyer, Der Christ und die Bergpredigt nach Luthers Deutung:

Versucht die Frage zu beantworten, „wie Luthers eigenes Verständnis der Bergpredigt im Gegensatz zu den von ihm zurückgewiesenen Verkehrungen (von seiten Roms und der Wiedertäufer) aussah". Die Deutung der Bergpredigt durch Luther steht in engsten Zusammenhang mit seinem „Ringen um Verständnis des Verhältnisses von Gesetz und Evangelium". —

Martin Doerne, Gottes Volk und Gottes Wort. Zur Einführung in Luthers Theologie der Kirche:

Behandelt unter Anknüpfung an Arbeiten von Holl, Rietschel, Kohlmeyer u. a. das Problem des Kirchenbegriffs bei Luther. —

Johannes Paul, Gustaf Adolf und Deutschland:

Verf. umreißt in gedrängter Form die auf Deutschland bezüglichen Pläne des Schwedenkönigs Gustaf Adolf, wobei allerdings das dynastische Moment u. E. zu wenig betont wird. —

Walter von Loewenich, Das Neue in Luthers Gedanken über den Staat:

Erörterungen über den Staatsgedanken Luthers und sein Verhältnis zu den mittelalterlichen Anschauungen vom Staate (Augustin, Marsilius von Padua, Thomas von Aquino). —

Heinrich Seesemann, Lutherbibliographie 1930 mit einem Anhang: Literatur zum Augustana-Jubiläum. — A. Diestelkamp.

Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland. Herausgegeben von I. Elbogen, A. Freimann, M. Freudenthal. Philo-Verlag, Berlin W 15.

Jgg. 3. 1931. Heft 4. — Jgg. 4. 1932. Heft 1, 2—3.

Das letzte Heft des Jahrgangs 3 bringt die bereits erwähnte Untersuchung von Sara Schiffmann über die deutschen Bischöfe und die Juden zur Zeit

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0268

des ersten Kreuzzuges, d. h. den zweiten Teil ihrer Berliner Dissertation (vgl. Sachsen und Anhalt Bd. 8, S. 449). Aus dem Doppelheft 2—3 des Jahrgangs 4 notieren wir die Fortsetzung des instruktiven Aufsatzes von Otto Kluge, Die hebräische Sprachwissenschaft in Deutschland im Zeitalter des Humanismus (vgl. ebd.); sie beschäftigt sich mit der Stellung der Reformatoren, mit der Rolle des Hebräischen im Lehrplan der Schulen und Universitäten, mit der Methodik des Sprachunterrichts u. dgl. — R. H.

Deutsche Hefte für Volks- und Kulturbodenforschung. Langensalza, J. Beltz.

1. 1930/31.

S. 226—241: Adolf Helbok, Probleme und Methoden der deutschen Siedlungsgeschichte:

Erörtert besonders die Wege zur zeitlichen und räumlichen Bestimmung des allmählichen Landesausbaus. —

S. 281—289: Fritz Karg, Betrachtungen zum ostmitteldeutschen Raum:

K. betont die Eigenständigkeit der sprachlichen Fortentwicklung im deutschen Osten; aus laut- und wortgeschichtlichen sowie wortgeographischen Beobachtungen ergibt sich ihm eine besondere sprachschöpferische Bedeutung des sächsisch-thüringischen Raumes. —

S. 337—347: Walter Uhlemann, Siedlungsgeschichtliche Aufgaben im Rahmen einer gesamtdeutschen Volks- und Kulturbodenforschung:

Weist auf die Bedeutung der Siedlungsformen hin. —

Bd. 2. 1931/32.

S. 225—241: Josef Pfitzner, Entstehung und Stellung des nordostdeutschen Koloniallandes:

Pf. unterstreicht die kulturelle Überlegenheit auf deutscher Seite gegenüber dem Slawentum. Die etwa möglichen größeren Erfolge einer reinen Ostpolitik des deutschen Königtums würden mit einer weniger intensiven völkischen Leistung erkauft worden sein. —

Jedem Jahrgang ist eine umfangreiche Bibliographie von 1928 an beigegeben.

Bauermann.

Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde. Jgg. 10. Bremen, G. Winter, 1932.

S. 106—109: Max Rosenthal, Lieder der Elbschiffer:

7 Lieder aus Schönebeck und Grünewalde. — Bauermann.

Zeitschrift für Ortsnamenforschung. München, R. Oldenburg. 1932.

Jgg. 8.

S. 1—8: J. Dorn, Patrozinienforschung und Ortsnamenkunde:

Stellungnahme zu Hans Fink, Die Kirchenpatrozinien Tirols, Passau 1928. D. betont u. a. die Rolle des Gründers einer Kirche bei der Wahl des Patroziniums. —

S. 9—18: Jos. Schnetz, Untersuchungen zu Flußnamen Deutschlands 6: Die Kritik in der *apa*-Frage. —

S. 105—110: Ders., Psychologie und Ortsnamenkunde. —

S. 120—131: Hermann Strunk, Imperative als niederdeutsche Flurnamen: Betr. Bildungen wie Kiek in de Kök, Süderkum usw. — Bauermann.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0269

Familiengeschichtliche Blätter.

Jg. 30, 1932.

Sp. 15—18, 69—72, 107—108, 165—168, 209—212, 241—244, 321—324, 339—344: Sigfrid H. Steinberg, Das Banner der freiwilligen Sachsen von 1813. (Forts. aus Jg. 29, bis zum Buchstaben L; vgl. Sachsen u. Anhalt 8, 1932, S. 448). —

Sp. 19—24: Willi Bluhme, Zur Familiengeschichte des Schriftstellers und Staatsmannes Heinrich Zschokke. —

Sp. 29—34: Martin Granzin, Die familienkundlichen Denkmäler der Torgauer Marienkirche. [Grabsteine.] —

Sp. 61—68, 125—128, 149—154, 181—186, 255—258, 309—316, 329—340: Karl H. Lampe, Die Neubürger der Stadt Havelberg nach den beiden ältesten Bürgerbüchern vom J. 1628—1800. —

Sp. 227—240: Joh. Herm. Mitgau, Deutsches Schrifttum zu einer Soziologie der Klassen und Stände auf genealogischer Grundlage [über 300 Titel umfassend]. — Bauermann.

Archiv für Sippenforschung. Görlitz, C. A. Starke.

Bd. 9, 1932.

S. 23—24: Walther Schindler, Die Förster und Jäger des Herzogs Christian von Sachsen-Weißenfels i. J. 1716:

Nach dem vom Städt. Museum in Weißenfels erworbenen Schußbuch des Herzogs Christian aus den Jahren 1712—16. —

S. 35—36: Gerd Freiherr von Ketelhodt, Kinderreichtum:

Zeigt am Beispiel Frankenhausens, daß im 17. und 18. Jhdt. infolge der hohen Kindersterblichkeit dem Geburtenreichtum kein Kinderreichtum entsprach. —

S. 53—57, 121—123, 152—155, 224—226, 264—267: Otto Fischer, Berliner reformierte Ordinationen für Brandenburg-Preußen 1688—1816:

Gibt eine alphabetische Liste (mit näheren Lebensdaten) der im Berliner Dom Ordinierten auf Grund zweier Ordiniertenbücher der Domküsterei und der Ordinationsakten des Domarchivs. —

S. 67/68: Carl Knetsch, Die Herkunft des Goethe'schen Geschlechts:

Verbreitung in dem Raum Sondershausen — Artern — Kelbra — Kindelbrück; ältestes Vorkommen in Thalleben 1544. —

S. 263/264: Peter von Gebhardt, Eine Musterungsliste von Werben in der Altmark von 1572:

Abdruck der Namen und der Angaben über die Bewaffnung aus Geh. StA. Berlin Rep. 78, Kopiar 98. —

S. 326/328: Siegmund Wolf, Die Inhaber der Rektoratsstelle in Hundisburg seit 1582[—1816]:

Die Zusammenstellung stützt sich in erster Linie auf Akten des Schloßarchivs Hundisburg. —

S. 380—385: Peter von Gebhardt, Eine Musterungsliste von Salzwedel von 1572. — Bauermann.

Blätter für Münzfreunde. Monatsschrift für Münz- und Schaumünzkunde. Herausgeber Dr. E. Mertens, Verlag A. Riechmann & Co., Halle (Saale).

66. Jgg. 1931.

Nr. 6: E. Rahnenführer und W. Schwinkowski, Die Kippermünze zu Langensalza. —

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0270

M. v. Bahrfeldt, Ein „Schaupfennig" des Domkapitels Magdeburg von 1604. —

Nr. 7/8: E. Rahnenführer und W. Schwinkowski, Die Kippermünzstätten zu Meuselwitz, Camburg, Dornburg und Roßla. —

Nr. 10: E. Rahnenführer und W. Schwinkowski, Die Kippermünzstätte Düben. —

67. Jgg. 1932.

Nr. 7/8: E. Rahnenführer und W. Schwinkowski, Die Kippermünzstätte zu Naumburg. — R. Schildmacher.

Berliner Münzblätter. Neue Folge. Herausgeber Dr. T. Hoffmann, Gotha.

51. Jgg. 1931.

Nr. 337: M. Gumowski, Wallhausen:

G. wendet sich gegen die Ansicht Menadiers, als ein Prägeort der sog. Wendenpfennige käme Wallhausen b. Sangerhausen in Betracht. —

Nr. 338: J. Menadier, Wallhausen:

Verteidigung seiner eben erwähnten Ansicht. —

Nr. 339: P. Bamberg, Eine Mansfeldische Münzstätte in Leutenberg in Thüringen. —

Nr. 340: J. Menadier, Der Münzschatz von Gleina:

(Krs. Querfurt) beschriftete Magdeburger und Hallenser Hochrandpfennige und Saalfelder der Königin Rixa von Polen. —

A. Suhle, Ein Fund Magdeburger Pfennige: (aus Burg b. M., 13. Jahrh.). —

A. Suhle, Der Fund von Klippmühle: (bei Klostermansfeld, 14. Jahrh.). —

Nr. 341: P. Bamberg, Beiträge zur Münzgeschichte der Grafen von Mansfeld und der Stifter Magdeburg und Halberstadt. —

O. Tornau, Von den Münzen des Grafen Albrecht VII. von Mansfeld (1480—1560). —

Nr. 345: O. Tornau, Saalfeld als mansfeldische Prägestelle. —

Nr. 347: Q. John, Ist der Brakteat des Markgrafen Otto II. von Brandenburg (Berl. Mzbl. Tfl. 60, 3) eine Gedächtnismünze? (auf die Klosterkirche von Jerichow!). —

Nr. 351: O. Tornau, Nochmals der Buchstabe S auf den Mansfeldischen groben Münzsorten aus der Zeit von 1568 und 1569. —

Nr. 353: W. Diepenbach, Zur Frage der Erfurter Gegenstempelung des 15. Jahrhunderts. —

Nr. 355/356: O. Tornau, Ein Halberstädter Münzfund aus dem Jahre 1902. —

Schildmacher, Die Halberstädter Talerprägung von 1663 und ihr Prägeort. —

Nr. 360: O. Tornau, Die Halberstädter Taler von 1663 und 1671. —

R. Schildmacher.

Frankfurter Münzzeitung (Neue Folge). Schriftl. Dr. B. Peus, Verlag Adolph Heß Nachf., Frankfurt a. M.

2. Jgg. 1931.

Nr. 24: Rieger, Der Münzfund von Bischofferode —

3. Jgg. 1932.

Nr. 31/32: Schildmacher, Ein Halbbatzenfund in Magdeburg. —

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0271

Nr. 33: J. Cahn, Zwei niedersächsische Brakteaten aus der Blütezeit des 12. Jahrhunderts:

Ein Halberstädter Stephanusbrakteat und ein Magdeburger Wichmannbrakteat. —

Nr. 35: K. Sieburg, Zwei Münzfunde aus Sangerhausen. —

R. Schildmacher.

Jahrbuch des Braunschweigischen Geschichtsvereins, hrsg. von H. Voges.

2. Folge Bd 4 (1932). 162 S.

S. 63—139. Werner Flechsig, Thomas Mancinus, der Vorgänger von Prätorius im Wolfenbütteler Kapellmeisteramt, mit neuen Beiträgen zur Geschichte der Wolfenbütteler Hofkapelle:

Mancinus, geb. 1550 zu Schwerin i. M., gest. 1611/12, war vor seiner Berufung nach Wolfenbüttel zeitweilig (seit ca. 1583) Kapellmeister des Bischofs Heinrich Julius von Halberstadt in Gröningen. — W. M.

Baltische Studien. Herausgegeben von der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde.

N. F. Bd. 34 (1932).

S. 56—95. Paul von Nießen, Über die Schöffen im ältesten Stettin:

Diese Ausführungen nehmen, da Stettin im Jahre 1243 mit dem Magdeburger Recht bewidmet worden ist, in vielfältiger Beziehung auf die Verfassungs- und Rechtsverhältnisse von Magdeburg und Stendal Bezug. — W. M.

Mainzer Zeitschrift.

Jgg. 27, 1932.

S. 16—26: Werner Schnellenkamp, Die Entstehungsgeschichte der Städte und Marktsiedlungen in Mittelthüringen:

Schlußteil seiner Dissertation (Jena 1929): Beiträge zur Entstehungsgeschichte der Thüringer Waidstädte; vgl. Alfr. Overmann, Sachsen u. Anhalt 6, 1930, S. 26.

S. 26—28: Ders., Die Kurmainzer Herrschaft in Erfurt. Bauermann.

Fuldaer Geschichtsblätter. Zeitschrift des Fuldaer Geschichtsvereins.

Jgg. 24. 1931. Nr. 3 u. 6.

G. Richter, Augenzeugenberichte über den Tod des Fürstabtes Johann Bernhard Schenk zu Schweinsberg in der Schlacht bei Lützen (16. Nov. 1632) und seine vorläufige Beisetzung in Regensburg:

Mitteilung einiger Briefe und Berichte aus dem Stiftsarchiv in Einsiedeln. Der vertriebene Fürstabt befand sich in der Umgebung Wallensteins; er wurde in der Schlacht von einem schwedischen Reiter erschossen. — W. M.

Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens.

Bd. 66. 1932.

S. 162—183: Adolf Schaube, Die schlesische Abstammung Winckelmanns:

W.s Vater ist zwar in Brieg geboren, doch stammte sein Großvater aus Stendal, wo auch die Urgroßeltern 1654 getraut sind. Der Großvater heiratete in Brieg 1684 Magdalene Gierth, durch die W.s Ahnenreihe in eine Groß-Neudorfer Bauernfamilie geführt wird. Der altmärkische Ursprung des Mannesstammes kann jedoch als gesichert gelten. Bauermann.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0272

II. Anzeigen und Besprechungen.

Sachsenspiegel, Land- und Lehnrecht. Herausgegeben von Karl August Eckhardt. Monumenta Germaniae historica. Fontes iuris Germanici antiqui nova series tomus I. Hahnsche Buchhandlung, Hannover, 1933. 161 S.

Die vorliegende Neuausgabe des Sachsenspiegels, die zunächst das Landrecht enthält, während das Lehnrecht noch aussteht, entspricht einem wirklichen Bedürfnis der deutschen Rechtsgeschichte und ist berufen, den bisher allein gebräuchlichen Text der bekannten Ausgabe von Homeyer zu ersetzen. Die Vorarbeiten hierzu hat kein geringerer als Karl Zeumer geleistet, dessen Erbe Karl August Eckhardt übernahm. Eckhardt hat die Aufgabe in mustergültiger und durchaus selbständiger Weise gelöst, wofür ihm der Dank der Wissenschaft gewiß ist. Die Neuedition beruht auf dem auf Eike selbst zurückgeführten Textbestand. Eckhardt unterscheidet dabei vier deutsche Fassungen, von denen die erste in die Zeit zwischen September 1221 und vor 1224, die zweite, durch eine Reihe von Novellen vermehrte, in die gleiche Zeitspanne, mit Sicherheit vor 1230/31, zu datieren ist. Eine von unbefugter Hand herausgebrachte dritte Ausgabe dürfte erst nach Eikes Tode (also nach 1233), eine vierte kurz vor 1270 in Magdeburg entstanden sein. Zugrundegelegt ist die Quedlinburger Handschrift; dabei werden die sekundären Lücken dieser Handschrift und die Zusätze der zweiten Fassung kenntlich gemacht, während die Zusätze der dritten Fassung in den Fußnoten berücksichtigt und die Zusätze der vierten Fassung und die späteren Zusätze durch Kursivdruck hervorgehoben werden. Auch die im Sachsenspiegel verwerteten Quellen sind jeweils unter dem Text angegeben. Die Sachsenspiegelforschung erhält durch die Ausgabe Eckhardts eine solide neue Grundlage und sicher auch einen beträchtlichen neuen Antrieb.

W. Möllenberg.

Marsilii de Padua Defensor Pacis fasc. I. Hrsg. v. Richard Scholz. (Fontes iuris Germanici antiqui in usum scholarum ex Monumentis Germaniae Historicis separatim editi). Verlag Hahnsche Buchhandlung, Hannover, 1932. LXXII, 300 S. Pr. geh. 6,75 RM.

Es ist erstaunlich, daß eine der bedeutendsten kirchenpolitischen Streitschriften des Spätmittelalters, der am 24. Juni 1324 abgeschlossene Defensor Pacis des Marsilius von Padua (geb. um 1275/80, gest. vor 1343 April 10.), dessen Einfluß auf die politischen Ideen seiner Epoche wie auch überhaupt der späteren Zeit bis zum Beginn der Reformation ungemein nachhaltig und bedeutend war, bis vor kurzem nur in Ausgaben des 16. und 17. Jahrhunderts vorlag, wenn wir von dem nach der Erstausgabe von 1522 durch A. Cartellieri veranstalteten Faksimiledruck der Dictio I (Leipzig 1913) absehen. Denn erst 1928 erschien in Cambridge die erste wissenschaftliche, von der handschriftlichen Überlieferung ausgehende Edition des C. W. Previté-Orton, der nun endlich die von Richard Scholz, dem ausgezeichneten Kenner der Streitschriftenliteratur zur Zeit Ludwigs des Bayern, besorgte deutsche Ausgabe folgt, deren erster Faszikel die ersten beiden Dictiones enthält.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0273

Dem Text selbst ist eine ausgezeichnete und gründliche Einleitung vorausgeschickt, in der zunächst die 27 bisher bekannten in eine französische und deutsche Gruppe zerfallenden Handschriften des Defensor Pacis aus dem 14. und 15. Jahrhundert eingehend und kritisch untersucht werden, und zwar mit dem Ergebnis, daß die Hs. T (Tortosa), die, ursprünglich der französischen Gruppe angehörend, später durch Nachträge usw. zur Stammhandschrift der deutschen Gruppe geworden ist, und die Hs. H (Wien) als dem Original zeitlich und textlich am nächsten stehend der vorliegenden Edition zugrundegelegt sind. In diesem Zusammenhange mag übrigens noch darauf hingewiesen werden, daß sich die heute in Weimar aufbewahrte Handschrift (Z) bis ins 19. Jahrhundert im Collegium Maius der Universität Erfurt befand und wahrscheinlich die Druckvorlage für den Erstdruck von 1522 gebildet hat. Was die Verfasserschaft des Defensor Pacis betrifft, so tut Sch. mit guten und überzeugenden Gründen dar, daß hierfür Johann von Jandun, der seit 1327 als Mitautor bezeichnet wird, nicht in Frage kommt, sondern einzig und allein Marsilius von Padua, über dessen Leben und Verhältnis zu Ludwig dem Bayern zuverlässige und wertvolle Nachrichten beigebracht werden ebenso wie über das des Johann von Jandun. Als Abschluß der einleitenden Bemerkungen folgen endlich noch 2 Abschnitte, die sich mit den Quellen und dem Stilistischen wie auch mit den Ausgaben und Übersetzungen befassen.

Wir schließen unsere Ausführungen über die neueste Ausgabe des Defensor Pacis, die überhaupt erst eine kritische Würdigung des Werkes des Marsilius von Padua, des mutigen und unerschrockenen Verfechters der staatlichen Interessen gegenüber der Kirche, ermöglicht, mit dem Wunsch, daß dem ersten Teil recht bald der Schlußteil folgen möge. *A. Diestelkamp.*

Otto Grotefend, Urkunden der Familie von Saldern. 1. Band 1102—1366. Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hannover, Oldenburg, Braunschweig, Schaumburg-Lippe und Bremen XIII. Verlag August Lax, Hildesheim und Leipzig, 1932. 391 S.

Die von Saldern sind ein rein niedersächsisches Geschlecht, vor Zeiten bodenständig im Lande Braunschweig und im Hochstift Hildesheim, wie das vorliegende Urkundenbuch ausweist, das alle die Familie betreffenden Urkunden, auch die in anderen Urkunden als Zeugen auftretenden Glieder der Familie, für den Zeitraum von 1102, dem Jahr der ersten urkundlichen Erwähnung, bis zum Jahre 1366 zu erfassen sucht. Der Name des Bearbeiters bürgt für die Zuverlässigkeit der Urkundentexte und Regesten. Wie das Register ergibt, finden sich in dem Urkundenbuch gelegentlich auch Nachrichten über Familien aus dem Gebiet der Provinz Sachsen; ich notiere: von Alvensleben, von der Asseburg, von Bartensleben, von Beichlingen, von dem Knesebeck, von Dreileben, von Veltheim, von Haldensleben, von Osterwieck, von Regenstein, von der Schulenburg, von Staßfurt, von Wernigerode. *W. Möllenberg.*

C. Köhler (†), Ilfelder Regesten. Auszüge aus den Urkunden des ehemaligen Prämonstratenser-Klosters Ilfeld am Harz. Aus dem Nachlaß des Verfassers herausgegeben von Walter Brandt. Im Eigenverlag der Klosterschule Ilfeld. Kommissionsverlag Gustav Winters Buchhandlung, Franz Quelle Nachf., Bremen, 1932. 325 S.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0274

Der Bearbeiter des stattlichen Regestenbandes, weiland Präsident des Reichsgesundheitsamts, hat sich mit dieser Arbeit, der Frucht eines köstlichen Lebensabends, ein schönes Denkmal gesetzt. Für einen Laien ist dies Werk eine erstaunliche Leistung. Es gibt mit seinen 875 Nummern einen Überblick über die dem Klosterarchiv entstammenden oder das Kloster betreffenden Urkunden von der Begründung des Klosters (um 1190) bis zum Tode des letzten Abts (1559) und erschließt damit ein reiches Material nicht nur zur Geschichte des Klosters selber, sondern auch der Grafen von Honstein und überhaupt der ganzen Landschaft des Südharzes und Thüringens. Es muß aber gesagt werden, daß nur gewissermaßen das Rohmaterial dargeboten wird, und daß auch sonst die Anlage des Regestenwerkes nicht alle wissenschaftlichen Ansprüche erfüllt. Die Datierung der Urkunden ist durchweg aufgelöst und darum nicht nachzuprüfen. Die Literaturangaben sind äußerst spärlich, insbesondere vermißt man zumeist Hinweise auf andere, zumal allgemeinere und bekannte Regestenwerke wie die Papstregesten, Dobenecker usw., die, wie überhaupt die größere Urkundenliteratur, bei der Bearbeitung anscheinend nicht in systematischer Weise herangezogen worden sind. Man wird diese und andere Mängel dem Bearbeiter, der lediglich seinen Passionen gefolgt ist, ohne das volle Rüstzeug der Wissenschaft zu beherrschen, zugute halten, auch soll das unsern Dank an die altberühmte Klosterschule Ilfeld als Herausgeberin nicht schmälern. Erwähnt sei, daß das beigegebene Orts- und Personenregister von Dr. Rieger aufgestellt ist.

W. Möllenberg.

Rundes Chronik der Stadt Halle 1750—1835. Herausgegeben vom Thüringisch-Sächsischen Geschichtsverein, bearbeitet von Bernhard Weißenborn. Gebauer-Schwetschke Druckerei u. Verlag A. G., Halle-Saale, 1933. 858 S.

August Runde, seines Zeichens Materialwarenhändler in Halle, daneben seit 1819 zweiter Rendant der Pfännerschaft und Rendant der Sparkasse, ist der Fortsetzer Dreyhaupts und seiner berühmten Beschreibung des Saalkreises. Allerdings beschränkt er sich dabei auf die Stadt Halle und die beiden zu seinen Lebzeiten in Halle eingemeindeten Land- und Amtsstädte Neumarkt und Glaucha. Auch darf man die Rundesche Chronik ihrem geistigen Format nach in keiner Weise an dem berühmten Werk von Dreyhaupt messen, das mit seinem Riesenausmaß, seiner unerreichbaren Stofffülle, seiner noch heute auf uns wirkenden Gestaltungskraft in der Geschichtsschreibung des 18. Jahrhunderts unerreicht dasteht. Runde ist kein gelehrter Historiker, er ist ein schlichter Chronist, der sich damit begnügt, die für seine Vaterstadt wichtigen Ereignisse in annalistischer Form zu registrieren, wobei er sich in der Hauptsache auf gedruckte und ungedruckte Quellen, Zeitungen, Zeitschriften, Statistiken, Handschriften, Akten, private Aufzeichnungen von Zeitgenossen u. a. stützt, die er vielfach einfach übernimmt. Dies fremde Gut hat er mit großer Akkuratesse zusammengetragen; von eigenem Erleben ist so gut wie nichts dabei. Gleichwohl wird man der Rundeschen Chronik ihren Wert nicht absprechen können; diese große Materialsammlung wird für die Geschichte der Stadt Halle in dem behandelten Zeitraum immer grundlegend bleiben, ein nützliches Quellenwerk und Nachschlagebuch, dessen Herausgabe aus dem Manuskript nach nunmehr hundert Jahren man dankbar begrüßen wird.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0275

Der Bearbeiter Bernhard Weißenborn hat seine Aufgabe mit großer Hingabe ausgeführt. Seine aufschlußreiche Einleitung unterrichtet über die voraufgehenden Versuche und Werke zur hallischen Geschichte, über Rundes Leben und Familie (wozu eine Nachfahrentafel des ältesten bekannten Stammvaters der Familie Runde, des 1598 in Wernigerode verstorbenen Andreas Runde, am Schluß des Buches zu vergleichen ist), über die Quellen der Chronik, über die Editionsgrundsätze und die Handschrift. Der Text selbst ist unter genauer Angabe der jedesmaligen Quelle abgedruckt. Von Kürzungen ist abgesehen worden. Das Namen- und Sachregister am Schluß stammt noch von Runde selber, es ist indessen vom Bearbeiter vervollständigt. *W. Möllenberg.*

Altmärkisches Quellenbuch zur Heimatgeschichte der Altmark und der Nachbargebiete. Herausgegeben von Alfred Koseberg. 1. u. 2. Band. Altmärkischer Heimatverlag, Salzwedel, 1931 u. 1932. 96 u. 100 S.

Das altmärkische Quellenbuch wendet sich an weitere Kreise von Heimatforschern und Heimatfreunden, denen es die für die Geschichte der Altmark in Betracht kommenden Quellenstellen der verschiedenen Geschichtschreiber und das sonstige urkundliche Material in einer geschlossenen Sammlung in zeitgeschichtlicher Folge und in deutscher Übersetzung darbieten möchte. Der erste hier vorliegende Band beginnt mit der germanischen Frühzeit, mit Caesar, Cassius Dio, Strabo, Vellejus Paterculus, Tacitus und reicht bis zu den Anfängen der Sachsenkriege Karls des Großen und der Begründung des Bistums Verden. Abbildungen von Gräberfunden, Häusertypen und Grundrissen und eine Karte der Ortsgründungen und der Siedlungsfunde der nachchristlichen Eisenzeit sind dem Bande beigegeben. Der zweite Teil umfaßt das 9. und die erste Hälfte des 10. Jahrhunderts. Als Mitarbeiter zeichnet Herbert Ludat. Die Absicht, die das Quellenbuch verfolgt, ist gut und verdient weitgehende Förderung. *W. Möllenberg.*

Willy Flach, Geschichte der reußischen Archive. Verlag Vereinsbuchdruckerei, Greiz, 1930. 70 S.

Ein Hinweis auf diese Studie dürfte bei den mancherlei Beziehungen des Reußenlandes zu unserm Arbeitsgebiet, namentlich im Mittelalter, willkommen sein. Die reußische Archivgeschichte ist infolge der mehrfachen Teilungen nicht einfach zu überblicken. Flach unterrichtet uns zuerst über die Archive der Vorfahren des reußischen Hauses, sodann über die gemeinsamen Archivalien der älteren und jüngeren Linie Reuß, die Archive der älteren Linie Reuß bis zur Einrichtung des Thüringischen Staatsarchivs in Greiz, die Archive der jüngeren Linie Reuß bis zu ihrer Überführung in das Thüringische Staatsarchiv in Greiz und die Spezialarchive der jüngeren Linie. *W. Möllenberg.*

S. Berger, Verzeichnis der Museen, Heimat- und Geschichtsvereine u. a. m. in der Provinz Sachsen und im Freistaat Anhalt. Herausgegeben vom Verband zur Förderung der Museumsinteressen in der Provinz Sachsen und im Freistaat Anhalt E. V. 1932. 55 S.

Eine dankenswerte erstmalige Übersicht über die Museen in der Provinz Sachsen und im Freistaat Anhalt mit Angaben über den Namen der Sammlung,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0276

den Eigentümer, den Rechtsnachfolger, das Gründungsjahr, den derzeitigen Leiter, den Begriff und Inhalt der Sammlung und ihre Unterbringung. Angeschlossen ist ein Verzeichnis der Heimat- und Geschichtsvereine, der Büchereien, der Archive und der Lichtbildstellen der Provinz Sachsen, eine Aufführung der sich auf das ganze Gebiet der Provinz Sachsen beziehenden Zeitschriften, sind weiter Nachrichten über die Historische Kommission für die Provinz Sachsen und für Anhalt und die Provinzialkommission zur Erforschung und zum Schutze der Denkmäler der Provinz Sachsen.

Das Verzeichnis spiegelt, wie in der Einführung mit Recht hervorgehoben wird, die kulturelle Bedeutung unserer Provinz, den Reichtum ihrer Vergangenheit und die Bodenständigkeit ihrer Bevölkerung wieder. *W. Möllenberg.*

Hermann Bier, Märkische Siegel. Erste Abteilung: Die Siegel der Markgrafen und Kurfürsten von Brandenburg. Zweiter Teil: Die Siegel der Markgrafen von Brandenburg aus dem Hause Wittelsbach 1323—1373. Textheft XVI, 315 S., 2°, 8 Tafeln. Veröffentlichungen der Historischen Kommission für die Provinz Brandenburg und die Reichshauptstadt Berlin VI. Im Kommissionsverlag von Gsellius, Berlin, 1933.

Das Siegelwesen der drei wittelsbachischen Markgrafen Ludwig I., Ludwig II. d. R. und Otto VIII. ist nach den Feststellungen B.s die geradlinige Fortsetzung desjenigen der Askanier, das der Bearbeitung noch harrt. Nur die Verwaltungsreform zu Beginn der selbständigen Regierung Ludwigs I. hat einige neue Siegelarten und Siegelbilder hinzugefügt. Der Verf. hat es sich angelegen sein lassen, aus der gesamten Überlieferung die jeweils am besten erhaltenen Exemplare der verschiedenen Siegel für die Reproduktion festzustellen. Trotzdem mußte B. sich teilweise mit Fragmenten begnügen, so daß die nun erfolgte Sicherung der Überlieferung durch das Tafelwerk dankbar begrüßt werden muß. Die dynastischen Beziehungen zu Süddeutschland machten die Einbeziehung des bayrischen und tirolischen Urkundenmaterials notwendig, eine schwierige und mühselige Arbeit, die besondere Anerkennung verdient. Der Textband bringt zunächst eine einleitende Übersicht, sodann eine ausführliche Beschreibung aller ermittelten Siegel, schließlich noch Urkundenverzeichnisse und Itinerare. So wertvoll auch alle diese Spezialstudien sein mögen, so wäre doch eine Beschränkung auf eine kurze Erläuterung der Siegeltafeln wünschenswert gewesen. In Zukunft soll auch so verfahren werden, wie der Vorsitzende der Kommission in seinem Geleitwort bemerkt. *Wentz.*

Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. Germanistische Abteilung. Generalregister zu den Bänden I—L. Bearbeitet von Rudolf Bechert u. A. Mit einem Anhang: Sachregister zu Heinrich Brunners Forschungen zur Geschichte des deutschen und französischen Rechtes sowie zu dessen Abhandlungen zur Rechtsgeschichte I/II. Verlag Hermann Böhlaus Nachfolger, Weimar, 1932. 365 S.

Das Generalregister der ersten fünfzig Bände dieser auch für unser Arbeitsgebiet zahlreiche Aufsätze und Beiträge enthaltenden rechtsgeschichtlichen Zeitschrift bringt im ersten Teil alphabetisch geordnet nach den Verfassern ein Verzeichnis der Aufsätze, sowie der Miszellen, nach den Rezensenten ein Verzeichnis der Besprechungen, nach den Verfassern ein Verzeichnis der besproche-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0277

nen Schriften, ferner ein Verzeichnis der Nachrufe, Todesnachrichten und biographischen Notizen, ein Verzeichnis der Erklärungen, Anzeigen, Berichte u. a., ein Sachregister und ein Quellenregister. *W. Möllenberg.*

Georg Gilardone, Tilly. Der Heilige im Harnisch. Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet, München, [1932]. 163 S. mit 15 Einschaltbildern. Pr. Kart. 1,80 RM.

Ein Heiliger war Tilly allerdings nicht, wie der Verfasser des Büchleins uns einreden möchte, so wenig sein Gegenspieler Gustav Adolf dies Beiwort beansprucht; das rauhe Kriegshandwerk in jenen Zeiten war schwerlich dazu angetan, Krieger zu Heiligen zu stempeln. Mit Tillys Namen wird außerdem das Gedächtnis an die Zerstörung Magdeburgs, wohl das schrecklichste Ereignis des dreißigjährigen Krieges, auf immer verbunden bleiben. Über die ursprüngliche protestantisch beeinflußte Einschätzung hinaus ist die geschichtliche Wissenschaft längst zu einer gerechten Würdigung des Feldherrn und Menschen Tilly vorgedrungen, so daß es einer Ehrenrettung, wie sie hier versucht wird, kaum noch bedarf. Es ist ein Protestant, der für Tilly eine Lanze brechen zu müssen glaubt, aber diese erstaunliche Tatsache findet darin ihre Erklärung, daß der Verfasser Bayer ist und in Tilly den bayerischen Generalissimus, den Inbegriff der bayerischen Soldatentugend, den heldenhaften Verteidiger des bayerischen Bodens feiern möchte. Von solchen Übertreibungen abgesehen, gibt die Darstellung, die sich vornehmlich auf das in München beruhende archivalische Material stützt, ein lebendiges Bild von der Persönlichkeit Tillys. Das Literaturverzeichnis am Schluß zeigt, daß die reiche in Betracht kommende Literatur keinesfalls erschöpfend herangezogen ist. *W. Möllenberg.*

Otto Lerche, Gustav Adolf. Deutsche Bilder und Stätten. Bilder teilweise nach Photographien von Günther Beyer, Weimar. Das Bild zum Wort Heft 1. Verlag der Agentur des Rauhen Hauses G. m. b. H., Hamburg, [1932]. 20 S. u. 59 Abbildungen. Pr. 1,25 RM.

Das Buch bietet eine Reihe von zeitgenössischen Bildern Gustav Adolfs, ferner zeitgenössische Abbildungen seiner Schlachten und Kriegshandlungen, von Stadtplänen und bemerkenswerten Örtlichkeiten, Gedächtnismünzen und anderen Erinnerungsstücken, sowie moderne Aufnahmen von Gebäuden aller Art, die mit dem Andenken an Gustav Adolf auf deutschem Boden verknüpft sind. Lerche gibt dazu mit kurzen Worten eine gehaltvolle Einführung.

W. Möllenberg.

Otto Lerche und **Friedrich Schulze,** Breitenfeld. Zur Erinnerung an den Sieg Gustav Adolfs am 7./17. September 1631. Sächsische Verlagsgesellschaft m. b. H., Leipzig, 1931. 16 S. und 26 Abbildungen.

Eine Gedenkschrift zur 300. Wiederkehr des Tages der Schlacht bei Breitenfeld, hauptsächlich bestimmt für Gustav-Adolf-Vereinsveranstaltungen Material zu liefern. Inhalt: 1. Breitenfeld, der Schicksalstag Gustav Adolfs. 2. Der Kriegssommer 1631. 3. Die Schlacht am 7./17. September 1631. 4. Leipzig in den Tagen der Schlacht. Das beigegebene Bildmaterial ist zum großen Teil dem Bilderschatz des Stadtgeschichtlichen Museums in Leipzig entnommen.

W. Möllenberg.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0278

Otto Lerche, Lützen. Zur Erinnerung an Sieg und Tod Gustav Adolfs am 6./16. November 1632. Sächsische Verlagsgesellschaft m. b. H., Leipzig, 1932. 16 S. und 26 Abbildungen.

Auch diese in Form und Ausstattung mit der oben genannten Gedenkschrift der Schlacht bei Breitenfeld übereinstimmende Zusammenstellung dient populären Zwecken. Inhalt: 1. Von Breitenfeld bis Lützen. 2. Der Verlauf der Schlacht. 3. Die Folgen der Schlacht. 4. Unsere Bilder. *W. Möllenberg.*

Max Bathe, Die Herkunft der Siedler in den Landen Jerichow, erschlossen aus der Laut-, Wort- und Flurnamen-Geographie. Verlag Max Niemeyer, Halle (Saale), 1932. 144 S. mit 32 Kartenblättern. Pr. geh. 9 RM.

Diese Arbeit, eine Dissertation der Universität Halle-Wittenberg, geht von der Sprachgeschichte aus; sie zeigt in eindringlicher Weise, daß die Siedlungsforschung durch sprachgeschichtliche Untersuchungen eine erhebliche Vertiefung erfährt, und daß nicht nur von den Mundarten und der Wortgeographie her, sondern auch durch die neuerdings in ganz Deutschland gepflegte Flurnamenwissenschaft wichtige Aufschlüsse zu gewinnen sind. Die Bedeutung der Arbeit, die im übrigen die gesamte geschichtliche und sprachgeschichtliche Literatur verwertet, liegt vor allem darin, daß der Verfasser nicht vom grünen Tisch aus seine Aufgabe behandelt, sondern durch eine intensive Bereisung des Gebietes (dem er selber entstammt) alle Aufnahmen an Ort und Stelle gemacht hat. Das hier mit unendlichem Fleiß zusammengetragene Material ist eine wahre Fundgrube für die Geschichte und Volkskunde der Lande Jerichow.
W. Möllenberg.

Meine schöne Heimat, der Kreis Torgau. Herausgegeben vom Kreisausschuß für Heimatpflege. Schriftleiter K. Markus. Kunstdruck- und Verlagsbüro, Kiel, 1932. 176 S. Pr. kart. 4,00 RM., in Leinen 4,50 RM.

Ein gutes Heimatbuch, das in Wort und Bild von der schlichten Schönheit eines Winkels der deutschen Erde, der Erdverbundenheit seiner Bewohner, seiner Bedeutung in Geschichte und Gegenwart Zeugnis ablegt. Die einzelnen Aufsätze über Landschaft, Bau- und Kunstgeschichte, Geschichte, Landwirtschaft, Forstwirtschaft, Jagd, das Graditzer Gestüt, Handel, Gewerbe und Verkehr, Volkskunde und die angeschlossenen Stadtbilder von Annaburg, Belgern, Dommitzsch, Prettin, Schildau und Torgau geben einen erschöpfenden Überblick über alle Verhältnisse des Kreises. Es ist nicht möglich, hier sämtliche Beiträge aufzuführen und alle Verfasser zu nennen. Das Buch, das in erster Linie für die Kreiseingesessenen bestimmt ist, verdient auch über die Kreisgrenzen hinaus Beachtung. *W. Möllenberg.*

Hans Genz, Die Veränderungen der Kulturlandschaft zur Industrielandschaft im Braunkohlenrevier Weißenfels-Zeitz. Eine bevölkerungsstatistische und kulturgeographische Betrachtung. Diss. Halle a/S., 1930. 60 S.

Die im gleichen Bande des Jahrbuches angezeigte Arbeit von G. Hankow über die Entwicklung der Kulturlandschaft in der Leipziger Tieflandsbucht zeichnet in mehreren zeitlichen Querschnitten die jeweilige Weiterentwicklung der einzelnen Kulturfaktoren und des Gesamtbildes der Kulturlandschaft. Die

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0279

vorliegende Dissertation von Hans Genz dagegen geht nach der zweiten in solchen Fällen möglichen Methode vor: sie verzichtet auf die Beschreibung des früheren Kulturzustandes und arbeitet die Gegensätze bei den einzelnen sachlichen Gesichtspunkten heraus.

Der erste Hauptabschnitt: „Veränderungen der bevölkerungsstatistischen Verhältnisse" ist in den Druckexemplaren wesentlich abgekürzt. Das Schwergewicht der Arbeit liegt in dem Kapitel „Die Veränderungen der Landoberfläche durch den Braunkohlenbergbau". Es werden die Einwirkungen auf Grund und Boden durch Tief- und Tagbau, durch die Grundwasserentziehung, Flugasche, Rauchgase und Abwässer dargelegt und ihre schädigenden Wirkungen hauptsächlich für die Landwirtschaft aufgezeigt. So sind schließlich die Grundsteuerreinerträge der landwirtschaftlich genutzten Flächen im Braunkohlenreviere durchschnittlich etwa 20% zurückgegangen; ein Rückgang, der im Industriezentrum im Durchschnitt bis auf 60% ansteigt.

Da der Verfasser das von ihm bearbeitete Gebiet persönlich bis ins einzelne von Augenschein kennt, und mit viel Fleiß die Materialien aus den Beständen der verschiedensten Behörden und Organisationen zusammengetragen hat, ist seine Arbeit überaus instruktiv. *Th. Ulrich.*

Herbert Buschendorf, Die Kulturgeographie des Eichsfeldes. Verlag Karl Körting, Mühlhausen (Thür.), 1932. 148 S.

Ausgehend von dem das Eichsfeld beherrschenden Gegensatz von Bundsandstein- und Muschelkalklandschaft gibt B. eine Darstellung der natürlichen Grundlagen, der Siedlungsverhältnisse, der Wirtschaft und des Verkehrs auf dem Eichsfelde und legt ihre Abhängigkeit von jenen Formationen dar. Dem großen Umfange des Stoffes und dem allgemeingeographischen Ziel der Schrift entsprechend bietet die ursprünglich als Dissertation gefertigte Arbeit weniger Einzelfragen vorwärtstreibende Spezialuntersuchungen; ihr Hauptwert liegt vielmehr in der sachkundigen Zusammenfassung und übersichtlichen Gestaltung der vielseitigen Materie unter weitgehendster Heranziehung der Literatur.

Wertvoll sind die Tabellen, Statistiken und Skizzen am Schlusse des Buches. *Th. Ulrich.*

Walter Heinrich, Wiprecht von Groitzsch und seine Siedlungen. Mitteldeutsche Heimat. Volkstümliche Schriftenreihe hrsg. v. W. Radig u. J. Leipoldt. Heft 5. Verlag C. Heinrich, Dresden, 1932. 48 S. mit 4 Abb. u. 1 Karte. Pr. 1,80 RM.

Wiprecht von Groitzsch (c. 1055—1124) ist eine meteorhafte und nur schwer zu erfassende Gestalt der deutschen Geschichte des Mittelalters. Sein Aufstieg zur Macht bis zum Markgrafen der Lausitz, sein wechselvolles Schicksal haben etwas Abenteuerliches, und die überlieferten Nachrichten geben uns alles andere als das einheitliche Bild einer geschlossenen Persönlichkeit. Dem Geschlecht, das er aus dem Balsamgau nach dem Osterlande verpflanzte, war keine dauernde Blüte beschieden; sein Erbe übernahmen die Wettiner, deren Herrschaft in Jahrhunderten auch die Erinnerung an die Taten Wiprechts überdauerte. Aber in zweifacher Weise hat er, trotz allem, sich ein geschichtliches Denkmal gesetzt: durch die Begründung des Klosters Pegau und durch seine ausgedehnte Siedlungstätigkeit. Wiprechts Bedeutung für die deutsche Kolonisation ist der

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0280

Hauptinhalt vorliegender Studie, die der Verfasser zu einer allgemeineren Untersuchung über die Siedlungsformen dieser Gegend erweitert.

W. Möllenberg.

Wolfgang Ebert, Das Wurzener Land. Ein Beitrag zur Landeskunde und Siedlungsforschung. (Schriften für Heimatforschung. Herausgegeben vom Institut für Heimatforschung an der Universität Leipzig durch Rudolf Kötzschke, Heft 1.) Verlag von Julius Beltz in Langensalza-Berlin-Leipzig, 1930. 128 S. mit 7 Tafeln und 2 Deckblättern. Pr. brosch. 6,60 RM.

Eberts Untersuchung über die siedlungsgeschichtlichen Grundlagen des Landes Wurzen eröffnet verheißungsvoll die von R. Kötzschke herausgegebene Sammlung „Schriften für Heimatforschung", und es sei gleich vorweg bemerkt, daß die vorliegende Studie eine wertvolle Bereicherung der siedlungskundlichen Literatur darstellt, darüber hinaus aber auch noch so enge und mannigfaltige Berührungspunkte mit unserem Gebiet aufweist — wir verweisen in diesem Zusammenhange nur auf die umfassenden Arbeiten Reischels zur Wüstungskunde der Kreise Bitterfeld und Delitzsch —, daß uns ein etwas näheres Eingehen auf ihre Ergebnisse an dieser Stelle notwendig erscheint.

Zunächst stellen wir mit großer Befriedigung fest, daß Verf. im Gegensatz zu U. Roshop, dessen Arbeit wir unten angezeigt haben, in vorbildlicher Weise seine Darstellung nicht nur geographisch, sondern auch rein historisch ausgezeichnet unterbaut hat, wodurch natürlich ihr Wert für die landesgeschichtliche Forschung erheblich gesteigert wird. Zur Illustrierung des soeben Gesagten genügt ein Hinweis darauf, daß E. sich in dem 1. die historischen Beziehungen behandelnden Abschnitt eingehend mit den Problemen der Gaueinteilung und der Burgwarde, mit den kirchlichen Verhältnissen, der Entstehung des Wurzener Territoriums und der Stellung und dem Umfang des Wurzener Landes unter Heranziehung einer umfangreichen Literatur beschäftigt. Von den hier gewonnenen Ergebnissen verzeichnen wir vor allem das, daß das Wurzen-Püchauer und das Eilenburger Gebiet als eine Art Übergangszone zwischen 2 großen Gauen (Chutizi und Daleminze) zu betrachten ist, „ohne daß mit Bestimmtheit eine Zugehörigkeit dieser Landschaften zu einem besonderen Gau vorläufig erwiesen werden kann". Bei der Darlegung der kirchlichen Verhältnisse verdienen besondere Beachtung die Mitteilungen über das Verhältnis des Bistums Merseburg zum Bistum Meißen, als deren beider Diözesangrenze 1017 durch Heinrich II. die Mulde festgesetzt wurde, wodurch der Püchauer Pfarreibezirk unter die Diözesanhoheit des Merseburgers gelangte. Was die Burgwarde betrifft, so finden sich in dem untersuchten Gebiet zwei, nämlich Wurzen und Püchau; doch erbringt E. bereits für den Anfang des 11. Jahrhunderts den Nachweis für den beginnenden Verfall der Burgwardsverfassung. Nach interessanten Ausführungen über die Entstehung des Wurzener Territoriums, die bereits vor 1114 abgeschlossen sein muß, sowie über die Ausdehnung des „Territorium Wurcnense" leitet Verf. zu der geographischen Betrachtung über, bei der er, ausgehend von einigen gut gewählten Einzelbeispielen, ganz allgemein die Siedlungsformen und das Wüstungsproblem erörtert und sich auch über die Urlandschaft äußert, deren Rekonstruktion ebenfalls für uns sehr aufschlußreich ist. Wichtig ist schließlich noch die aus der Kenntnis der siedlungsgeschichtlichen Vorgänge resultierende Feststellung eines „zeitigen und intensiven Wirkens deutscher Grundherren" wie auch die Ablehnung der Annahme von einer „durch-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0281

gängigen oder wenigstens sehr starken flämischen Besiedlung" des Landes Wurzen.

Das als Anlage beigegebene Wüstungsverzeichnis, das die Ausführungen des Verf. trefflich ergänzt, zeichnet sich vor allem durch eine zuverlässige und möglichst genaue Lokalisierung der einzelnen Wüstungen, ca. 80 an der Zahl, aus.

A. Diestelkamp.

Gerhard Hankow, Die Entwicklung der Kulturlandschaft in der Leipziger Tieflandschaft seit dem Jahre 1800. Diss. Hamburg, 1931. 81 S. Großformat.

Dem geographischen Charakter der Arbeit entsprechend ist es erstes Ziel des Verfassers, die Abhängigkeit der Leipziger Kulturlandschaft von den naturhaften Bedingungen zu erkennen. Daher ist das erste Drittel der Schrift der Zusammenstellung und Sichtung der klimatologischen, geologischen, morphologischen und biologischen Faktoren gewidmet zur Herausarbeitung der natürlichen Landschaft. Es folgt ein Überblick über die Kulturentwicklung des Gebietes durch Mittelalter und neuere Zeit. Er bietet dem Historiker naturgemäß nichts wesentlich Neues.

Der Hauptteil der Schrift zeigt dann an drei Kartenbildern: 1800, 1875 und Gegenwart das dauernde Vordringen der Industrielandschaft im anfänglich fast reinen Agrarraum, sowie den Wechsel im Charakter der Landwirtschaft auf Grund des Fortschrittes in der Bodenbewirtschaftung und der wechselnden Konjunkturen für die verschiedenen Erzeugnisse. — Der Einfluß des Staates und der Verkehrskräfte der Neuzeit wird stark berücksichtigt.

Th. Ulrich.

Walter Frenzel, Vorgeschichte der Lausitzen; Land und Volk, insbesondere die Wenden. (Die Lausitzer Wenden, Forschungen zur Geschichte und Volkstum der Wenden im Auftrage der Stiftung für deutsche Volks- und Kulturbodenforschung, Leipzig, herausgegeben von Rudolf Kötzschke. Heft 1.) Langensalza, J. Beltz, 1932. VI und 167 S., 40 Tafeln und 8 Karten. Preis 10 RM.

Felix Burkhardt, Die Entwicklung des Wendentums im Spiegel der Statistik. (Derselben Reihe Heft 6.) Langensalza 1932. 96 S. Preis 3 RM.

Ders., Der Rückgang des Wendentums. Beigabe zu: Bevölkerungskarten der Ober- und Niederlausitz auf Grund der Volkszählung der Jahre 1910 u. 1925. Ebda. 1930/31.

Es ist bekannt, daß gerade in den letzten Jahren von tschechischer Seite große Anstrengungen gemacht worden sind, zu den in der Lausitz wohnenden Wenden kulturelle Brücken zu schlagen und sie zu einer tschechischerseits zu erlösenden Irridenta zu machen. Um diesen Bestrebungen von deutscher Seite auf die Dauer in der rechten Weise begegnen zu können, ist eine genaue Kenntnis von Geschichte und Volkstum der Wenden notwendige Voraussetzung. Unter diesem Gesichtswinkel kommt der auf wissenschaftlich hoher Stufe stehenden Schriftenreihe über die Lausitzer Wenden eine ganz besondere Bedeutung zu. Bereits im Jahre 1930 ist mit der Arbeit von Rudolf Lehmann über die Geschichte des Wendentums in der Niederlausitz das 2. Heft

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0282

der Serie erschienen. (Vgl. die Besprechung von J. Bauermann in Sachsen u. Anhalt 7 [1931] S. 530 f.)

Das Buch von W. Frenzel, die Frucht langjähriger mühevoller Arbeit, eines bewährten Forschers, behandelt als ersten Hauptteil: „Die Lausitzen als Siedlungsland in vorgeschichtlicher Zeit"; im zweiten „Wendisches Leben in den Lausitzen in vorgeschichtlicher Zeit". Der dritte, als „Anhang" bezeichnete Abschnitt ist in nicht geringerem Maß als die beiden ersten als Hauptteil zu werten. Die darin enthaltene Fundstatistik sowie die mit vielen Erläuterungen versehenen Tafeln und Abbildungen machen das Buch zu einem Orientierungsmittel ersten Ranges.

In der Arbeit von Burkhardt wird, wie der Verfasser einleitend selbst zusammenfaßt, „die Entwicklung des Wendentums an Hand der amtlichen Wendenzählungen, die im preußischen Anteil am Wendengebiet im Jahre 1843 und im sächsischen Anteil im Jahre 1832 ihren Anfang nahmen, dargestellt. ... Den Untersuchungen wurde das statistische Material des Preußischen und des Sächsischen Statistischen Landesamtes sowie das der Kreishauptmannschaft Bautzen zugrunde gelegt, das eine Durcharbeitung nach bevölkerungs-, sozial-, wirtschafts- und kulturwissenschaftlichen Gesichtspunkten erfahren hat". Die große Fülle der ins einzelnste gehenden und mit vollendeter Methode gearbeiteten Statistiken wird auch dem sonst mit der Materie nicht näher Vertrauten durchsichtig und verständlich, da der Verfasser die Hauptergebnisse der Spezialuntersuchungen jeweils in klarer Zusammenfassung heraushebt. *Th. Ulrich.*

Georg Schnath, Hannover und Westfalen in der Raumgeschichte Nordwestdeutschlands. Wirtschaftswissenschaftliche Gesellschaft zum Studium Niedersachsens E. V. Reihe A der Veröffentlichungen. Beiträge Heft 19. Verlag Georg Westermann, Braunschweig-Berlin-Hamburg, 1932. 55 Seiten mit 19 Karten und 4 Tabellen.

Diese Schrift gehört zur Kategorie der historisch-politischen Literatur, die dem Gedanken der Neugliederung des Reiches ihre Entstehung verdankt. Liegt ihr so unverkennbar eine bewußte Tendenz zugrunde, so darf man doch sagen, daß sie durch ihre vollkommene Beherrschung des Materials, durch ihre großzügige Erfassung der Probleme und durch ihre glänzende Darstellung zugleich eine ausgezeichnete wissenschaftliche Leistung ist, zumal sie sich auf die rein geschichtliche Betrachtungsweise beschränkt. Für uns genüge die Feststellung, daß zwischen Hannover und der Provinz Sachsen auch unter dem Gesichtspunkt der Neugliederung des Reiches, wie Schnaths Ausführungen indirekt bestätigen, für den Historiker kaum eine Rivalität besteht.

W. Möllenberg.

Hans-Walter Klewitz, Studien zur territorialen Entwicklung des Bistums Hildesheim. Ein Beitrag zur historischen Geographie Niedersachsens (Studien und Vorarbeiten zum Historischen Atlas Niedersachsens, 13. Heft). Vandenhoeck u. Ruprecht, Göttingen, 1932. 74 S. Pr. 7 RM.

Obgleich das Problem der Entstehung der Landeshoheit der Bischöfe von Hildesheim bereits 1912 von O. Müller in einer Freiburger Dissertation behandelt worden ist, ist es durchaus zu begrüßen, daß Kl. dieses interessante

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0283

Thema nochmals angreift, da M.s Ausführungen sehr einseitig sind und in keiner Weise den mannigfaltigen Erscheinungen historischen Geschehens gerecht werden, Mängel, die der vorliegenden Arbeit, einer Göttinger Dissertation, erfreulicherweise nicht mehr anhaften.

Der erste Teil der gründlichen und archivalisch sorgfältig unterbauten Untersuchung, der die allgemeinen Grundzüge der Hildesheimer Territorialentwicklung aufzeigt, beschäftigt sich zunächst mit der Grenze des Hildesheimer Sprengels, die, wie Verf. feststellt, den Gaugrenzen folgt und deren Verlauf im Harz gegenüber der Halberstädter Diözesanschnede im Gegensatz zu der von Lüders vertretenen Ansicht nicht über die Wolfswarte hinaus nördlich an Altenau vorbei, sondern die Oker hinauf bis zur Rohmkemündung und von dort über die südliche Rohmkequelle bis zum großen Kellerhalsteich festgelegt wird. Hinsichtlich der Gaue kommt Kl. zu dem ja auch für andere Gebiete nachweisbaren Ergebnis, daß diese einerseits und Archidiakonate sowie Grafschaften andererseits im Bistum Hildesheim keine kongruenten Bezirke waren.

Hatte Müller in der oben zitierten Arbeit die Hildesheimer Landesherrlichkeit einzig und allein aus der öffentlichen Gerichtsbarkeit hergeleitet, so nennt Kl. als die wichtigsten Elemente der Landeshoheit die Immunität, die Rückbildung der Vogteiverfassung, die Grafschafts- und Gerichtsrechte und endlich den Erwerb von Regalien (Forstregal, Markt, Zoll und Münze und das Befestigungsregal, „das von ungeheurer Bedeutung wird für diese Beherrschung des Landes, in der wir den entscheidenden Schritt zur Landeshoheit sehen"). Daß unter diesen Umständen in dem die Bildung des Territoriums behandelnden Kapitel die Burgenpolitik im Mittelpunkt der Darstellung steht, bedarf nur eines kurzen Hinweises. Nachdem Verf. sich dann noch über die Ausbildung und Entwicklung der Amtsverfassung ausläßt und hierbei die Feststellung macht, daß in Hildesheim die „Vorstellung des Hoheitsgebietes als eines räumlich fest geschlossenen Staates" erst im 15. Jahrhundert quellenmäßig zu belegen ist, wendet sich Kl. in dem 2. Hauptteil den 16 einzelnen Ämtern des „großen Stiftes" zu, vor allem der Frage nach ihrer Entstehung und Entwicklung, und zwar enthalten die diesbezüglichen Abschnitte Mitteilungen über die Geschichte der Burg, Darlegungen über die Elemente, die im Einzelfall zur Bildung der Landeshoheit geführt haben, über Grafschaft und Gericht, Listen der bischöflichen Beamten und eine Übersicht über die verschiedenen Verpfändungen.

Der sich durch klaren und übersichtlichen Aufbau auszeichnenden Studie ist die Reproduktion einer Karte des Bistums Hildesheim von Scharnhorst aus dem Jahre 1798 beigegeben. *A. Diestelkamp.*

Ulrich Roshop, Die Entwicklung des ländlichen Siedlungs- und Flurbildes in der Grafschaft Diepholz. Eine siedlungsgeographische Studie (Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens Bd. 39). August Lax, Hildesheim und Leipzig, 1932. 104 S. und verschiedene Pläne. Pr. brosch. 5 RM.

Wenn auch R.s Untersuchung keinerlei unmittelbare Beziehungen zu unserem Arbeitsgebiet aufweist, so dürfte doch im Hinblick auf die in ihr angewandte Methode der Siedlungsforschung eine Anzeige auch an dieser Stelle durchaus gerechtfertigt erscheinen, wobei allerdings aus dem angeführten Grunde auf die Behandlung von Einzelheiten verzichtet werden muß. Hierfür verweisen

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0284

wir auf die eingehendere Besprechung von H. Rothert im Niedersächsischen Jahrbuch für Landesgeschichte Bd. 9 (1932) S. 239 f.

Verf., der in überaus mühsamer und gründlicher Weise alles für seine Zwecke in Frage kommende Material gesammelt und kritisch verarbeitet hat, hat sich die Aufgabe gestellt, die historische Entwicklung des heutigen Landschafts- und Siedlungsbildes der Grafschaft Diepholz, die sich für eine solche Studie wegen ihrer verhältnismäßig starken geographischen und geschichtlichen Abgeschlossenheit besonders gut eignet, aufzuzeigen, und zwar geht er aus von einer Betrachtung der physikalischen Beschaffenheit des von ihm untersuchten Gebietes, auf Grund deren er die Urlandschaft zu rekonstruieren unternimmt. Daß allerdings diese Rekonstruktion in einigen Punkten zu revidieren ist, hat H. Rothert in der oben zitierten Besprechung bereits dargetan. Mit dem eigentlichen Siedlungsvorgang beschäftigt sich dann ausgehend von den Ortsnamen der 2. und Hauptteil, der u. a. interessante Ausführungen über die Dorfgemarkung, ihre wirtschaftlichen Grundlagen wie Heide-, Bruch- und Hochmoorgemeinheiten, Wald, Wiesen, Ackerland usw. bringt. Nicht minder wichtig ist das, was R. über Anlage und Aufbau des Dorfes (Esch-, Kampsiedlung usw.) sagt. Den Abschluß endlich bilden die Abschnitte über die altsächsische Einzelsiedlung, die mittelalterliche Gutssiedlung und die Wüstungen. Wir erhalten somit eine abgerundete, übersichtliche, wenn auch nach der historischen Seite noch etwas ausbaufähige Siedlungsgeschichte der Grafschaft Diepholz, der zum besseren Verständnis noch eine Reihe anschaulicher Karten (Flur- und Gemarkungspläne usw.) beigegeben ist. *A. Diestelkamp.*

Herbert Krüger, Höxter und Corvey. Ein Beitrag zur Stadtgeographie. Regensbergsche Buchdruckerei, Münster i. W., 1931. 201 S. und zahlreiche Abbildungen und Kartenbeilagen. (Auch erschienen in Westfälische Zeitschr. f. vaterländische Geschichte und Altertumskunde Abt. Paderborn, 87. Bd., Münster 1930.)

Höxter und Corvey bieten sowohl dem Historiker als auch dem Geographen trotz vieler guter Einzeluntersuchungen noch immer zahlreiche Probleme, vornehmlich in historisch-geographischer Hinsicht. Es ist deshalb verständlich, daß sich die vorliegende, durch gute Methode auszeichnende Arbeit, eine Göttinger geographische Dissertation, das vielversprechende und dankbare Thema einer Siedlungsgeographie der beiden Orte gestellt hat. Leider ist hier nicht der Platz, auf die beachtlichen, durch sorgfältigste und verständnisvollste Benutzung des Quellenmaterials vom Verf. gewonnenen Forschungsergebnisse genauer einzugehen, da sie zu unserem Arbeitsgebiet so gut wie gar keine Beziehungen aufweisen. Wir müssen uns daher auf einige den Gang der Untersuchung kurz kennzeichnende Hinweise beschränken. Wie bei allen geschichtlich-geographischen Studien ist auch hier der Ausgangspunkt die Rekonstruktion der Urlandschaft, an die sich dann längere Ausführungen über die topographische Lage, die ältere Geschichte Höxters und Corveys, das Werden der städtischen Kulturlandschaft, die geographischen Bedingungen der historischen Entwicklung usw. schließen. In zwei besonderen Abschnitten behandelt Kr. dann noch das Stadtbild und den Grundriß Höxters, für das der Nachweis erbracht wird, daß es eine aus einem Dorf entwickelte, „gewordene" Stadt ist. Erörterungen über die Bauperioden Höxters, dessen Verhältnis zum Kloster Corvey im übrigen gründlich untersucht wird, über das Siedlungsbild Corveys, über die Wandlung der

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0285

städtischen Kulturlandschaft in den letzten 100 Jahren, über die Stadtsilhouette, über Baumaterial und Farbe im Stadtbild u. a. m. vervollständigen das von Kr. entworfene Bild in wünschenswerter Weise.

Zum Schluß noch ein Hinweis darauf, daß schon im früheren Mittelalter Fernverkehrsbeziehungen u. a. zur Diözese Halberstadt nachzuweisen sind, in deren Grenzen ja das dem Kloster Corvey gehörige Kloster Gröningen lag; darüber hinaus bestanden aber auch noch andere Beziehungen zum Harzgebiet, das „seit den Goslarer Funden im zweiten Drittel des 10. Jahrhunderts" wegen seines Erzreichtums für Corvey bedeutungsvoll wurde. *A. Diestelkamp.*

Walther Vohland, Die ausländischen Wanderarbeiter und ihr Ersatz in den Kreisen Torgau, Delitzsch und Saalkreis. Diss. Halle a. d. S., 1931. 84 S.

Vohland legt die allgemeinen Verhältnisse der ausländischen Wanderarbeiter in seinem Untersuchungsgebiete unter besonderer Berücksichtigung der Nachkriegszeit dar und erörtert die Maßnahmen sowohl der landwirtschaftlichen Betriebe wie der Behörden zwecks Ersatz der Fremdländer durch deutsche Kräfte bzw. Maschinenarbeit. Er kommt zu dem Ergebnis, daß, so wünschenswert es an sich auch wäre, auf die Arbeitskraft der Ausländer zur Zeit noch nicht ganz verzichtet werden kann. *Th. Ulrich.*

Artur Nestler, Die Entwicklung der Zuckerfabrik Zeitz, eine Spezialstudie der deutschen Rübenzuckerindustrie. Diss. Jena, 1932. 76 S.

Die Zuckerfabrik Zeitz gehört zu den bedeutendsten Werken der mitteldeutschen Zuckerindustrie. Daher ist die in Nestlers Arbeit gebotene Schilderung ihres Werdeganges auch über den engeren Fachkreis hinaus von Interesse.

Ausgehend von einer Skizze des technischen Verfahrens der Zuckergewinnung an sich behandelt Verf. die für eine Zuckerfabrik wesentlichen Standortsfaktoren des Rübenbaues, der Kohle und des Wassers und zeigt die überaus günstige Lage von Zeitz in dieser Hinsicht auf als Hauptgrund der großzügigen Entwicklung des Werkes. Der Ursprung des Unternehmens war eine im Jahre 1858 gegründete kleine Handelsgesellschaft weniger Landwirte, für welche die Zuckerproduktion nur Nebenbetrieb war. 1876 wurde die Gesellschaft in eine Genossenschaft mit unbeschränkter Haftpflicht, 1890 in eine Aktiengesellschaft umgewandelt. Letztere Form erwies sich jedoch infolge zu starken Hervortretens von privaten Dividendeninteressen als nachteilig, und so fand 1894 nochmals eine Umstellung statt durch Überführung in eine G. m. b. H. mit Übergewicht der als Gesellschafter beteiligten Rübenlieferanten. Bei dieser Form, welche sich in den meisten Fällen als die geeignetste Basis einer Zuckerfabrik bewährt hat, ist es dann geblieben.

Im Jahre 1903 wurde das Werk, welches bis dahin nur Rohzucker produzierte, auf die Erzeugung von Weißzucker umgestellt, da die Absatzbedingungen für weiße Ware besonders günstig waren. Eine weitere Aufwärtsentwicklung war die Folge. Die Gesamtrübenverarbeitung betrug 1858/59 rund 81 000, 1903/04 etwa $^1/_2$ Million, 1924/25 fast $2^1/_2$ Millionen Zentner.

Der letzte Hauptteil der Arbeit schildert dann die wirtschaftlichen Wirkungen des Betriebes auf die Umwelt, zunächst die Landwirtschaft, deren ganze Betriebsführung und Rentabilität durch den steigenden Rübenanbau verbessert wurde, sodann auf das Zeitzer Wirtschaftsgebiet im allgemeinen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0286

Die mit großer Sachkenntnis geschriebene Dissertation bietet nur zu wenigen Ausstellungen Anlaß. S. 10 wird allgemein behauptet: „eine Zuckerfabrik rentiert sich aber desto besser, je größer die verarbeitete Rübenmenge ist." Demgegenüber ist nachweisbar, daß Fabriken mittlerer Größe, welche technisch auf der Höhe sind und sich günstiger Standortsbedingungen erfreuen, die Rüben höher verwerten als Mammutfabriken mit mehreren Millionen Zentner Rüben, denn bei letzteren werden die Unkosten durch hohe Frachten und großen Organisationsapparat oft ungünstig beeinflußt. — Bei dem Abschnitt über Rübenzucht S. 18 ff. wäre noch der für die Verarbeitung grundlegende Umstand zu erwähnen gewesen, daß durch die Zucht der Rübe auf hohe Zuckerprozente ihre Haltbarkeit in steigendem Maße gemindert worden ist. Das nötigte die Fabriken, die Verarbeitung möglichst auf die Zeit von Ende September bis Mitte Dezember zu beschränken, während im vorigen Jahrhundert bis in den Februar, bei manchen Werken noch länger gearbeitet wurde.

Es ist schade, daß die Arbeit, welche nur die Entwicklung bis 1924/25 berücksichtigen konnte, statt 1932 nicht erst 1933 oder 1934 erschienen ist. Dann hätte Verf. noch zeigen können, wie die Produktionsumstellung der deutschen Zuckerindustrie (Kontingentierung usw.), welche durch die neuerdings eingetretene Konkurrenzunfähigkeit der deutschen Zuckerindustrie auf dem Weltmarkte veranlaßt wurde, sich auf das Zeitzer Werk ausgewirkt hat.

Th. Ulrich.

Erich Wasmann, Die wirtschaftlichen Wirkungen und Folgen des Dreißigjährigen Krieges für die Mark Duderstadt. Diss. Frankfurt a. M., 1932. VII und 87 S. Abgedruckt auch in „Unser Eichsfeld" Jg. 27 (1932).

Die Diskussion über die Folgen des Dreißigjährigen Krieges, welche durch die bekannte Arbeit von R. Hoeniger in den Preußischen Jahrbüchern 1909 erneut in Gang gekommen ist, hat in den letzten zwei Jahrzehnten eine ganze Reihe von Einzeluntersuchungen gezeitigt, die geeignet sind, als Unterlagen für ein späteres abschließendes Gesamturteil zu dienen. (Neuere Zusammenfassung des Standes der Forschung von Th. Mayer, MIÖG. XLI (1926) S. 216 f.)

Ein besonders geeignetes Untersuchungsgebiet stellt die in vorliegender Arbeit behandelte Mark Duderstadt dar, da die archivalischen Quellen im Dud. Stadtarchiv sehr reichhaltig sind und viele genaue Statistiken ermöglichen. Wasmanns gründliche Untersuchung bestätigt die sich mehr und mehr durchsetzende Anschauung einer mittleren Linie zwischen der düsteren Zeichnung Inama von Sterneggs und der lichtfarbenen Schilderung Hoenigers über die Wirkungen des Dreißigjährigen Krieges. Es ergibt sich, „daß der Krieg für alle Wirtschaftszweige tiefe Spuren hinterlassen hat. Indessen sind die Wirkungen keine derartigen gewesen, daß wesentliche strukturelle Veränderungen der Wirtschaftszweige erfolgten."

Zu bemängeln ist in der Arbeit verschiedentlich die Zitierweise. Urkunden sind nach der besten wissenschaftlichen Ausgabe (Mon. Germ. Dipl., Jaeger, UB. der Stadt Duderstadt, jetzt auch Al. Schmidt, Eichsf. UB. I), oder einem entsprechenden Regestenwerk (Stumpf, Dobenecker) anzuführen, nicht nach irgendwelcher Literatur, in der man sie gerade erwähnt gefunden hat. So S. 2 Anm. 1 Urk. von 929 = M. G. D. H. I Nr. 20, S. 3 Anm. 5 Urk. von 1285 = Jaeger UB.

Nr. 7, S. 4 Anm. 16 Urk. von 1314 = Jaeger UB. Nr. 14. — Bei häufiger zitierten Büchern empfiehlt es sich, im Literaturverzeichnis aufgeführte Abkürzungen zu gebrauchen. *Th. Ulrich.*

Martin Lintzel, Die Stände der deutschen Volksrechte, hauptsächlich der Lex Saxonum. Verlag Max Niemeyer, Halle (Saale), 1933. 113 S. Pr. brosch. 4,40 RM.

Diese scharfsinnigen Untersuchungen des heute besten Kenners der Geschichte der alten Sachsen wenden sich gegen die in der Rechts- und Verfassungsgeschichte gebräuchliche, alle historischen Grenzen verwischende Schematisierung der Verhältnisse und zeigen an dem Beispiel der Ständerechte, daß es notwendig ist, an Stelle von allgemeineren Konstruktionen die Sonderentwicklungen und Besonderheiten der einzelnen Stammes- und Rechtsgebiete in den Vordergrund zu stellen. Wie jeder Stamm seine eigene allgemeine Geschichte hat, so hat auch jeder Stamm seine eigene Ständegeschichte; es geht nicht an, die Stände aller deutschen Volksrechte einfach gleichzusetzen oder von den Ständen eines Stammes ohne weiteres auf das Wesen der Stände eines anderen Stammes Schlüsse zu ziehen. An der Hand der Wergelder, der ständisch gestuften Strafgelder und der über die soziale Stellung der Stände überlieferten Nachrichten gibt Lintzel eine genauere Begriffsbestimmung der drei sächsischen Stände der nobiles, der Frilinge und der Laten: Die nobiles, die Edlinge, sind die alten von Norden her gekommenen Eroberer, die Grundherren, eine nicht etwa auf wenige Familien beschränkte Adelsklasse, die herrschende Schicht in der sächsischen Adelsrepublik. Die unter ihnen stehenden Frilinge sind Bauern, eine niedere Klasse von Freien, freie und freizügige Leute, wenn auch vielleicht in einem losen Abhängigkeitsverhältnis zu einem Grundherrn; sie stehen sozial den Laten näher als den Edlingen. Der sächsische Late ist Höriger und ist als solcher von einem Herrn abhängig, dem er Zins zu zahlen und Dienste zu leisten hat und der ihn mit der Scholle verkaufen kann. Aber auch der sächsische Late ist waffenfähig und zur Teilnahme an der Volksversammlung berechtigt, ganz im Gegensatz zu dem Liten im fränkischen Rechtsgebiet, wo nur der Freie das Recht hat, Waffen zu tragen und zur Volksversammlung zu erscheinen. Die in der Wissenschaft herrschende Anschauung, daß es überall einen dem fränkischen Gemeinfreien entsprechenden Stand gegeben habe, wird durch Lintzels Darlegungen, in denen er sich namentlich mit den Theorien und Schriften von Ph. Heck, aber auch mit Hecks Gegnern auseinandersetzt, als unhaltbar nachgewiesen. *W. Möllenberg.*

Karl Hoede, Vom Rolandliede zu den Rolandsäulen. Verlag Arno Wittig, Lößnitz i. Erzgeb., 1933. 42 S.

Der Verfasser hat schon mehrfach das Wort zur Rolandfrage ergriffen. In dieser neuen Schrift möchte er die Verbreitung der Rolande mit dem Wirken der Prämonstratenser in Zusammenhang bringen. Auch der Pfaffe Konrad, der Dichter des Rolandliedes, ist sehr wahrscheinlich ein Prämonstratenser gewesen. Das Wendenkreuz der sächsischen Ritter, die am Wendenfeldzug teilnahmen, ist nach ihm mit der Rota der päpstlichen Urkunden verwandt; die Rota ist das päpstliche Rolandzeichen; Rotula, Rollans und Roland sind mehr als ein bloßes Wortspiel. Auch die rolandverwandten Gerichts- oder Prangersäulen in Österreich, die eine Steinkugel tragen, gehören hierher; Rolands Purpurapfel, die

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0288

päpstliche Rota, die Kugel mit dem Kreuz des Wendenfeldzugs, die Papstkrone und die Kugel auf den alten österreichischen Gerichtswahrzeichen, das alles schließt sich ihm zu einer Kette zusammen.

Wir begnügen uns damit, diese wunderlichen Einfälle kurz zu registrieren.

W. Möllenberg.

Hans Eberhardt, Die Anfänge des Territorialfürstentums in Nordthüringen. Nebst Beiträgen zur Geschichte des nordthüringischen Reichsgutes. Beiträge zur mittelalterlichen und neueren Geschichte, hrsg. v. Friedrich Schneider, Band 2. Verlag Gustav Fischer, Jena, 1932. 58 S. mit 1 Karte. Pr. brosch. 4,50 RM.

Unter Nordthüringen versteht der Verfasser dieser ausgezeichneten gründlichen und fördernden Arbeit das Gebiet zwischen Hainleite und Harz und dem östlichen Rand der Helmeniederung und den Bleicheröder Bergen. Er beginnt mit der fränkischen Zeit, der Frankenkolonisation, den Gauen und den Anfängen der Grafschaftsverfassung und der Stellung der Liudolfinger in Nordthüringen. Um die Mitte des 10. Jahrhunderts gewinnt das Haus Weimar Macht und Ansehen und vereinigt zu Beginn des 11. Jahrhunderts für kurze Zeit die gesamte Grafengewalt in Nordthüringen in seiner Hand. Unter den Saliern werden diese Landschaften zum Schauplatz und Träger großer politischer Ereignisse, insbesondere auch infolge der unter Heinrich IV. einsetzenden großzügigen Reorganisation des Krongutes; der Ausgang der Sachsenkriege führt zu einer Machterweiterung des sächsischen Herzogtums, das nach Nordthüringen hinübergreift. Der Verfasser untersucht nun die Anfänge der Grafengeschlechter in Nordthüringen und ihre Stellung zum sächsischen Herzogtum bis zum Sturz Heinrichs des Löwen, sowie vom Sturz Heinrichs des Löwen bis zum Ausgang des Interregnums, in welcher letzteren Periode die Landschaften Nordthüringens ihre enge Verbindung mit Sachsen mehr und mehr lösen und eine neue Verbindung mit Thüringen eingehen. Ein besonderes Kapitel gilt der Geschichte des nordthüringischen Reichsgutes vom Regierungsantritt Lothars von Süpplinburg bis zum Ausgang des Interregnums, wodurch die in den voraufgegangenen Untersuchungen behandelte Bedeutung der ausgedehnten Reichsbesitzungen in Nordthüringen für die politische Geschichte des 10. und 11. Jahrhunderts ihre Abrundung findet. Die Reichsgüter befinden sich im 13. Jahrhundert in weitem Maße im Besitz der Territorialfürsten. Der Anhang bringt Ausführungen über die Abfassungszeit des königlichen Tafelgüterverzeichnisses, das man im allgemeinen um 1064/65 anzusetzen pflegt, sowie über die Stellung Hermanns I. von Winzenburg in Nordthüringen und über die z. T. in Dunkel gehüllte Herkunft der nordthüringischen Grafengeschlechter, der Grafen von Scharzfeld-Lauterberg, der Grafen von Klettenberg, von Ilfeld, von Honstein, von Stolberg, von Lohra, von Rothenburg und von Beichlingen. Ein Register schließt die Arbeit auf, die durch eine beigegebene Karte illustriert wird. *W. Möllenberg.*

Wilhelm Zimmermann, Die Entstehung der provinziellen Selbstverwaltung in Preußen 1848—1875. Historische Studien, hrsg. von Emil Ebering. Heft 216. Verlag Dr. Emil Ebering, Berlin, 1932. 112 S. Pr. brosch. 4,40 RM.

Der Weg, der von dem „Allgemeinen Gesetz wegen Anordnung der Provinzialstände" vom 5. Juni 1823 zu der Provinzialordnung vom 29. Juni 1875, von den alten Provinzialständen mit ihren nur beratenden Befugnissen zu den gewählten Provinziallandtagen und Provinzialausschüssen mit den Rechten provinzialer Selbstverwaltung führt, ist lang und er ist keineswegs gradlinig verlaufen. In seiner (übrigens von Zimmermann nicht erwähnten und benutzten) Geschichte des Provinzialverbandes von Sachsen 1825—1925 hat Hermann Giesau diese Entwicklung vom Gesichtspunkt unserer Provinz aus bereits eingehend dargestellt. Zimmermann, der sein Thema nicht vom provinziellen, sondern vom gesamtpreußischen Standpunkt aus behandelt, zeigt, wie die verschiedenen Reformbestrebungen in den einzelnen Stadien der politischen Verhältnisse sich abwandeln. Ein neuer Anstoß geht zumal von der Einordnung der neuen Provinzen in den preußischen Staat im Jahre 1866 aus. Die Gewährung eines Provinzialfonds an Hannover leitet den Beginn einer Reform in den östlichen Provinzen ein; notwendigerweise wird dann die Reform auf alle Provinzen ausgedehnt. Das Dotationsgesetz vom 8. Juli 1875 regelt die Frage, welche Etatpositionen den Provinzen zur Selbstverwaltung künftig zu überweisen sein sollten. Ein Schlußkapitel stellt die Ergebnisse zusammen und skizziert kurz die Weiterentwicklung der provinziellen Selbstverwaltung bis in unsere Zeit.

W. Möllenberg.

H. Wiedemann, M. S. C., Die Sachsenbekehrung. Missionswissenschaftliche Studien, hrsg. von J. Schneidlin, Neue Reihe V. Druck und Verlag Missionshaus Hiltrup, (1932). XIX und 130 S. 4,60 RM.

Dieses Buch gibt zunächst einen Überblick über die verfassungsgeschichtliche und kulturelle Lage der Sachsen in der Zeit vor ihrer Bekehrung. Es behandelt sodann in verschiedenen Kapiteln ihre politische Unterwerfung durch Karl den Großen, die Bekehrungsmethoden der christlichen Missionare, den Ausbau der kirchlichen Organisation und die allmähliche geistige Einwurzelung der neuen Lehre in Sachsen. Wenn auch manche Partien zu Bedenken Anlaß geben und wenn im einzelnen und im ganzen das Buch auch über die Resultate der zahlreichen älteren Bearbeitungen, die sein Gegenstand gefunden hat (Halphens verfehlter Aufsatz in seinen Études critiques scheint dem Verfasser unbekannt zu sein), kaum irgendwo hinauskommt, so kann man es doch als eine sorgfältige und brauchbare Zusammenstellung des aus Quellen und Literatur fließenden Materials begrüßen.

M. Lintzel.

Germania sacra. Herausgegeben vom Kaiser-Wilhelm-Institut für Deutsche Geschichte. 1. Abt. Die Bistümer der Kirchenprovinz Magdeburg. 2. Bd. Das Bistum Havelberg. Bearbeitet von Gottfried Wentz. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin u. Leipzig, 1933. 464 S.

Der erste Band dieses weitausschauenden Unternehmens der Germania sacra konnte in Band 6 (1930) S. 394 des Jahrbuchs „Sachsen und Anhalt" angezeigt werden. Erfreulicherweise ist der zweite Band sehr bald gefolgt. Auch für unser Arbeitsgebiet bietet er eine große Ausbeute, insbesondere sei dafür auf die eingehende Behandlung des Prämonstratenserstifts Jerichow verwiesen. Für das Hochstift Havelberg selber und dann ebenso für das Prämonstratenser-Domkapitel St. Marien auf der Burg Havelberg sind die Beziehungen zu Magde-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0290

burg und durch den Grundbesitz auch zur Altmark in vielfacher Hinsicht gegeben. Von Interesse ist sodann noch namentlich das von Wichmann von Arnstein gegründete Dominikanermönchskloster Neuruppin. *W. Möllenberg.*

Gottfried Wentz, Der geistliche Grundbesitz in der Mark Brandenburg und angrenzenden Gebieten im Bereich der Diözesen Halberstadt, Verden und Magdeburg um das Jahr 1535. (Historischer Atlas der Provinz Brandenburg, herausgegeben von der Histor. Kommission f. d. Prov. Brandenburg und die Reichshauptstadt Berlin. 1. Reihe. Kirchenkarten, Karte Nr. 2 Blatt 3.) Verlag Dietrich Reimer, Berlin, 1933.

Wentz, dem wir schon die beiden ersten Kirchenkarten des Histor. Atlasses der Provinz Brandenburg zu verdanken haben (vgl. „Sachsen und Anhalt" Bd. 6 S. 383 und Bd. 8 S. 464), schließt mit dem vorliegenden Blatt, dessen Maßstab wie bisher 1 : 350 000 beträgt, seine erfolgreichen Arbeiten an dem genannten Kartenwerk ab. Hatten schon die Diözesankarte der Mark Brandenburg und die Karte des geistlichen Grundbesitzes im Bereich der Diözese Brandenburg und Havelberg unser Gebiet berührt, so ist das bei der hier anzuzeigenden mit gewohnter Sorgfalt und Zuverlässigkeit gearbeiteten Karte in ganz besonderem Maße der Fall, da sie sich fast ausschließlich auf den nördlich Magdeburgs belegenen Teil des Regierungsbezirks Magdeburg erstreckt. Sie ist deshalb ein unentbehrliches Hilfsmittel, zumal sie uns nicht nur in übersichtlicher Form einen guten und anschaulichen Begriff von den geistlichen Grundbesitzverhältnissen unserer Gegend gibt, sondern darüber hinaus auch zum ersten Male die Archidiakonats- und Diözesangrenzen, zum großen Teil auf Grund eigener eingehender Forschungen, genau festlegt. Was die zeitliche Fixierung auf das Jahr 1535 betrifft, so ergab diese sich von selbst aus den beiden ersten Blättern, die ebenfalls den Zustand von 1535 darstellten, einen Zustand, der zwar schon Verfallserscheinungen hinsichtlich des kirchlichen Grundbesitzes aufweist, der aber trotzdem durchaus noch geeignet ist, uns eine zutreffende Anschauung von der Verteilung des geistlichen Grundbesitzes zu vermitteln.

Im einzelnen sind die Besitzverhältnisse folgender Stifter, Klöster usw. untersucht: Althaldensleben, Ammensleben, Arendsee, Arneburg, Bardowiek, Berge, Bergen, Beuster, Brandenburg, Dambeck, Diesdorf, Gardelegen, Halberstadt, Havelberg (Bischof und Domkapitel), Heiligengrabe, Helmstedt (St. Ludgeri), Hillersleben, Isenhagen, Jerichow, Krevese, Leitzkau, Magdeburg (Erzbischof, Dompropst, Domkapitel, U. L. Fr., St. Lorenz, St. Sebastian), Marienberg, Marienborn, Marienthal, Meyendorf, Neuendorf, Osterburg, Plötzky, Riddagshausen, Salzwedel (St. Marien, St. Spiritus), Stendal, Walbeck, Werben, Wolmirstedt. *A. Diestelkamp.*

Hugo Th. Heijman Ord. Praem., Untersuchungen über die Prämonstratensergewohnheiten. Diss. Freiburg i. Ue. Verlag der Abtei Tongerloo (Belgien), 1928. V u. 132 S. Separatabdruck der Analecta Praemonstratensia II (1926), III (1927), IV (1928).

„Die vorliegende Arbeit stellt sich die Aufgabe, zwei Fragen zu beantworten, einmal die Frage, woher die Satzungen der Prämonstratenser stammen und dann, was sie in sich unter organisatorischem Gesichtspunkt bedeuten."

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0291

Um der Lösung des ersten Problems näher zu kommen, ist Heijman mit viel Sachverständnis daran gegangen, die ältesten „Konstitutionen", oder, wie sie ursprünglich hießen, „Gewohnheiten" des Prämonstratenserordens auf ihre Quellen zurückzuführen.

Die Gewohnheiten des Prämonstratenserordens sind in zwei Redaktionen überliefert. Die eine beruht auf einer Sammlung alter Konstitutionen durch den Mabillonschüler Edmund Martène (De antiquis monachorum ritibus, Paris 1690), die andere wurde in einem Münchener Kodex aus der ehemaligen Prämonstratenserabtei Schäftlarn von R. van Waefelghem entdeckt und 1913 im IX. Band der Analectes de l'Ordre de Prémontré veröffentlicht. Verf. geht nun zunächst von der älteren Redaktion bei van Waefelghem aus und weist durch eingehende Textvergleiche nach, daß von den 45 untersuchten ersten Kapiteln 40, z. T. mit wörtlichen Übereinstimmungen, auf die Zisterziensergewohnheiten zurückgehen (ed. Ph. Guignard, Les monuments primitifs de la Règle cistercienne, Dijon 1878). Als weitere Quelle, besonders für die Strafbestimmungen und die Ämterorganisation des Ordens, ergibt sich ein starker kluniazensischer Einfluß, meist in Hirsauer, z. T. auch in direkt kluniazensischer Form. Die weitere Untersuchung zeigt, daß die beiden vorhandenen Redaktionen der Prämonstratensergewohnheiten ihren Vorlagen nicht direkt entstammen können, und so postuliert Verf. mit guten Gründen einen älteren verlorengegangenen Text, welcher die Vorlage für die beiden erhaltenen unter sich unabhängigen Redaktionen geboten habe. Eine direkte Rekonstruktion erweist sich jedoch nicht als möglich, da die zist. und kluniaz. Quellen nicht in ihrer ursprünglichen Form vorliegen.

Nachdem der Verf. in den ersten drei Kapiteln in der angedeuteten rein philologischen Weise seinem Ziele zugestrebt hat, sucht er in den folgenden Abschnitten die gewonnenen Resultate mit der ältesten Ordensgeschichte in Verbindung zu bringen. Es sprechen viele Hinweise für freundliche Beziehungen zwischen Bernhard von Clairvaux und Norbert, dem Gründer des Prämonstratenserordens. In enger Verbindung stand Norbert als Erzbischof von Magdeburg sodann mit dem Abte Arnold von Kloster Berge vor Magdeburg, welcher ebenso wie sein Vorgänger Hildibold der Hirsauer Richtung angehörte und um ihre Verbreitung bemüht war. Gegen Ende von Norberts Leben machte sich in Berge über St. Vannes—Stablo—Hersfeld auch die rein clunysche Richtung bemerkbar. Unser Autor kommt so zu dem Schluß, daß der oben angedeutete doppelgestaltige kluniazensische Einschlag in den Prämonstratensergewohnheiten durch den Einfluß von Kloster Berge zu erklären ist. Norbert, obwohl der Ordensstifter, ist jedoch nicht als der eigentliche Redaktor der Satzungen seiner Gründung anzusprechen. Als er durch seine Wahl zum Erzbischof von Magdeburg sich zu weit von dem französischen Zentrum seiner Gründung entfernen mußte, ließ er in Prémontré einen neuen Obern, Hugo von Fosses, wählen, welcher durch Berufung der Generalkapitel die praktische Ordensleitung wenigstens im Westen in die Hand bekam. In ihm sieht nun Heijman den Mann, der die grundlegenden Ordenskonstitutionen planmäßig ausgearbeitet hat; natürlich habe er sich dabei von den Gedanken und Richtlinien Norberts leiten lassen. Dabei entwickelt sich nun aber zwischen Magdeburg und Prémontré gar bald ein grundlegender Gegensatz. Im Anschluß an die Zisterzienser strebte man in Prémontré danach, den Einfluß der bischöflichen Gewalt möglichst auszuschalten. Norbert muß jedoch als Erzbischof inzwischen zu einer anderen Auf-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0292

fassung gelangt sein, denn im Jahre 1131 ließ er das eben erst den Prämonstratensern übertragene Kloster Unser Lieben Frauen zu Magdeburg durch den Papst der alleinigen Jurisdiktion des Magdeburger Erzbischofs unterstellen. Hugo von Fosses erwirkte demgegenüber 1134 eine päpstliche Bulle, welche die straffe Oberleitung des Ordens durch Prémontré sanktionierte. Der frühe Tod Norberts verhinderte eine durchgreifende Einigung. Die Observanz der magdeburgisch orientierten Stifter — nach Norberts Tode unter der tatkräftigen Leitung des Prämonstratenserbischofes Wigger von Brandenburg — und die Richtung von Prémontré standen sich anderthalb Jahrhunderte lang gegenüber. Denn wenn auch theoretisch die zentralistische Richtung den Sieg davongetragen hatte, die — im Unterschiede von den Zisterziensern — im Vordergrunde stehende seelsorgliche Aufgabe der Prämonstratenser drängte immer wieder auf eine Verbindung mit der Diözesangewalt hin. Um diesen Kernpunkt in erster Linie dreht sich die ganze schwankende Weiterbildung des Ordens, dessen organisatorische Entwickelung Heijman im letzten Kapitel seiner Arbeit verfolgt, wobei er sich stark mit den einschlägigen Ausführungen von Albert Hauck, Kirchengesch. Bd. IV und Georg Schreiber, Kurie und Kloster auseinandersetzt.

Der Redaktor nun der Konstitutionen in der Edition van Waefelghem, wahrscheinlich noch in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts gehörig, vertrat eine schwankende mittlere Linie, welche in dieser Form keiner Richtung entsprach. Die Redaktion der von Martène herausgegebenen Satzungen, welche um 1200 anzusetzen ist, erweist sich als der Niederschlag einer neuen Reaktion im Prémontréschen Sinne. Man suchte jetzt durch Ausbau des Visitationswesens einen strafferen Anschluß der weit entfernt liegenden Abteien unter Ausschaltung der Diözesangewalt zu erreichen. Diese Verkennung der letzten Absichten Norberts erscheint um so unverständlicher, als schon im 12. Jahrhundert gerade Prémontré den Klöstern der Magdeburger Richtung in der Besetzung von Kirchen mit Konventualen weit voranschritt.

Im ganzen gesehen ist die Heijmansche Arbeit trotz des naturgemäß hypothetischen Charakters mancher Teile dadurch besonders von Wert, daß sie das Hauptgewicht weniger auf äußere Erscheinungsformen legt, sondern ihrem Gegenstande von innen her beizukommen sucht. Es wird dadurch eine Grundlage zum Verständnis der ganzen Entwickelung des Ordens geschaffen, an welcher keiner, der sich mit den gerade für die Geschichte Mitteldeutschlands so bedeutenden Prämonstratensern ernstlich befassen will, vorbeigehen kann.

Th. Ulrich.

Bernhard Sommerlad, Der Deutsche Orden in Thüringen. Geschichte der Deutschordensballei Thüringen von ihrer Gründung bis zum Ausgang des 15. Jahrhunderts. (Forschungen zur thüringisch-sächsischen Geschichte Heft 10.) Verlag Gebauer-Schwetschke, Halle (Saale), 1931. 230 S, Pr. geh. 10,— RM.

Die zusammenfassenden Arbeiten über die Geschichte der Deutschordensballei Thüringen von Leitzmann, Voigt und Alberti stammen aus der Mitte und dem Ende des vorigen Jahrhunderts. Es bedarf daher keines Beweises, daß eine neue Darstellung dieses Gegenstandes, die Sommerlad in seinem Buche vorlegt, ihre Berechtigung in sich trägt und regstem Interesse ebenso von seiten der Landesgeschichte wie der allgemeinen Geschichte des Ordens und der Reichsgeschichte begegnet, da der Deutsche Orden in Thüringen eine kaum zu über-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0293

schätzende Rolle gespielt hat und da die deutschen Balleien ein wesentlicher Bestandteil des Ordens und die Kraftquellen für die Durchführung seiner allgemeinen Aufgaben gewesen sind. Gerade darum wird man aber an eine solche Arbeit hohe Anforderungen stellen müssen.

In drei großen Abschnitten führt Sommerlad den Werdegang der Ballei Thüringen von den Anfängen bis zum Beginn der Reformation (S. 4—79), ihre Organisation und inneren Verhältnisse (S. 80—139) und die mittelalterliche Kulturarbeit (S. 140—208) vor. Er behandelt die Niederlassung der Deutschherren an den verschiedenen Orten Thüringens und den inneren Ausbau der Ballei, berichtet über die vorübergehend zur Ballei gehörigen Ordenshäuser und erörtert den finanziellen Niedergang und sittlichen Verfall. Neben den Ausführungen über die einzelnen Ämter des Ordens stehen Darlegungen über Archivwesen und Siegel, die Ordensgerichtsbarkeit, die Besitzverhältnisse, die Dienstleistungen und Abgaben. In kultureller Hinsicht wird die Anteilnahme des Ordens an der Christianisierung, der kirchlichen Organisation (Kirchenpatronat), dem Schulwesen und dem allgemeinen literarisch-geistigen Leben dargestellt; auch die Bautätigkeit und der Anteil der Ballei am Kampf um das Heilige Land finden hier ihren Platz. Als Anhang erscheinen ein Verzeichnis der Grabdenkmäler der Deutschherren in Thüringen und Tabellen der Landkomture, der Komture und Vorsteher einzelner Ordenshäuser.

Über die Grundlagen seiner Arbeit gibt Sommerlad im Vorwort (S. 3) Rechenschaft; er hat sich ausschließlich „auf das reichhaltige, schon veröffentlichte Material" gestützt, um dieses erst einmal aufzuarbeiten. Man kann unter Umständen und für gewisse Themen einer solchen Absicht zustimmen; ob aber gerade die Geschichte der Deutschordensballei Thüringen bei dem augenblicklichen Stand der Landesgeschichtsforschung, noch dazu kurz vor dem Erscheinen eines Urkundenbuches der Ballei, für eine solche Behandlung geeignet ist, muß füglich bezweifelt werden. Denn es gibt allzu viele Gebiete, die noch nicht untersucht sind, namentlich das ausgehende Mittelalter, und wiederholt muß der Verfasser selbst darauf hinweisen, daß sich die selbständige Untersuchung einzelner Teilgebiete lohnen würde, beispielsweise die der Siegel (S. 103), deren Behandlung in der Arbeit (S. 101—103) unzulänglich ist, der Archivgeschichte (S. 97 Anm. 1), die nach wie vor dunkel bleibt, und der Baugeschichte (S. 192). Ein Verdienst, allerdings ein sehr vorübergehendes, wird man der Arbeit Sommerlads zugestehen müssen: sie zeigt, und das in sehr vielen Fällen, wo wir in der Geschichte der Ballei noch nicht klar sehen, wo also die künftige Einzelforschung anzusetzen hat. Im Interesse der Landesgeschichte wäre aber eine auf eindringenden Quellenstudien aufgebaute Arbeit die einzig befriedigende Lösung gewesen. Mit der Versicherung (S. 3), daß dem Verfasser das Vorhandensein noch vieler unveröffentlichter Urkunden in den Archiven bekannt sei, von deren Ausschöpfung absichtlich Abstand genommen wurde, ist nichts gewonnen.

Aus der Tatsache, daß sich Sommerlad in der Hauptsache auf die vorhandene darstellende Literatur stützt — denn auch das recht ungleichartige gedruckte Urkundenmaterial ist bei weitem nicht erschöpft, höchstens zur Unterstützung der Literatur herangezogen —, erklären sich manche Eigenheiten der Arbeit. Die ganze Fragestellung ist nicht dem Stoff entnommen, sondern ist mehr oder weniger durch Zufälligkeiten von außen herangetragen. Schon bei dem Überblick über die behandelten Gegenstände kann man gewisse Bedenken

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0294

nicht unterdrücken. Der Abschluß der Arbeit mit dem Beginn der Reformation scheint eigenartig gewählt; sinngemäßer und dem Gegenstande mehr entsprechend wäre eine Darstellung bis zur Durchführung der Sequestration gewesen; ein solcher Abschluß hätte dann zugleich die besondere Stellung der Deutschordensbesitzungen in Thüringen bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts geklärt. Freilich hätte das eingehende Archivstudien (reichhaltiges Material im StA. Weimar) vorausgesetzt. — Daß der Beziehungen der Ballei Thüringen zum Ordensland Preußen nur anfangs und gelegentlich gedacht wird, bleibt um so unverständlicher, als ein ganzer Abschnitt den Anteil der Ballei an den Kämpfen um das Heilige Land behandelt. Die eigentlichen weltgeschichtlichen Aufgaben des Ordens haben aber in Preußen, nicht in Palästina gelegen.

Recht auffallend ist auch die ungleichmäßige Behandlung des Stoffes. Während z. B. die nur vorübergehend zur Ballei Thüringen gehörigen Häuser (S. 32—49) und einzelne Einnahmequellen (S. 109—133) recht ausführlich dargestellt werden, sind andere nicht minder wichtige Gebiete vernachlässigt, öfters sogar mit der Bemerkung abgetan, daß ihre Berücksichtigung den Rahmen der Arbeit sprengen würde (S. 24 Grundbesitzerwerbungen der einzelnen Häuser; S. 26 Streitigkeiten des Ordens; S. 109 Einnahmequellen in ihrer Gesamtheit; S. 118 Weinberge). Immer wieder sind nur einzelne Beispiele ausgewählt, so daß man für die Geschichte der verschiedenen Häuser wenig Nutzen zieht, zumal dem Buche ein Register fehlt. Von einer zusammenfassenden Arbeit müßte man aber auch in dieser Hinsicht wenigstens den Versuch eines Überblickes verlangen.

Wenn endlich auf eine Anzahl Fehler in Einzelangaben der Arbeit Sommerlads hingewiesen werden soll, so darf die Berechtigung dazu aus der eigenen Einstellung des Verfassers abgeleitet werden. Die Zensur „kritiklos" wendet er für die verschiedensten Arbeiten gerne an (z. B. S. 8, S. 9 Anm. 2, S. 22 Anm. 3), und wiederholt eifert er gegen falsche Lesungen und Widersprüche in den Zahlenangaben (z. B. S. 93 Anm. 4, S. 99 Anm. 2, S. 119 Anm. 3, wo sicher bei Voigt nur ein Druckfehler vorliegt). Daß auch bei ihm nicht alles der Kritik standhält, beweist einerseits die wiederholte Benutzung so merkwürdiger Literatur wie Gebhardts Kirchengeschichte Thüringens und Löbes Untersuchung über Altenburg, andererseits die Tatsache, daß wiederholt gefälschte Urkunden als echt interpretiert sind: Die Reichenbacher Urkunden von 1274 (S. 104), 1317 (S. 113, 114, 123) und 1357 (S. 152) hatte ich bereits früher als Fälschungen nachgewiesen, was Sommerlad S. 162f. zustimmend anführt; neuerdings müssen aber auch die Reichenbacher Urkunde von 1140 (S. 126, 146, 157), die Altenburger Urkunde von 1263 (S. 104) und die Plauener Urkunde von 1360 (S. 27f.) als unecht ausgeschieden werden. — Auch bei Sommerlad kommen falsche Zahlenangaben vor. Die Plauener Chronik (S. 8 Z. 11) stammt nicht aus dem 14., sondern aus dem 17. Jahrhundert. — Die (S. 16 Z. 11) angeführte Urkunde von 1273 gehört in das Jahr 1274; an der zitierten Stelle (Schmidt, UB. 168) steht das falsche Datum im Regest, der Text dagegen hat die richtige Lesung! — Nicht die Urkunde des Abts von Volkenrode (S. 16) stammt von 1270 (sie gehört ins 14. Jahrhundert), sondern die darin inserierte des Vogtes.

Auch sonst müssen noch verschiedene Fehler und Mängel richtiggestellt werden. Der 1465 mit dem Schloß Lobdeburg belehnte Nickel Puster (S. 70) ist sicher nicht der Altenburger Komtur (vgl. Schmid, Die Lobdeburg bei Jena. Jena 1840. S. 147 Nr. 254 und 255). — Die Frankfurter Straße (S. 117 Anm. 3)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0295

führte nicht über Weimar, wie überhaupt Weimar an keiner großen Straße lag. — Die Aufzählung von Saalfeld unter den Ordenshäusern des Vogtlandes (S. 141) ist unverständlich. — Der ganze Abschnitt über den Anteil der Ballei am Kampfe um Palästina stützt sich im wesentlichen auf die Formel „in subsidium terrae sanctae". Wie weit diese zur Ableitung historischer Erkenntnisse geeignet ist, scheint außerordentlich zweifelhaft, wenn man bedenkt, daß sie auch noch dann vorkommt, als der Orden das Heilige Land längst aufgegeben hatte. — Auch die Tabellen der Komture enthalten manches, was zu verbessern ist. Als Beispiel sei nur angeführt, daß es einen Plauener Komtur Heinrich „von Reuß" (S. 225) nie gegeben hat.

Man wird in Zukunft bei der geschichtlichen Arbeit über den Deutschen Orden Sommerlads Buch nicht übersehen können; aber für eindringende Forschungen muß daneben auch jetzt noch auf die Einzelliteratur und insbesondere auf das Quellenmaterial zurückgegriffen werden. *Willy Flach.*

Wolfgang Gresky, Der thüringische Archidiakonat Jechaburg. Grundzüge seiner Geschichte und Organisation (12. bis 16. Jahrhundert). Hofbuchdruckerei Fr. Aug. Engel, Sondershausen, 1932. 135 S. mit einigen Tabellen. Pr. geh. 2 RM.

Thüringen war in vier Archidiakonate eingeteilt, Marien-Erfurt, Severi-Erfurt, Dorla und Jechaburg. Von ihnen war Jechaburg mit etwa 400 Pfarreien und ebensoviel Vikarien der zweitgrößte; sein Bezirk reichte von der Unstrut bis zum Harz und umfaßte 11 Sedes oder Erzpriestertümer. Die vorliegende Monographie über Jechaburg kann als eine mustergültige Leistung bezeichnet werden; sie gibt uns ein erschöpfendes Bild von dem Wesen und der Bedeutung des Archidiakonats, den Anfängen des Stifts (vor 1105 begründet) und Archidiakonats (seit etwa 1120), seinem Gebiet, den Inhabern der Archidiakonatsgewalt (Pröpste und Offiziale), seinen Aufgaben als kirchlicher Verwaltungsbezirk (Aufsicht über den Klerus, Aufsicht über das Kirchengut, ständiger Gerichtshof) und seinen Einkünften. Von besonderem Wert sind die beigegebenen Tabellen mit Listen der Pröpste, Offiziale und Erzpriester und die erläuternden Kartenskizzen über die thüringischen Archidiakonate im allgemeinen und den Archidiakonat Jechaburg im besonderen. Auch das sorgfältige Register am Schluß ist zu loben.

Unsere Kenntnis des Begriffs der Archidiakonate wird durch diese aus einer Jenaer Dissertation erwachsenen Arbeit in erwünschter Weise vertieft.

W. Möllenberg.

Adolf Diestelkamp, Zur Frühgeschichte des Benediktinernonnenklosters Krevese. Sonderdruck aus den Stendaler Beiträgen Band VI (1932).

Aus dem bisher verloren geglaubten Archiv des Klosters Krevese (Kr. Osterburg) werden hier zwei Urkunden von 1200 und von 1263 August 6 veröffentlicht, die sich mit anderen Urkunden von Krevese heute im von Bismarckschen Familienarchiv in Briest (Kr. Stendal) befinden, eine Urkunde Bischof Gardolfs von Halberstadt und eine Urkunde Markgraf Ottos von Brandenburg. An der Hand der urkundlichen Überlieferung ist es nunmehr möglich, die Nachrichten über die Gründung des Klosters Krevese dahin richtig zu stellen, daß

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0296

dies kurz vor 1200 gestiftet worden ist, und zwar von Graf Albrecht von Osterburg, an einem nemus Marie (Marienhain) genannten Ort. Bischof Gardolf war ein Blutsverwandter des Stifters; er erweiterte den ursprünglichen Besitzstand des Klosters durch Hinzufügung der Zehnten über die dem Kloster überlassenen Güter, offenbar, um das Kloster materiell für seine Missionstätigkeit gegen die damals in der Altmark noch weit verbreiteten Slawen zu stärken.

W. Möllenberg.

Hermann Pusch, Kloster Rohr. Neue Beiträge zur Geschichte des deutschen Altertums, herausgegeben von dem Hennebergischen altertumsforschenden Verein in Meiningen als 37. Lieferung. Festschrift zum 100jährigen Jubiläum des Vereins am 14. November 1932. Meiningen, 1932. 278 S.

Bei dem Fehlen chronikalischer Aufzeichnungen sind die Urkunden fast die einzige Quelle, aus denen sich die Geschichte des Benediktinerinnenklosters Rohr aufbauen läßt. Diesen Bau hat der um die hennebergische Geschichte verdiente Verfasser in mustergültiger Weise aufgeführt. Mit Bewußtsein verzichtet Pusch auf eine schön stilisierte, gut lesbare Darstellung, vielmehr beschränkt er sich auf eine wissenschaftlich exakte, gut gegliederte Zusammenstellung alles dessen, was sich über das Kloster einwandfrei ermitteln läßt.

Die wenigen Nachrichten über die äußere Geschichte (erste Gründung Anfang des 9. Jhdts., Neuerrichtung um 1200, Ende des Klosters durch die Reformation) werden lebensvoll ergänzt durch die Darstellung der inneren Verhältnisse. Wir hören von der Organisation, von den Siegeln, von dem Gottesdienst, Leben, Herkunft und sozialen Verhältnissen der Nonnen, von den Gebäuden und den Einnahmequellen des Klosters.

Die Grundlage der Darstellung bieten die in Abschnitt VI zusammengestellten, sehr gewissenhaft gearbeiteten Regesten. Sie bilden einen besonders wertvollen Teil des Buches und vermitteln den Inhalt sämtlicher erreichbaren das Kloster betreffenden Urkunden. Auf sie, sowie die anhangsweise beigegebenen anderweitigen Quellenstücke, wie Zinsbücherauszüge u. dgl., ist die vorangehende Darstellung aufgebaut. — Am Schlusse ein ausführliches und im ganzen zuverlässiges Register.

Das einzige, was der Historiker an dem sonst so wohlgelungenen Werke vermißt, ist eine Untersuchung des weitläufigen Urkundenbestandes auf seine Provenienz, um damit zu einer ungefähren Rekonstruktion des Klosterarchivs zu gelangen. Der Ansatz dazu auf S. 8 mit den im Staatsarchiv Magdeburg liegenden Originalen muß als verfehlt bezeichnet werden. Die Urkunden Kl. Rohr Nr. 15 und 18 (Reg. 137 und 143), von denen Verf. ausgeht, sind gerade diejenigen, von denen sicher ist, daß sie nicht zum Klosterarchiv gehört haben, sondern in einen gräfl. hennebergischen Urkundenbestand gehören, wie die Rückvermerke zeigen, z. B. Urk. Reg. 137: *Wie mynem hern das closter Rore in versprüch gegeben ist* (Schrift saec. XV). Ferner heißt die aus Urk. Reg. 143 zitierte Rücknotiz *Aus dem Schranck auf den Thurm* (nicht *Chore*), weist also auf die gleiche Aufbewahrungsstelle wie bei Urk. Reg. 137 *Schranck im Thurm* hin, ein Vermerk, der sich auch bei anderen Urk. der Henneberger Grafen findet. Eine Sichtung der ganzen gen. Abteilung ergibt, daß Nr. 1—12 (Reg. 17, 21, 24, 26, 28, 35, 46, 48, 63, 64, 66, 75) als Provenienz Kl. Rohr anzusprechen sind, Nr. 13 ins Kl. Vesra gehört und Nr. 14—20 zumeist gräfl. hennebergischer Provenienz sind. Ferner

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0297

sind Sachbefund und Art der Argumentierung des Verf. mit dem Begriff der Empfängerurkunde unhaltbar.

Was die S. 7 geäußerten Vermutungen über die jüngere Geschichte der Urkunden anlangt, so sind eben die Stücke Nr. 1—12 von dem bayr. Kreisarchivar Göbl-Würzburg privatim aufgekauft und 1901 an das Magd. Staatsarchiv weiterveräußert worden; Nr. 13—20 kamen schon 1824 über die Erfurter Regierung ins Staatsarchiv.

Sodann noch einige Kleinigkeiten: Das Zitat S. 6 Anm. 10 betr. Rara bei Thietmar muß IV 4, nicht III 7 lauten.

Die S. 32 zur Diskussion gestellte Frage der *congregatio* in Reg. 100 dürfte m. E. so zu lösen sein, daß congregatio hier im Sinne von conventus aufzufassen ist. Das folgende *per nos* setzt congregatio in diesem Sinne geradezu voraus, eine Wortbedeutung, die auch anderweit nachweisbar ist (z. B. P. Böhme, UB. des Kl. Pforte I Nr. 3 Exord., 10, 18). Eine congregatio = Teilverband im späteren Sinne ist bei Benediktiner-Nonnenklöstern damals noch nicht bekannt. (Vgl. Heimbucher I S. 389 ff.)

Im Interesse von signatursuchenden Bibliotheksbeamten sei in bezug auf das sonst sehr gute Literaturverzeichnis darauf hingewiesen, daß dem Autorennamen der Vorname stets wenigstens abgekürzt beigefügt werden möge.

In Summa sind die hier gemachten Ausstellungen im Vergleich zu der bedeutenden Gesamtleistung kaum ins Gewicht fallend. Das verdienstvolle Buch wird in seiner Vereinigung von Geschichtsdarstellung und Quellensammlung ein Markstein der hennebergischen Forschung bleiben. *Th. Ulrich.*

Werner Ronneberger, Das Zisterzienser-Nonnenkloster zum Heiligen Kreuz bei Saalburg a. d. Saale. Beiträge zur mittelalterlichen und neueren Geschichte, hrsg. v. Friedrich Schneider, Band 1. Verlag Gustav Fischer, Jena, 1932. 324 S. mit 4 Tafeln. Pr. brosch. 15 RM., geb. 17 RM.

Das im ersten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts gegründete Zisterzienser-Nonnenkloster Zum Heiligen Kreuz, seit c. 1429 als „Kloster Sankt Benedikten Ordens" bezeichnet, gehörte zur Diözese des Bischofs von Naumburg, und zwar zum Archidiakonatssprengel von Zeitz. Die Urkunden des Klosters bis zum Jahre 1427 sind bereits von Berthold Schmidt in seinem Urkundenbuch der Vögte usw. herausgegeben worden. Der vorliegende umfangreiche Band von Ronneberger ist die erste wissenschaftliche Untersuchung über das Kloster, eine Arbeit, die an Fleiß und Gründlichkeit ihresgleichen sucht. Das Buch enthält einen Bericht über die archivalischen Quellen und die Literatur, es behandelt ferner die äußere Geschichte des Klosters, die Baugeschichte, die Urkunden und Siegel, die Verfassung und innere Geschichte, die inkorporierten Kirchen, den Wirtschaftsbetrieb und Grundbesitz, dazu kommen ein Verzeichnis der Klosterpersonen, ein Anniversarienverzeichnis, urkundenkritische Untersuchungen, Berichtigungen und Ergänzungen zu Berthold Schmidts Urkundenbuch. Alles ist in erschöpfender Weise behandelt worden. Es genüge zur Kennzeichnung, daß die Zahl der Anmerkungen sich auf 2569 beläuft. Ein Orts- und Personenverzeichnis, ein Autorenregister und ein Sachregister runden den Band ab, der aus einer Jenaer Dissertation hervorgegangen ist.

W. Möllenberg.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0298

Nikolaus Görich, Geschichte des eichsfeldischen ehemaligen Zisterzienserinnenklosters Anrode. Druck und Verlag Aloys Mecke, Duderstadt, 1932. 216 S.

Durch Görichs Buch hat die eichsfeldische Geschichtsliteratur eine wertvolle Bereicherung erfahren. Die erste Hälfte der Schrift gibt im wesentlichen die äußere Geschichte des 1268/74 gegründeten Klosters, die zweite Hälfte die inneren Verhältnisse. Verfasser bemüht sich, im ganzen mit Erfolg, eine leichtverständliche, anschauliche Schreibweise mit wissenschaftlich-sachlicher Korrektheit zu vereinen. Wenn dabei die Darstellung manchmal ein klein wenig über das quellenmäßig Belegte herausgreift, so wird doch in allen wesentlichen Dingen die archivalische Grundlage dargeboten. Görich legt, im Gegensatz zu manchen anderen wissenschaftlichen Büchern über Klöster, das Hauptgewicht nicht so sehr auf die rechtsgeschichtliche Seite; seiner theologischen Grundeinstellung entsprechend und in einer großen inneren Verbundenheit mit seinem Gegenstande bietet er in erster Linie einen plastischen Einblick in das innere Wesen des Konventes und läßt das Leben und Wirken der Nonnen dem Leser wieder lebendig werden. Da das Kloster bis 1810 bestanden hat und die einschlägigen Urkunden und Akten gut erhalten sind, gibt ein reiches Quellenmaterial darüber Aufschluß.

Die umfänglichen statistischen und personengeschichtlichen Zusammenstellungen machen das Buch zu einem brauchbaren Nachschlagemittel. (Leider fehlt ein Register.) Auch die Geschichte des Klosterbesitzes nach der Auflösung des Konventes bis zur Gegenwart findet eine eingehende Darstellung.

Noch einige Bemerkungen: Was den Urkundenanhang S. 183 ff. anlangt, so ist es schade, daß Görich das neue Urkundenbuch des Eichsfeldes wenigstens für die älteren Stücke nicht mehr hat benutzen können. Die Wiedergabe der Texte ist leider weit über seine Kräfte gegangen, was sich besonders schlimm bei den Urkunden zeigt, für welche ihm neben der Original- oder Kopiarüberlieferung kein helfender Abdruck zu Gebote stand (z. B. Urk. XIII S. 190 vom Jahre 1344). — Auffällig zahlreich sind die auf mangelhafter Korrekturlesung beruhenden Druckfehler. *Th. Ulrich.*

Herbert Sange, Bischof Albrecht III. von Halberstadt. Seine Herkunft, seine Laufbahn und seine Landfriedenspolitik. Halle (Saale) 1932. 85 S. (Auch als Hallische Dissert. erschienen.)

Albrecht von Rikmersdorf ist einer der bedeutendsten Männer, die den Halberstädter Bischofsstuhl innegehabt haben, einmal wegen der umfassenden Fürsorge, die er seiner Diözese angedeihen ließ, zum anderen wegen seiner ungemein großen Leistungen auf dem Gebiete der Philosophie, zu deren prominentesten Vertretern er als Anhänger der Lehre Okkams im 14. Jahrhundert gehörte. Da eine eingehende Würdigung seiner Persönlichkeit und seines Lebenswerkes bislang noch nicht vorlag, so war es eine lohnende und dankbare Aufgabe, diesem unbestreitbaren Mangel abzuhelfen. Leider muß nun aber gleich im voraus bemerkt werden, daß S. dieser Aufgabe nicht gewachsen gewesen ist, weder hinsichtlich einer vollkommenen Erfassung des Materials und der Literatur, noch in bezug auf eine zuverlässige kritische Stellungnahme zu den verschiedensten Problemen. So ist es beispielsweise dem Verf. entgangen, daß bereits die Allgem. Deutsche Biographie (Bd. 1 S. 182) einen knappen Lebensabriß Albrechts enthält und daß sich nicht unwesentliche Nachrichten über den

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0299

Rikmersdorfer noch bei Fabricius, Bibliotheca Latina mediae et infimae aetatis, Budinszky, Die Universität Paris, Prantl, Geschichte der Logik u. a. finden. Noch weniger entschuldbar ist es, daß S. es überhaupt nicht für nötig gehalten hat, das in Zerbst befindliche Kopiar des genannten Halberstädter Bischofs einzusehen, obgleich Gustav Schmidt keineswegs alle in diesem enthaltenen Urkunden in seinem UB. des Hochstifts Halberstadt abdruckt.

Aber ganz abgesehen von den soeben gekennzeichneten Mängeln befriedigt die vorliegende Arbeit auch sonst nicht in jeder Beziehung. Was zunächst den umständlichen und wenig von methodischer Schulung zeugenden Nachweis der Herkunft Albrechts aus Helmstedt (statt aus Rickmersdorf) betrifft, so erscheint er uns durchaus nicht gelungen, ebensowenig wie der Nachweis der adligen Abstammung, bei dem S. vollkommen außer acht gelassen hat, daß die Päpste bei ihren Provisionen von anderen Gesichtspunkten wie die den Adel bevorzugenden Domkapitel ausgingen und daß es sich in dem vorliegenden Fall außerdem um eine geistig außerordentlich bedeutende, akademisch gebildete Persönlichkeit handelt, deren Berufung auf den Halberstädter Bischofsstuhl in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts keineswegs mehr etwas Außergewöhnliches bedeutete, wie sich an manchen Beispielen aus anderen Diözesen ohne Schwierigkeit dartun läßt. Des weiteren dürfte Verf. auch mit seiner strikten Ablehnung der Annahme, daß Albrecht in Prag studiert habe, zu weit gegangen sein, da doch wohl anzunehmen ist, daß sich Winnigstedt mit seiner diesbezüglichen Behauptung auf eine ältere Halberstädter Tradition stützt; dafür spricht u. a. auch eine gleichlautende, noch aus dem Ende des 15. Jahrhunderts stammende Notiz im Kop. 466 (StA. Magd.) fol. 516.

Auf die zahlreichen anderen Unrichtigkeiten und Schiefheiten im einzelnen näher einzugehen, ist hier nicht möglich; doch sollen immerhin die wesentlicheren berichtigt werden. S. 36 ist *HALBERS* in der Umschrift des Sekrets in *HALBERSTA'* zu verbessern. Der S. 46 genannte bischöfliche Vogt in Schlanstedt, Johann von Rickmersdorf, darf auf keinen Fall mit dem gleichnamigen Bruder des Bischofs, dem magister artium und Bremer und Hildesheimer Domherrn, identifiziert werden. Vielmehr handelt es sich um zwei verschiedene Personen, wie schon ein Blick in das Register des UBs. des Hochstifts Halberstadt gezeigt hätte. Daß Albrecht den Kaiser Karl IV. 1369 zum ersten Male besucht habe (S. 149), ist ebenfalls unrichtig, denn beide trafen sich schon 1367 in Würzburg (vgl. Vigener, Regesten der Erzbischöfe von Mainz, 2. Abt. Nr. 2191). Nicht minder beruht die Gleichsetzung des im 15. Jahrhundert ausgestorbenen magdeburgischen und kursächsischen Ministerialengeschlechts von Wederden mit der Familie von Werthern (S. 45) auf einem Irrtum (vgl. v. Mülverstedt, Ausgestorbener Adel der Provinz Sachsen S. 179), wie es auch völlig abwegig ist, auf Grund der Bezeichnung presbiter Halberstadensis diocesis Albrecht zu einem Pfarrer der Halberstädter Diözese zu machen (S. 76).

Schon diese wenigen Beispiele, die noch erheblich vermehrt werden könnten, zeigen, daß S.s Arbeit, deren Fleiß im übrigen nicht bestritten werden soll, eine weitere Beschäftigung mit Albrecht von Rikmersdorf in keiner Weise überflüssig macht, ein Urteil, dessen Berechtigung in erhöhtem Maße auch noch dadurch dargetan wird, daß die kirchliche Tätigkeit Albrechts neben seinen Bestrebungen um die Erhaltung und Durchführung des Landfriedens so gut wie gar nicht behandelt ist, obgleich gerade diese Seite der Wirksamkeit Albrechts (Synodalstatuten usw.) ganz besonderes Interesse verdient. *A. Diestelkamp.*

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0300

S. Steinherz, Dokumente zur Geschichte des großen abendländischen Schismas (1385—95); Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte, hrsg. von der Hist. Komm. der deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die Tschechoslowakische Republik, 11. Heft, Prag 1932.

Diese Dokumente, aus dem erzbischöflich salzburgischen Archiv stammend (jetzt im Wiener Staatsarchiv), betreffen den Versuch des Erzbischofs Pilgrim von Salzburg (1366—96), den deutschen König Wenzel von der Obedienz des römischen Papstes zu der des avignonesischen hinüberzuziehen. Sie enthüllen manche recht interessanten nova curiae; an einer Stelle ist auch von unseren Landschaften die Rede: am 15. Januar (1391), also nach der Umbesetzung des römischen Stuhles durch die Wahl Bonifaz' IX., wird aus Avignon berichtet: *„Habuimus hic nova, non est diu, per certos nuncios, quod marchiones Missenenses cum tota terra sua, et archiepiscopus Medenburgensis cum suis sufraganeis, et Padenburgensis et multi comites et barones cum ipsis posuerunt se in neutralitate et mandaverunt in terris suis, quod nullus obediret intruso in Roma. Nescio si audivistis vel non."*

W. Holtzmann.

Fritz Herrmann, Die Protokolle des Mainzer Domkapitels. 3. Bd.: Die Protokolle aus der Zeit des Erzbischofs Albrecht v. Brandenburg 1514—1545. (Arbeiten der Historischen Kommission für den Volksstaat Hessen.) Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn, 1932. XXXVIII, 1216 S.

Eine einzigartige und gar nicht hoch genug zu bewertende Quelle stellen die Mainzer Domkapitelsprotokolle dar, die nahezu lückenlos von 1450 bis zur Aufhebung des Domkapitels erhalten sind und nicht nur die eigentliche domstiftische Verwaltung, sondern darüber hinaus auch die des Mainzer Kurstaates überhaupt auf das Genaueste beleuchten. Es ist daher ein großes Verdienst der Historischen Kommission für den Volksstaat Hessen, daß sie die Veröffentlichung dieser Protokolle in ihr Arbeitsprogramm aufgenommen hat. Obgleich nun A. L. Veit, der Bearbeiter der ersten beiden Bände, die die vorreformatorische Zeit umfassen sollen, seine Edition noch nicht zum Abschluß bringen konnte, hat man sich erfreulicherweise trotzdem entschlossen, den bereits fertiggestellten 3. Bd. der wissenschaftlichen Forschung zugänglich zu machen, und zwar in der Weise, daß 1929 die erste Hälfte, 1930 der erste Teil der zweiten Hälfte und 1932 endlich der Schlußteil erschien. Es liegen somit jetzt alle Protokolle aus der Regierungszeit des Kardinals Albrecht in der hier zu besprechenden Publikation vor, ein Werk erstaunlichen deutschen Gelehrtenfleißes, für das auch wir dem verdienstvollen Bearbeiter, dem Darmstädter Archivdirektor Fritz Herrmann, zu danken haben. Denn da Albrecht ja gleichzeitig Erzbischof von Mainz und Magdeburg und Bischof von Halberstadt war, erhalten wir auch wichtige Aufschlüsse über die Verhältnisse in den beiden letzteren Stiftern, über finanzielle Angelegenheiten, Personalien usw., sowie besonders über Albrecht selbst, so daß jeder, der sich in Zukunft mit Magdeburger und Halberstädter Geschichte dieser Zeit beschäftigt, an dieser Veröffentlichung nicht vorbeigehen darf.

Im übrigen sei noch bemerkt, daß Verf. in einer ausführlichen Einleitung eine knappe, aber übersichtliche Darstellung der Verfassung des Mainzer Domkapitels (Kapitelssitzungen, Dignitäre, Kapitulare, Domizellare, Vikare, sonstiges

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0301

Personal, Kapitelssekretäre, Protokollbände usw.) liefert, die „dem Leser das Verständnis der Protokolle bzw. des Geschäftsganges, der Organisation des Kapitels und der Tätigkeit seiner Funktionäre erleichtern" soll, und daran anschließend einen Überblick über den Bestand des Domkapitels für die Jahre 1514—1545 gibt.

Was die Editionsgrundsätze betrifft, so ist es sehr zu begrüßen, daß H. sich entschlossen hat, jeden Protokolleintrag wiederzugeben, so daß auf diese Weise das gesamte Material erschlossen wird. Die Regesten selbst sind sehr klar und sorgfältig abgefaßt und genügen in jeder Weise den an sie zu stellenden Anforderungen. Um den ungeheuer weitschichtigen und umfangreichen Stoff, den uns H. darbietet, aufzuschließen, hat Verf. ein akkurat und solide gearbeitetes Personen- und Ortsregister (daß S. 590 Jod. Hotfelter nicht, wie im Register angegeben, zu finden ist und daß es im Register unter Teutleben 475 statt 474 heißen muß, sind wohl nur Ausnahmen) wie auch ein Sachregister beigesteuert.

Wir schließen unsere Anzeige des vorbildlich bearbeiteten 3. Bandes der Mainzer Domkapitelsprotokolle mit dem dringenden Wunsch, daß hoffentlich recht bald die beiden ersten Bände, die für uns wegen der engen Beziehungen des Halberstädter zum Mainzer Domkapitel ebenfalls von großem Interesse sind, folgen werden. *A. Diestelkamp.*

Gallus Haselbeck O. F. M., Urkunden, Akten, Briefe und chronikalische Aufzeichnungen zur Geschichte der Thüringischen Ordensprovinz 1521—1600. (Obersächsische Provinz vom hl. Johannes dem Täufer.) III. Heft. Kloster Frauenberg b. Fulda, 1932. II, 336 S.

Mit der hier zu besprechenden Publikation wird der 1. Band des Urkundenbuchs der älteren Thüringischen Franziskanerprovinz (1521—1600, auf dem Titelblatt wohl versehentlich 1523) zum Abschluß gebracht, ein Werk, das auch für unsere landesgeschichtliche Forschung wichtiges neues Material erschließt. Gehörten doch zu der am 13. Oktober 1521 gebildeten Provinz Saxonia superior S. Ioannis Baptistae eine Reihe innerhalb der Provinz Sachsen belegener Franziskanerniederlassungen, so Erfurt, Mühlhausen, Nordhausen, Zeitz, Weißenfels, Torgau und Wittenberg, von denen die letzte auf Veranlassung Friedrichs des Weisen aus der Kustodie Magdeburg gelöst und Obersachsen eingegliedert wurde.

Während die beiden ersten 1925 und 1930 erschienenen Hefte, die übrigens aus finanziellen Gründen nicht nach systematischen Grundsätzen bearbeitet, sondern nach Maßgabe des jeweils vorhandenen Materials ediert sind, in der Hauptsache außer den urkundlichen Nachrichten über die Konvente zu Zwickau (mit den Termineien Schneeberg und Glauchau), Bautzen, Görlitz, Lauban, Löbau und Zittau die Quellen zur allgemeinen Geschichte der neuen Provinz und ihres Abwehrkampfes gegen den Einbruch der böhmischen Observanten in die Kustodien Goldberg und Breslau enthalten, wird in dem 3. Heft zunächst die Veröffentlichung der Dokumente zum Streit um die genannten Kustodien (bis zur Sentenz von Burgos, 6. Juni 1523) fortgesetzt. Im Anschluß daran behandelt Verf. dann die Konvente zu Meißen, Dresden, Freiberg, Oschatz, Sagan, Seußlitz und Weißenfels, von denen uns natürlich in erster Linie der letzterwähnte interessiert, zumal über ihn eine Masse wertvoller und zum größten Teil un-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0302

bekannter Nachrichten beigebracht wird, vornehmlich solche über die Besitzverhältnisse, über die kirchlichen Zustände bei Beginn der Reformation, über die ersten Visitationen, über den Besitz des Klosters an Kleinodien usw. Zeitlich umfassen die mitgeteilten 24 Urkunden, die in der Hauptsache den Beständen des Hauptstaatsarchivs in Dresden entnommen sind, die Jahre 1525 bis 1543, reichen also noch über den Zeitpunkt der Sequestration hinaus. Von diesen Dokumenten ist in mehr als einer Hinsicht von besonderer Wichtigkeit das über die Befragung der Nonnen bei der zweiten Visitation im Jahre 1540, da es u. a. alle Namen der damals in Weißenfels lebenden Nonnen, insgesamt 20 einschließlich der Domina, aufzählt.

Daß aber über das soeben Angedeutete hinaus H.s Edition auch noch für die anderen in unserem Gebiet gelegenen Konvente mit Nutzen heranzuziehen ist, zeigt ein Blick in das dankenswerterweise beigegebene Register, in dem u. a. neben der Magdeburger Kustodie die Konvente zu Wittenberg, Torgau, Mühlhausen und Nordhausen genannt werden. Wir können daher nur lebhaft wünschen, daß es dem verdienten Herausgeber vergönnt sein möge, möglichst bald sein Werk fort- und zu Ende zu führen, zumal ja gerade erst die folgenden Hefte die für uns wichtigsten Franziskanerkonvente in Erfurt, Mühlhausen, Wittenberg usw. umfassen werden. *A. Diestelkamp.*

Ferdinand Doelle, Der Klostersturm von Torgau im Jahre 1525. Franziskanische Studien. Beiheft 14. Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, Münster i. W., 1931. 126 S.

Schon im Jahre 1912 hat der Franziskanerpater Dr. Doelle im Torgauer Stadtarchiv nach genaueren Nachrichten über den Barfüßerkonvent gesucht, das einzige Kloster in Torgau, neben dem in der kleinen kurfürstlichen Residenz nur ein paar Termineien anderer Bettelorden bestanden hatten. Nachdem diese — Dominikaner und Augustiner — bereits 1521/22 hatten weichen müssen, war das Barfüßerkloster 1525, am Fastnachtsdienstag, von einer Anzahl von Bürgern gegen Mitternacht gestürmt und beschädigt worden, nicht ohne Mißhandlung etlicher Mönche; nach Friedrichs des Weisen Tode hatte Kurfürst Johann dann bald das Kloster aufgehoben. Urkundliche Nachrichten über die Gewalttat und das Verhalten seiner Torgauer Ordensbrüder konnte D. 1912 im Stadtarchiv nicht finden: das Ratsprotokoll von 1525 fehlt völlig. Auch die handschriftliche Chronik Böhmes aus dem 17. Jahrhundert gab keine Klarheit, war doch sogar die Jahreszahl — 1523 — falsch. Des nächtlichen Aufruhrs, dessen Urhebern der sonst so milde Friedrich der Weise den Tod gedroht hatte, hatte sich die Lokalsage bemächtigt, und sie übte weiter ihre umdichtende Gewalt. Darum befand sich in der gedruckten Chronik des 19. Jahrhunderts von Grulich und Bürger noch mehr offenbar Falsches über den Klostersturm als bei Böhme. Wohl brachten sie einiges Richtige und Wichtige aus Seckendorfs Commentarius de Lutheranismo; allein wieder war die Jahreszahl verkehrt, und Leonhard Köppe, der angebliche Hauptführer des erregten Überfalls — zur Zeit des Sturmes ein Mann von über sechzig Jahren, der schon 1504 Ratsherr geworden war, von 1510 ab Friedrich dem Weisen ein Jahrzehnt als Amtsschosser gedient hatte und nun im Ruhestand lebte — war als ein verwegener Jüngling geschildert; ja, es wurde der Schluß gezogen, Martin Luther habe zur Nonnenbefreiung in Nimbschen in der Osternacht 1523 eben deshalb den jungen Koeppe aus Torgau erwählt, weil dieser einige Wochen vorher den Sturm auf die Mönche so kühn ins Werk

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0303

gesetzt. So warfen die irrtümlichen Folgerungen auch auf den Reformator ein falsches Licht, und ich freute mich nicht wenig, als ich 1925 eines Tages im Stadtarchiv unter gleichgültigen Papieren des 17. Jahrhunderts — das fast vollständige Ratshandelsbuch von 1525 fand. Ein paar Jahrhunderte hatte es wohl so verborgen gelegen; nun aber half es mir, Legende und Geschichte zu trennen. Was fand ich zu meinem Erstaunen? Der Führer des nächtlichen Klostersturms, den die Stadtbehörde 1525 verantwortlich gemacht, war gar nicht Koeppe, sondern Gunther Braun, der nächste Nachbar der Mönche, 1525 Viertelsmeister und Kämmerer des Rates, ein Schneider.

Dieses Ergebnis und andere konnte ich 1926 in der Zeitschrift des Vereins für Kirchengeschichte der Provinz Sachsen veröffentlichen, unter dem Titel: Wahres und Sagenhaftes vom Klostersturm und der Auflösung des Barfüßerkonvents in Torgau. An diese Abhandlung knüpft D. in seinem neuen Buche an. Er ist 1930 wieder in Torgau gewesen und hat das Ratsprotokoll von 1525 nunmehr am rechten Platze gefunden; er hat aber auch in den Staatsarchiven zu Dresden und Weimar gesucht, und in Weimar hat er das Glück gehabt, „fast zufällig", wie er bemerkt, ein Aktenfaszikel wieder aufzufinden, das ihm erlaubte, noch weit besser die wahren Vorgänge der Unglücksnacht und deren Folgen zu schildern.

Niemand kann D.s sehr gründliche Quellenforschung mehr begrüßen als ich, zumal der Historiker des Franziskanerordens durch seine umfassende Kenntnis der Vergangenheit der sächsischen Ordensprovinz seine Darstellung auch sonst vertieft und bereichert hat. Freilich lese ich in dem Vorwort neben anerkennenden auch recht harte Urteile über meine Abhandlung von 1926; aber ich hatte es damals leider versäumt, meine Beschränkung auf die Torgauer Archivalien mit dem wieder ans Licht gekommenen Aktenstück zu erklären. Auch ist des Franziskaners Interesse anders gerichtet als das der Protestantin: er begehrte vor allem zu wissen, was seine Brüder von 1525 gelitten und wie sie ihrem alten Glauben die Treue gehalten. Davon stand in meinem Ratsprotokoll wenig, desto mehr aber in den Briefen, die D. in Dresden und Weimar ausbeuten konnte. Es ist nunmehr nicht daran zu zweifeln, daß Friedrichs des Weisen Schützlinge, die letzten Barfüßer in Torgau, während des Sturmes und nachher mehr ausgestanden haben, als bisher die Überlieferung zugab.

Daß nicht Leonhard Koeppe, sondern der Schneider Gunther Braun der Urheber des Klosterüberfalls gewesen, hat sich durch D.s Aktenfund bestätigt; wohl aber wird unter den Stürmern ein Leonhard Koeppe als Brauns Anhänger und Helfer genannt. Kann es der alte Ratsherr und Schosser gewesen sein? Ich habe Grund zu vermuten, daß es ein jüngerer Verwandter war, und zwar ein Halbbruder des Torgauer Bürgermeisters Asmus Koeppe. Darüber aber läßt sich das letzte Wort noch nicht sagen, vielleicht gesellt sich zu den beiden glücklichen Aktenfunden noch ein dritter, der auch die letzten Unklarheiten erwünscht beseitigt.

An einigen Stellen lese oder deute ich ein Wort der Quellen anders wie D. Seite 30 bemerkt D. zu „byrn" in Fußnote 1: „Es sind hiermit sehr wahrscheinlich die vier Stadtteile gemeint". Es heißt aber zweifellos, aus allen „Bieren" würden noch Mitverschworene kommen, d. h., aus allen Fastnachtsgelagen der jungen Bürgerssöhne. Die Mentalität der Stürmenden stand also unter dem Einfluß des sicher reichlich genossenen Torgauer Starkbiers und der Fastnachtszügellosig-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0304

keit und war nicht die normale, am wenigsten bei dem zweiten Trupp, der erst nach ein Uhr einbrach.

Zu dem Satz S. 31 „Beim zweiten Sturm seien dieselben Stürmer gewesen wie beim ersten Sturme, neue seien nicht hinzugekommen," behaupte ich: Nach meiner Auffassung des Schreibens auf S. 111 erklären die sieben jungen Bürger, sie wären alle bei dem zweiten Sturm „nit gewest", und darum könnten sie den Führer desselben nicht angeben; er würde sich aber bei einem Verhör gewiß herausstellen. Dazu stimmen S. 88 die schriftlichen Angaben der Rädelsführer des ersten Überfalls.

Seite 53 Fußnote 54 will D. „auslassen", statt wie ich mit Ausschließung, mit Auslassung im Sinne von Rede erklären. Ich muß jedoch bei meiner Auffassung bleiben, daß ein nicht mehr in die Ratssitzungen Gerufenwerden der Beschwerde des Ratskämmerers zugrunde lag. Ich habe das Verbum auslassen auch sonst in Torgauer Akten in dem Sinne gefunden. Wohl war Gunther Braun nicht Ratsherr; allein als Viertelsmeister war er eine Art Volkstribun, und zwar 1525 von allen acht der wichtigste, weil er den Stadtsäckel mit zu verwalten hatte. Ihn gingen Besprechungen über städtische Einnahmen und Ausgaben besonders an, und so hatte er eigentlich mehr als die andern Viertelshauptleute an den Ratssitzungen teilzunehmen. — Nicht immer freilich war die Verfassung Torgaus so gewesen: Friedrich der Weise erst hatte solche Kontrolle des Rates durch Gemeindevertreter eingeführt, nicht lange nach seinem Regierungsantritt.

Von allgemeinem Interesse für den Historiker sind besonders die Briefe Friedrichs des Weisen, seines Bruders Johann und seines Neffen Johann Friedrich; sie zeigen die Stellungnahme dieser drei Fürsten im Schicksalsjahr 1525.

Agnes Bartscherer.

M. Riemer, Meine Amtsvorgänger in Badeleben. Wochenblatt-Druckerei, Neuhaldensleben, [1933]. 173 S.

Leider besitzen wir in der Provinz Sachsen, von einigen älteren Werken wie Biering für Mansfeld, K. G. Dietmann: Die gesamte der ungeänderten Augsp. Confession zugethane Priesterschaft in dem Churfurstenthum Sachsen und einverleibten Landen u. ä. abgesehen, noch keine Presbyteriologie; um so wertvoller sind daher Einzelarbeiten wie die vorliegende. Der seit über dreißig Jahren auf dem Gebiet der Kirchengeschichte des Magdeburger Landes erfolgreich tätige Verfasser begnügt sich nicht damit, die biographischen Daten der Pfarrer von Badeleben zu sammeln, er schildert vielmehr mit den Amtszeiten der Pfarrer das kirchliche Leben in Badeleben im Wandel der Zeiten, soweit es mit seinem Thema in Beziehung steht, und erfüllt dadurch die Bilder seiner „geistigen Ahnen", die er vor uns hinstellt, mit Fleisch und Blut.

W. Möllenberg.

Arno Werner, Vier Jahrhunderte im Dienste der Kirchenmusik. Geschichte des Amtes und Standes der evangelischen Kantoren, Organisten und Stadtpfeifer seit der Reformation. Verlag Carl Merseburger, Leipzig, [1933]. 298 S. Pr. 6 RM.

Arno Werner, der in fünfunddreißig Jahren unermüdlich als Forscher das Gebiet der Geschichte der Kirchenmusik in Sachsen und Thüringen beackert

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0305

und in zahlreichen Büchern und Schriften die Ergebnisse seiner Studien niedergelegt hat, war wie kein anderer berufen, die Geschichte des Amtes und Standes der evangelischen Kantoren, Organisten und Stadtpfeifer in einer zusammenfassenden Darstellung zu schreiben. Auch in diesem Buch nimmt er von der sächsisch-thüringischen Landschaft seinen Ausgangspunkt. Er behandelt in übersichtlicher und grundlegender Weise die Entwicklung der kirchlichen Gesangsmusik, Chöre und Einzelsänger als Träger der Kirchenmusik, Orgelbau, Stellung und Gebrauch der Orgel, den städtischen Kantor mit Universitätsbildung (1524—1806), freie Künstler als Organisten, Handwerker, Gewerbetreibende und Beamte als Organisten im Nebenamt, den Kirchenmusiker im verbundenen Küster- und Schulmeisteramt auf dem Lande, den seminaristisch gebildeten Lehrer als Kirchenmusiker seit 1806, neue Wege der Vorbildung. Ferner: den fahrenden Musikanten und den Hausmann als Vorläufer des Stadtpfeifers, allgemeine Einrichtung der Stadtpfeifereien und ihre Weiterentwicklung, Vorbildung, Bewerbung und Wahl des Stadtpfeifers, Stadtpfeiferpflichten, Rechte des Stadtpfeifers, zunftfreie Musikanten im Wettbewerb mit den Stadtpfeifern (Hofmusiker, Instrumentalmusiker, freie Musikbanden), Musik der Stadtpfeifer, gesellschaftliche Stellung und hervorragende Vertreter des Standes. Dazu kommen Quellenstellen im Wortlaut, Sprichwörter, volkstümliche Redensarten und dichterische Aussprüche, die sich auf das behandelte Thema beziehen, eine Zeittafel, ein ergänzendes Literaturverzeichnis und ein Register der Ortsnamen. Das Buch ist eine reife Frucht und bietet reiche Belehrung. *W. Möllenberg.*

Franz Ständer, Das Eichsfeldische Kirchenlied bis zum Zeitalter der Aufklärung. Ein Beitrag zur Geschichte des katholischen deutschen Kirchenliedes. Diss. Münster, 1931. 106 S.

Bei den Protestanten der Reformationszeit hatte sich das deutsche Kirchenlied als eine große seelische Macht erwiesen. In dieser Erkenntnis gingen die Jesuiten als Vorkämpfer der katholischen Glaubenseinheit auf dem Eichsfelde nach anfänglich ablehnender Haltung daran, den deutschen Gesang auch für die katholische Sache fruchtbar zu machen. Sie schufen, wie auch anderwärts, selbst Lieder; legten ferner beliebten protestantischen Melodien katholische Texte unter. Bei der Sangesfreudigkeit des eichsfeldischen Volkes hatten sie damit großen Erfolg. Während jedoch, großenteils unter Führung der Jesuiten, in anderen Gegenden schon im 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts neue Gesangbücher entstanden, erschien das erste speziell eichsfeldische erst 1668. Weitere folgten. Das grundlegende Werk von 1668 war lange Zeit verschollen und nur dem Namen nach bekannt, bis es dem vor kurzen verstorbenen Paderborner Musikwissenschaftler, Prof. Hermann Müller, gelang, ein Exemplar in Dresden aufzufinden. Als Herausgeber weist Ständer den Liederdichter P. Johannes Müller nach. Er veröffentlicht sodann eine vollständige Inhaltsangabe dieses Werkes sowie des Gesangbuches vom Jahre 1690. Ein weiterer Abschnitt ist den Eichsfelder Sonderliedern gewidmet. Ein Notenanhang gibt dem Leser die Möglichkeit, auch die wichtigsten Melodien kennenzulernen.

Für die Arbeit hat auch der Jesuitenorden seine einschlägigen Archivalien zur Verfügung gestellt. — Entgangen ist dem Vf. nur die 1929 von Johannes Freckmann in den Geschqu. der Prov. Sachsen N. R. Bd. 8 veröffentlichte Historia collegii Heiligenstadiani T. 1, in welcher sich einige kurze, aber instruktive Notizen zu unserem Thema finden. *Th. Ulrich.*

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0306

Zeugnisse fränkischer Kultur. Erinnerungsgabe der Universitätsbibliothek Erlangen zur 27. Versammlung deutscher Bibliothekare 1931, herausgegeben von Eugen Stollreither (Fränkische Halbjahresschrift). Nürnberg, 1931.

Darin u. a. Ernst Deuerlein, Die Erlanger Universitätsbibliothek im Spiegel der Reise- und Briefliteratur der Aufklärungszeit.

Enthält auch diesbezügliche Nachrichten des Altmärkers Ph. W. Gercken.

A. Diestelkamp.

Max v. Bahrfeldt, Niedersächsisches Münzarchiv. Verhandlungen auf den Kreis- und Münzprobationstagen des Niedersächsischen Kreises 1551—1625. III. Bd. 1579 bis 1601 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hannover, Oldenburg, Braunschweig, Schaumburg-Lippe und Bremen X). IV. Bd. 1602—1625. Halle (Saale), 1929 und 1930, Verlag der Münzhandlung A. Riechmann u. Co. VI, 480 und VII, 626 S. nebst zahlreichen Tafeln.

Der im Jahre 1927 begonnenen, ihren Rahmen sehr weit spannenden Publikation, deren 1. Band in Bd. 3 (S. 399 f.) unseres Jahrbuches bereits gewürdigt worden ist, läßt der auf dem Gebiete der Münzkunde schon seit 5 Jahrzehnten tätige Verf. die oben genannten beiden umfangreichen Faszikel folgen, mit denen er sein „Niedersächsisches Münzarchiv" zum Abschluß bringt. Die Masse der hier mitgeteilten Aktenstücke auch nur einigermaßen im Rahmen einer Besprechung zu charakterisieren, ist selbstverständlich unmöglich. Wir müssen uns daher mit dem Hinweis begnügen, daß in der Hauptsache die Akten der jährlichen Münzprobationstage, daneben aber auch eine Reihe von Reichstagsakten, und zwar der von 1594 (Regensburg), 1595 (Speyer), 1598 (Regensburg), 1600 (Speyer), 1603 (Regensburg) und 1607 (Regensburg) vorgelegt werden. Wenn auch in dem Zeitraum von 1579—1601 „keine grundlegenden gesetzlichen Veränderungen im Münzwesen des Reiches und des Kreises" vorgenommen worden sind, so bietet das mitgeteilte Material doch eine Fülle des Interessanten und Neuen, nicht nur für die Münzkunde, sondern im besonderen auch für die Wirtschaftsgeschichte, der durch v. B. erfreulicherweise z. T. bisher völlig unbekannte oder zum mindesten wegen ihrer Zerstreutheit schwer zu erfassende Quellen zugänglich gemacht werden. Was den 4. Band betrifft, so führt er uns schon in die Kipper- und Wipperzeit, die ja bekanntlich in der Zeit von 1620 bis 1622 ihren Höhepunkt erreichte.

Daß die vorliegende Veröffentlichung vornehmlich für unsere Gegend von größtem Wert ist, erhellt allein schon aus der Tatsache, daß die Stifter Magdeburg und Halberstadt, die Grafschaft Regenstein und die freien Reichsstädte Nordhausen und Mühlhausen u. a. zum Gebiet des Niedersächsischen Kreises gehörten. Im einzelnen sei auf die beigegebenen guten Register verwiesen, die den reichhaltigen Inhalt der beiden Bände in weitestgehendem Umfange aufschließen.

Eine stattliche Anzahl guter Reproduktionen erhöhen den Wert der Publikation und bilden ein überaus wichtiges Anschauungsmaterial für jeden, der sich mit münzkundlichen Studien unseres Gebietes beschäftigt. Zu bedauern ist es nur, daß die ursprüngliche Absicht des Verf., dem IV. Bande „die oft

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0307

vermißte Karte des Niedersächsischen Kreises mit seinen Münzstätten und eine genaue numismatische Bibliographie der ihm angehörenden münzberechtigten Stände und Städte" beizugeben, nicht ausgeführt worden ist. Doch bietet sich vielleicht nochmals an anderer Stelle Gelegenheit, diesen Wünschen Rechnung zu tragen.

Zusammenfassend möchten wir noch einmal betonen, daß das „Niedersächsische Münzarchiv" einen wichtigen Zeitraum unserer Münzgeschichte völlig erschließt, jedenfalls hinsichtlich der Darbietung des Quellenmaterials. Möge nun die landesgeschichtliche Forschung darangehen, dieses Material nach den verschiedensten Gesichtspunkten auszuwerten. Es wäre jedenfalls der beste Dank für die mühevolle und langwierige Arbeit des verdienten Editors.

A. Diestelkamp.

Friedrich Haesler, Der Merseburger Dom des Jahres 1015. Studien zur Thüringisch-Sächsischen Kunstgeschichte, hrsg. v. d. Thüringisch-Sächsischen Geschichtsverein in Gemeinschaft mit der Provinzial-Denkmäler-Kommission Heft 3. Verlag Gebauer-Schwetschke, Druckerei und Verlag A.-G., Halle (Saale), 1932. 134 S. mit 18 Tafeln. Pr. 9 RM.

Eingehende Untersuchungen über den Dom des 11. Jahrhunderts unter Heranziehung des wenig ergiebigen Quellenmaterials, jedoch hauptsächlich auf Grund einer exakten Aufnahme des Baubefundes auf Grund wiederholter Längen- und Höhenmessungen. Die vom Verfasser vermißten Akten der Merseburger Regierung über die Umbauarbeiten der Jahre 1883—86 sind inzwischen, wie hier mitgeteilt werden kann, wieder zutage gekommen. Auch sei hier hingewiesen auf eine vom Ministerium durchgesehene Denkschrift der Regierung Merseburg über die Restaurierung des Merseburger Domes vom 1. August 1880 (StA. Magd. Rep. C 42 Merseburg Nr. 2). *W. Möllenberg.*

Marie Schuette, Gestickte Bildteppiche und Decken des Mittelalters Bd. II: Braunschweig. Die Klöster Ebstorf und Isenhagen. Wernigerode. Kloster Drübeck. Halberstadt. Verlag von Karl W. Hiersemann in Leipzig, 1930. XX, 87 S. mit 52 Tafeln in Lichtdruck (davon 12 farbig). Pr. 440 RM.

Wenn wir von E. Jacobs' Aufsatz über die Kleinodien und Paramente des Jungfrauenklosters Drübeck (Zeitschr. d. Harzvereins IV S. 213 ff.) und von den rein aufzählenden, auf jeden Kommentar verzichtenden Inventaren des Halberstädter Domschatzes bei Hermes, Der Dom zu Halberstadt (Halberstadt 1896) und O. Doering, Bau- und Kunstdenkmäler der Kreise Halberstadt Land und Stadt (Halle a. S. 1902) absehen, so hat bisher die einzigartige und hochentwickelte Paramentenkunst unseres Gebietes, besonders die der Frühzeit, erstaunlicherweise noch keine zusammenfassende wissenschaftliche Behandlung erfahren. Um so lohnender und dankbarer war daher die Aufgabe, diese große Lücke unserer heimischen kunstgeschichtlichen Forschung zu schließen, eine Aufgabe, der die Verfasserin bei ihrer ausgezeichneten Sachkenntnis und ihrem unermüdlichen Eifer vollauf gerecht geworden ist, nicht nur nach der kunsthistorischen, sondern auch nach der historischen Seite.

Gegenüber dem 1. Band, der die Klöster Lüne und Wienhausen behandelt, ist der Inhalt des vorliegenden mit herrlichen, z. T. bunt ausgeführten Reproduktionen versehenen 2. Bandes erfreulicherweise durch die Einbeziehung der

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0308

frühen gestickten Kirchengewänder (vornehmlich der Goldstickereiarbeiten) in Braunschweig und im Halberstädter Dom, die ja bekanntlich zu den ältesten und bedeutendsten Zeugnissen dieser Kunst gehören und die „über Niedersachsen hinaus nach Frankreich und England und weiter über diesen mitteleuropäischen Kulturkreis in das schwierige normannisch-sarazenisch-byzantinische Sizilien weisen", erweitert. Zu den Ausführungen der Verfasserin selbst sei im übrigen zunächst bemerkt, daß sie anfangs einleitungsweise einen Überblick über die Entwicklung der Stickerei (Glasperlen-, Schmelzperlenstickerei, Weiß- und Seidenstickerei) unseres Gebietes usw. bietet, aus dem wir vor allem die Feststellung hervorheben, daß der byzantinische Einschlag bei einigen Stücken des Halberstädter Domschatzes (Nr. 209 — Kasel —, Nr. 214 — Manipel —, Nr. 208 — Seidenstickerei einer Kasel —) in Zusammenhang mit den Goldstickereien der beiden sicher 1208 durch Bischof Konrad von seinem Kreuzzuge mitgebrachten und gestifteten byzantinischen Fahnen zu setzen ist.

Während in dem vorliegenden Band Wernigerode und Drübeck nur mit 3 Stücken (2 aus der Georgenkapelle vor W. und 1 aus dem Stift St. Silvestri in W.) bzw. lediglich mit einem Altartuch aus der 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts vertreten sind, hat Sch. aus dem Halberstädter Domschatz allein 16 der bedeutendsten und herrlichsten Werke mittelalterlicher niedersächsischer Stickerei eingehend untersucht, und zwar folgende Nummern der bei Hermes und Doering abgedruckten Halberstädter Domschatzverzeichnisse: Nr. 158 (Altardecke, 14. Jahrh.), 277 (Reste eines Altartuches, 2. Hälfte des 15. Jahrh.), 203 und 94 (Antipendien, 2. Hälfte des 13. bzw. 13./14. Jahrh.), 117 (Löwendalmatik, um 1200), 211 (Kentaurendalmatik, Anfang des 13. Jahrh.), 214 (Manipel, 2. Viertel des 13. Jahrh.), 208—210 (gelbe, grüne und blaue Kasel, 13. Jahrh., 2. Viertel — Mitte des 13. Jahrh. bzw. 14. Jahrh.), 148 (Hostienbüchse mit Deckel, 1. Hälfte des 13. Jahrh.), 104 (Schweißtuch, 14. Jahrh.), 132, 133 und 135 (3 Mitren, von denen Nr. 132 wegen der „Kostbarkeit der Arbeit und der besonders wirksamen Zusammenarbeit von Textil- und Goldschmiedehandwerk eines der berühmtesten Stücke des Halberstädter Paramentenschatzes ist", frühes 14. Jahrh., 1. Hälfte des 14. Jahrh. und 15. Jahrh.) und ein Rücklaken mit Darstellungen aus der Geschichte der Heiligen Katharina und Eustachius, wozu noch in einem Nachtrag eine kurze Beschreibung der beiden von Bischof Konrad aus dem Heiligen Land mitgebrachten Fahnen kommt (Abbildungen „dieser einzigartigen byzantinischen überstickten Webereien" soll erst der 3. Band enthalten).

Wertvoll sind auch die Hinweise der Verf. auf verschiedene Stücke, die dem Halberstädter Domschatz durch den Prälaten Bock entfremdet und mit seinen Textilsammlungen an die Museen in Wien (ein knieender Mönch), South Kensington (der hl. Andreas, der Engel der Verkündigung, ein Sudarium und 2 Perlenbilder der Perlenleiste von Nr. 94), Paris (Figur eines Heiligen) und Berlin (ein Sudarium) gelangt sind.

Zum Schluß noch eine kleine Berichtigung. S. 80 spricht Sch. unter Berufung auf Doering (S. 286) die Vermutung aus, daß eine der 3 Mitren (Nr. 135) der Überlieferung nach einst einem Abt von Hamersleben gehört habe. Diese Vermutung ist jedoch unbedingt abzulehnen, da es im Stift Hamersleben nie einen Abt, sondern nur einen Propst gegeben hat, der selbstverständlich nicht zum Tragen der Mitra berechtigt war. Vielmehr dürfte es sich wohl, wenn die zitierte Überlieferung wenigstens hinsichtlich der nichthalberstädter Provenienz der genannten Mitra zutrifft, wahrscheinlich wie bei Nr. 134 um den Abt

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0309

von Huysburg handeln, der ja unter der Halberstädter Stifts- und Klostergeistlichkeit eine besonders hervorragende Stellung einnahm. Im übrigen hätte man auf S. 84 in der Berichtigung zu S. 61 außer der Nennung des Aufsatzes von Reinöhls über die Drübecker Urkunde von 877 noch den Hinweis erwarten können, daß diese Urkunde gefälscht, die Gründung des Klosters daher später anzusetzen ist. *A. Diestelkamp.*

Wolfram Suchier, Justizrat Dr. med. J. A. W. Büchner als Arzt und Dichter, Niederzimmern — Halle a. S. — Bergen-Norwegen — Erfurt 1730—1815. Erfurter Genealogischer Abend, Wissenschaftliche Abhandlungen Heft 5/6. Verlag: Erfurter Genealogischer Abend, Erfurt, 1932. 205 S. mit 19 Abbildungen, Stammtafel und Wappen. Pr. 8 RM.

Büchner, der einer alten Erfurter Familie entstammt, wurde am 23. Februar 1730 als Sohn eines Pfarrers in Niederzimmern geboren. Er studierte in Halle Medizin und ging 1758 nach Bergen in Norwegen, wo er als Arzt und Physikus bis zum Jahre 1803 wirkte, um alsdann seinen Lebensabend in Erfurt zu beschließen. Hier betätigte er sich eifrig an den Arbeiten der Akademie gemeinnütziger Wissenschaften, zu deren Direktor er im Jahre 1809 gewählt wurde. Er starb hochbetagt am 27. November 1815 und wurde in Dreienbrunnen beigesetzt. Die Lebensumstände Büchners, der sich auch als Dichter, namentlich als Gelegenheitsdichter, versuchte, entbehren nicht des Interesses. Suchier ist es gelungen, darüber ein reiches Material zusammenzustellen. Neunzehn Gedichte und eine Anzahl von Briefen Büchners folgen am Schluß.

W. Möllenberg.

Paul Herre, Die geheime Ehe des Erbprinzen Wilhelm Gustav von Anhalt-Dessau und die Reichsgrafen von Anhalt. Verlag Friedrich Gast, Zerbst, 1933. 77 S. Pr. kart. 2 RM.

Erbprinz Wilhelm Gustav von Anhalt-Dessau, der Sohn und präsumptive Nachfolger des Alten Dessauers, schloß am 14. März 1726 eine geheime Ehe mit Johanne Sophie Herre, der Tochter des Dessauer Kauf- und Handelsherrn Christian Herre. Diese romantische Liebesgeschichte ist der Inhalt des sehr flüssig geschriebenen Büchleins von P. Herre, das uns zum ersten Male authentische Nachrichten über den geheimen Ehebund und die Schicksale der nach dem vorzeitigen, am 16. Dezember 1737 erfolgten Tode des Erbprinzen zu Reichsgrafen von Anhalt erhobenen Familie vermittelt. Nicht weniger als sechs Söhne und drei Töchter sind aus der Ehe hervorgegangen; auch ihre Lebensumstände werden ausführlich geschildert. Im Jahre 1823 ist dieser Nebenzweig des Anhaltisch-Dessauischen Fürstenhauses ausgestorben.

W. Möllenberg.

Anne-Lore Gräfin Vitzthum, Julius Wilhelm von Oppel, ein sächsischer Staatsmann aus der Zeit der Befreiungskriege. Verlag der Buchdruckerei der Wilhelm und Bertha v. Baensch Stiftung, Dresden, 1932. 158 S. Pr. 2,50 RM.

Die Biographie Julius Wilhelms von Oppel (1765—1832) darf als ein beachtenswerter neuer Beitrag zur Klärung der mit der sächsischen Frage in der

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0310

Zeit der Befreiungskriege zusammenhängenden Probleme gebucht werden. Oppel, vordem Bergkommissionsrat beim Bergamt in Freiburg, dann Finanzrat beim Geheimen Finanzkollegium in Dresden, gehörte von Anfang an zu den entschiedenen Gegnern der franzosenfreundlichen Politik in Sachsen. Er wurde bei der Errichtung des Generalgouvernements in Sachsen nach der Schlacht bei Leipzig Steins Mitarbeiter im Gouvernement und leitete hier die Finanzverwaltung, wobei er sich um die Wiederherstellung der sächsischen Finanzen die größten Verdienste erwarb. Auf dem Wiener Kongreß war er gegen die Teilung Sachsens tätig; als Preußenfreund träumte er, wie viele sächsische Idealisten, von einem geeinten Reich unter norddeutscher, protestantischer Führung. Nach der Rückkehr des sächsischen Königs war für ihn ein weiteres Verbleiben in sächsischen Diensten unmöglich geworden. Er begab sich zunächst auf Reisen und beschloß sein Leben als Kammerpräsident in Gotha. Ein sächsischer Patriot auch er, dabei voll edelster deutscher Gesinnung, eine tragische Gestalt dieser zwiespältigen Zeit. *W. Möllenberg.*

Josef Pfitzner, Bakuninstudien. Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte hrsg. v. d. Historischen Kommission der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die Tschechoslowakische Republik Heft 10. Verlag der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die Tschechoslowakische Republik (Vertrieb: Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus in Reichenberg), Prag, 1932. 244 S.

Der russische Anarchist und Panslawist Bakunin hat auch in der deutschen Revolution von 1848 eine Rolle gespielt; insbesondere hielt er sich nach seiner Ausweisung aus Preußen und Sachsen einige Zeit in Anhalt auf und stand in lebhaftem Verkehr mit den Mitgliedern der „Kellergesellschaft" in Köthen. Aus diesem Grunde seien die von Pfitzner hier vorgelegten Bakuninstudien auch an dieser Stelle registriert. Pfitzner, der eine umfassende Bakuninbiographie vorbereitet, erörtert in diesen Studien einige wichtigere Sonderfragen aus Bakunins erster westeuropäischer Zeit. *W. Möllenberg.*

Erich Neuß, Das Giebichensteiner Dichterparadies. Johann Friedrich Reichardt und die „Herberge der Romantik". Hallische Nachrichten-Bücherei Band 9. [Halle, 1932.] 203 S.

Johann Friedrich Reichardt, den einstigen Kapellmeister Friedrichs des Großen und nachmaligen Salinendirektor, und den Kreis von Persönlichkeiten, die ihm durch Freundschaft verbunden waren, weiß uns Erich Neuß mit seiner oft schon erprobten Erzählerkunst in diesem neuesten Werk seiner fleißigen Feder in einer selten anschaulichen Weise näher zu bringen. Der wahre Held des Buches ist freilich die romantische Saalelandschaft bei Giebichenstein und darin Reichardts Haus und Garten, ein kleines Paradies, ein Fleckchen Natur, das mehr als einen der jugendlichen Romantiker, die in Reichardts Hause ein- und ausgegangen sind, in dichterische Begeisterung versetzt hat. Die Schicksale dieses doppelt gesegneten Fleckchens Erde bis auf den heutigen Tag finden in Neuß einen würdigen Interpreten. Ein schönes Heimatbuch für Halle, aber auch ein Buch reicher Belehrung für jeden Freund der deutschen Literaturgeschichte. *W. Möllenberg.*

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0311

Adolf Schmiedecke, Die Revolution 1848—49 in Halle. Ausgewählte Hallische Forschungen zur mittleren und neuen Geschichte, hrsg. v. Otto Becker und Robert Holtzmann Heft 5. Max Niemeyer Verlag, Halle (Saale), 1932. 208 S. Pr. geh. 7 RM.

Die ereignisreichen Revolutionsjahre von 1848 und 1849 in ihrer Auswirkung auf die Stadt Halle darzustellen, unternimmt Adolf Schmiedecke in einer sehr achtenswerten Schrift, die zum ersten Male das darüber vorhandene verhältnismäßig reichhaltige Archivmaterial und die in jenen Jahren erschienenen hallischen Zeitungen ausschöpft und auch einige unveröffentlichte Briefe heranziehen kann. Es ist dem Verfasser gelungen, die wechselvollen Verhältnisse bis ins einzelne zu verfolgen und die Stellungnahme der Bürgerschaft, sowohl der städtischen Behörden als auch der politischen Vereine, der Handwerker, Arbeiter, Professoren und Studenten sowie der führenden Persönlichkeiten, im Wandel und Ablauf der Ereignisse und zu den Forderungen des Tages zu schildern. Im Ganzen und Großen verliefen die Bewegungen in friedlichen Bahnen, insbesondere ist bemerkenswert, daß die Studentenschaft sich in der Mehrheit der Revolution gegenüber ablehnend verhielt. *W. Möllenberg.*

Erich Neuß, Geschichte der Stadtsparkasse zu Halle 1857 bis 1932 Gebauer-Schwetschke Druckerei und Verlag A.-G., Halle, 1932. 276 S. mit 18 Tafeln.

Die hier angezeigte Jubiläumsschrift zum 75jährigen Bestehen der Stadtsparkasse hebt sich weit heraus aus der Masse der bei derartigen Anlässen sonst üblichen Festgaben. Der Verfasser hat seinen zahlreichen Büchern und Schriften zur Geschichte Halles im 19. Jahrhundert, in denen er sich nicht nur als hervorragender Forscher, sondern auch als Gestalter und Schriftsteller von Rang erwiesen, ein ausgezeichnetes neues Werk beigesellt, das zeigt, wie er auch einen an sich spröden Stoff so zu meistern versteht, daß man seiner Darstellung mit angespanntem Interesse bis zuletzt zu folgen vermag. Diese Sparkassengeschichte ist ein Stück Stadtgeschichte und zugleich ein Stück Wirtschaftsgeschichte. *W. Möllenberg.*

Ernst Borkowsky, Die Schweden. Erlebnisse einer kursächsischen Stadt im Dreißigjährigen Kriege. Heimatverlag Richard Jaeckel, Querfurt, 1932. 111 S.

Es ist die Stadt Naumburg, deren Schicksale in schwerer Zeit nach den Akten des Ratsarchivs, den Ratsrechnungen, den Ratsprotokollen und der offenen und geheimen Korrespondenz des Rats zum ersten Male in aller Ausführlichkeit geschildert werden. Von Naumburg aus ist, wie bekannt, Gustav Adolf auf das Schlachtfeld von Lützen gezogen; die Ereignisse vor und nach der Schlacht stehen im Mittelpunkt des Interesses und werden mit besonderer Liebe dargestellt. Die Stadt hat nur einmal in diesen dreißig Kriegsjahren eine regelrechte Belagerung durchzumachen gehabt, und zwar erst gegen Ende des Krieges, 1642, durch Königsmarck; nichtsdestoweniger hat sie alle Leiden und Drangsale dieser langen Kriegszeit erdulden müssen. Bald waren es die Schweden, bald wieder die Kaiserlichen, die an ihre Tore pochten; und nicht selten stand sie zwischen zwei Feuern. Borkowsky, dem wir bereits eine sehr

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0312

ansprechend geschriebene Geschichte der Stadt Naumburg verdanken, weiß auch hier den Leser zu fesseln, wenn er diese wechselvollen Schicksale Naumburgs vor uns entrollt. *W. Möllenberg.*

Franz Lorenz, Profen und seine Umgebung. Eine heimatkundliche Plauderei über das Dorf Profen (Kreis Zeitz). Sis-Verlag in Zeitz, [1931]. 140 und 23 S. Pr. 2,30 RM.

Verf. legt ein durch reichen Bilderanhang illustriertes Heimatbuch vor zur Pflege der Anhänglichkeit an Hof und Brauch der Väter. Der Leser findet über Natur und Kultur von Profen und Umgebung in Vergangenheit und Gegenwart ein reiches Material in leicht lesbarer Form zusammengestellt. Die Gliederung, besonders der geschichtlichen Teile, leidet etwas an mangelnder Zusammenfassung des Zusammengehörigen. *Th. Ulrich.*

Theodor Lorentzen, Ursprung und Anfänge der Stadt Schleusingen. Kommissionsverlag von Brückner und Renner, Meiningen, 1932. 115 S.

Gleichzeitig mit dem hier ebenfalls angezeigten Werke von H. Pusch über das Kloster Rohr hat Lorentzen über das benachbarte Schleusingen eine Schrift erscheinen lassen, welche in ihrer Anlage und Methodik genau gegenteilige Wege geht. Während Pusch mit keinem Worte über das hinausgreift, was die Quellen einwandfrei verbürgen, bemüht sich Lorentzen unter Heranziehung von Sprachgeschichte, vergleichender Siedlungskunde und Rechtsgeschichte über das spärliche Quellenmaterial hinaus Licht in die dunkle Frühzeit von Schleusingen zu bringen. Unter Ablehnung eines slavischen Ursprunges leitet er den Namen Schleusingen her von einer von den Vesraer Prämonstratensern bald nach der Klostergründung 1231 am Unterlauf des Schleuseflusses angelegten sclusa = Fischwehr, wobei das u unter französ. Einfluß als ü gesprochen wurde, welches sich dann dem bekannten deutschen Sprachgesetze folgend zu eu weitergebildet hat. Davon ist die Bezeichnung auf den Fluß übergegangen; hat ferner den Namen abgegeben für eine kleine Herbergs- oder Dorfsiedlung am Ufer (1232 ist eine villa Slusungen urkundlich bezeugt). Der Name Schleusingen ging dann auf die weiter nördlich, nicht mehr an der Schleuse gelegene Stadt über. Ihr Ursprung liegt völlig im Dunklen; aus der Erwähnung eines parochianus de Slusungen im Jahre 1235 erschließt Verf. ihr damaliges Bestehen. — Von der alten villa Slusungen fehlt, abgesehen von der Erwähnung eines „Heincz in der Slusa" vom Jahre 1415 jede Nachricht. Die Einwohner haben später, wie Verf. annimmt, ihren Wohnsitz näher an die Stadt herangelegt und so den Grundstock zu der Vorstadt, heutigen Unterstadt abgegeben.

Lorentzen ist sich, wie er im Vorwort betont, des hypothetischen Charakters dieser Entwickelung wohl bewußt und sieht den Hauptzweck seines Buches darin, Anregungen für weitere Forschungen zu bieten. Inwieweit diese dann die Thesen des Verf. bestätigen oder widerlegen werden, muß der Zukunft überlassen bleiben.

Das mit großer Sachkenntnis geschriebene Buch enthält manche recht gute Einzelbeobachtung, wie z. B. die Deutung des Schleusinger Stadtsiegels von 1430 in seiner Beziehung zu der Stadtherrin Mechthild von Baden (S. 60). *Th. Ulrich.*

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0313

W. Däther, Der Prozeß gegen Margarete Minden und Genossen. Ein dunkles Kapitel Tangermünder Stadtgeschichte. Auf Grund der Magistratsakten und anderer Quellen bearbeitet. Verlag C. Lutzack Nachf. Fr. Becker, Tangermünde (Elbe), [1932]. 126 S.

Wie bekannt ist, hat Theodor Fontane den vorliegenden Kriminalfall in seiner Meisternovelle „Grete Minde" dichterisch gestaltet. Wie sich der Fall wirklich abgespielt hat, erfahren wir aus den Prozeßakten, die Däther in seiner Untersuchung vorlegt. Ein grausiges Kapitel aus der Geschichte der Justiz, das uns einen Blick verstattet in eine Zeit, wo finsterster Aberglaube herrscht und die Rechtspflege im Niedergang begriffen ist. Daß Grete Minde an dem Brand der Stadt Tangermünde am 13. Sept. 1617, wenigstens nicht unmittelbar, beteiligt war, erscheint nach Däthers Darlegungen sicher. Auch die ganze Prozeßführung kann, ganz abgesehen von den unter der Folter erpreßten Geständnissen, keinesfalls als einwandfrei bezeichnet werden. Die Verurteilung Grete Mindes zum Tode auf dem Scheiterhaufen und ihre Hinrichtung war demgemäß ein Justizmord. *W. Möllenberg.*

Reinhold Specht, Die Rats- und Stadtapotheke zu Zerbst 1531 bis 1931. Selbstverlag der Rats- und Stadtapotheke, Auslieferung durch Friedrich Gast, Buchhandlung, Zerbst, 1931. 82 S.

Die Rats- und Stadtapotheke, die erste Apotheke Anhalts, ist sehr wahrscheinlich im Jahre 1531 gegründet worden, diesem Jubiläum verdankt die oben genannte Festschrift ihr Erscheinen. Die anschauliche und mit gutem Abbildungsmaterial versehene Monographie bietet mit ihrem Rückblick auf die ersten Zeiten des Bestehens der Apotheke, ihre Entwicklung, ihre verschiedenen Inhaber, ihre Örtlich- und Räumlichkeiten, ihren Geschäftsbetrieb (Privilegien, Visitationen, Taxordnungen, Instrumente und Geräte, Verkauf und Lieferung von Medikamenten und sonstigen Apothekerwaren, Einkauf der Materialien, Verhältnis zur Ärzteschaft, Einrichtung eigener homöopathischer Offizin) einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der Stadt Zerbst und im weiteren Sinne zur Geschichte der Pharmazie. *W. Möllenberg.*

Festschrift Valentin Hopf zum achtzigsten Geburtstag 27. Januar 1933. Herausgeber: Wilhelm Engel und Willy Flach. Verlag der Frommannschen Buchhandlung (Walter Biedermann), Jena, 1933. 242 S. mit 10 Tafeln.

Valentin Hopf, der Achtzigjährige, der Gründer und Leiter des Thüringer Heimatmuseums in Saalfeld, erfährt durch diese Festschrift eine verdiente und schöne Ehrung. Wir müssen uns damit begnügen, die einzelnen Beiträge hier aufzuführen: Margarete Riem-Baumbach, Die Heimatschatzkammern im Franziskanerkloster zu Saalfeld. — Wilhelm Füßlein, Die Gründung und Anfänge des Zisterzienser-Frauenklosters in Saalfeld 1267—1287. — Hermann Pusch, Das gottesdienstliche Leben in der Johanniskirche zu Saalfeld im Mittelalter. — Max Hoffmann, Die Saalfelder Vogteirechnungen des 15. Jahrhunderts. — Willy Flach, Urkundenfälschungen der Deutschordensballei Thüringen im 15. Jahrhundert. — Wilhelm Engel, Das älteste Saalfelder Stadtbuch des 15. Jahrhunderts. — Ernst Devrient, Die Saalfelder Ratslinie. — Günther Schmidt, Saalfeld als Bergstadt im 16. und 17. Jahrhundert. — Margarete Riemschneider-Hoerner, Die

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0314

Schnitzaltäre des Saalfelder Museums. — Paul Bamberg, Wie Saalfeld Münzstätte Johann Friedrichs des Großmütigen wurde. —

Von besonderer Bedeutung für unser Arbeitsgebiet sind die Untersuchungen Flachs über Urkundenfälschungen der Deutschordensballei Thüringen, in denen er u. a. auf die gefälschten Naumburger Bischofsurkunden für Reichenbach eingeht, wobei auch die im Urkundenbuch des Hochstifts Naumburg I Nr. 151 abgedruckte Urkunde von 1140 erneut eingehend auf ihre Echtheit geprüft wird.

W. Möllenberg.

Bei der Schriftleitung eingegangene Besprechungsstücke.

(Besprechung vorbehalten.)

Albert Guth, Die Stiftskirche zu Hamersleben. Verlag des Kreis-Heimatmuseums, Oschersleben (Bode), 1932. 96 S. mit 28 Abbildungen.

Otto Gaul, Die Romanische Baukunst und Bauornamentik in Sachsen. Dissert. Köln, 1932. 107 S.

Waldemar Mühlner, Ernst Haase. Zu seinem 60. Geburtstage am 21. Oktober 1931. Sonderausgabe der Mansfelder Heimatblätter. Beilage zum Eisleber Tageblatt. 16 S.

Hellmuth Semmig, Die wirtschaftliche Entwicklung der Exulantensiedlung „Johanngeorgenstadt" von der Gründung 1654 bis zum Stadtbrande 1864. Aus Sachsens Vergangenheit Heft 7. Verlag: Buchdruckerei der Wilhelm und Bertha v. Baensch-Stiftung, Dresden, 1931. 135 S.

Elisabeth Boer, Chronik des Kurorts Weißer Hirsch-Dresden von den Anfängen bis zur Eingemeindung. Verlag der Buchdruckerei der Wilhelm und Bertha v. Baensch Stiftung, Dresden, [o. J.]. 116 S. mit 28 Abbild. Pr. kart. 3 RM.

Alfred Wlost, Ausgewählte Quellen zur Rechts- und Wirtschaftsgeschichte der Stadt Camburg an der Saale. Mit den Statuten der Stadt Camburg an der Saale aus dem Jahre 1585. Sonderdruck des Anhanges 3 der Chronik der Grafschaft Camburg. Verlegt beim Nachrichtenblatt der Landelektrizität G. m. b. H., Halle (Saale), 1932. 70 S.

Wilhelm Engel, Aus dem ältesten Saalfelder Stadtbuch. Saalfelder rechts- und wirtschaftsgeschichtliche Quellen. Saalfelder Weihnachtsbüchlein. 79. Jgg. 1932. Verlag der Volksschulleitungen, Saalfeld (Saale), 1932. 40 S.

Rolf Grabower, Preußens Steuern vor und nach den Befreiungskriegen. Mit einem Geleitwort von Johannes Popitz. Verlag Otto Liebmann, Berlin, 1932. 688 S. Pr. brosch. 36 RM., geb. 38,50 RM.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0315

Nachrichten

Historische Kommission für die Provinz Sachsen und für Anhalt

Bericht über das Jahr 1932/33.

Erstattet vom Vorsitzenden Staatsarchivdirektor Dr. Möllenberg-Magdeburg.

I. Innere Angelegenheiten:

a) Vorstand. In den Vorstand trat am 15. Okt. 1932 neu ein Universitätsprofessor Dr. Kaehler-Halle infolge seiner Berufung zum Nachfolger von Prof. Dr. O. Becker.

b) Mitgliederbestand. Im Mitgliederbestande ist eine Änderung nicht eingetreten. — Das frühere langjährige Mitglied Pfarrer D. Pallas, jahrzehntelang Vorsitzender des Vereins für Kirchengeschichte der Provinz Sachsen und des Freistaates Anhalt, Bearbeiter der in Band 41 (alte Reihe) der „Geschichtsquellen der Provinz Sachsen und angrenzender Gebiete" in sechs Teilen von 1906 bis 1918 erschienenen „Registraturen der Kirchenvisitationen im ehemals sächsischen Kurkreise" ist am 12. März 1933 verstorben.

c) Sitzungen. Eine Gesamtsitzung der Historischen Kommission fand nicht statt. Der Vorstand trat am 6. Oktober 1932 in Zerbst zu einer Sitzung zusammen.

II. Vorstandssitzung vom 6. Oktober 1932 zu Zerbst:

Der Vorstand war, bis auf Prof. Dr. Sommerlad-Halle, vollzählig erschienen. Außerdem nahmen an der Sitzung teil die Kommissionsmitglieder Staatsarchivrat Dr. Diestelkamp-Magdeburg, Universitätsprofessor Dr. Schlüter-Halle und Studiendirektor Dr. Wütschke-Dessau sowie Landesrat Dr. Berger-Merseburg. Der Vorsitzende begrüßte den neu in den Vorstand eingetretenen Staatsarchivrat Dr. Wentz-Magdeburg und gedachte der verstorbenen Kommissionsmitglieder Prof. Dr. Reischel-Hannover und Oberbürgermeister Trenkmann-Mühlhausen i. Th. Es wurde sodann der Haushaltsvoranschlag der Historischen Kommission für 1933 vorgelegt und besprochen. Leider ist der Etat so stark gekürzt, daß die Kommission ihre Arbeiten erheblich einzuschränken gezwungen ist. Es soll versucht werden, wenigstens die im Druck befindlichen Veröffentlichungen so weit als möglich zu fördern und die eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen. Bei weiteren Abstrichen würde die Arbeit der Historischen Kommission nahezu lahmgelegt werden, weswegen der Vorstand einen entsprechenden Appell an die Provinzialbehörden richtete. Der Vorstand nahm den Bericht des Vorsitzenden über den Stand der wissenschaftlichen Unternehmungen (s. u. III) entgegen und beschäftigte sich eingehender mit dem in Vorbereitung befindlichen Heimatatlas. Die Leitung des Atlaswerkes wurde Prof. Schlüter übertragen

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0316

und dafür ein besonderer Ausschuß eingesetzt, dem außer Prof. Schlüter die Herren Prof. W. Holtzmann und Landesrat Dr. Berger angehören. Der Ausschuß soll die beschleunigte Durchführung des Atlaswerkes betreiben, und zwar unter Heranziehung der bereits in Aussicht genommenen Mitarbeiter, insbesondere der Herren Studiendirektor Wütschke und Archivrat Wentz.

III. Wissenschaftliche Unternehmungen.

A. Im Druck erschienene Veröffentlichungen.

1. Sachsen und Anhalt. Jahrbuch der Historischen Kommission für die Provinz Sachsen und für Anhalt, herausgegeben von Walter Möllenberg. Band 8. 491 S. mit 8 Tafeln und 1 Karte.

2. Urkundenbuch des Eichsfeldes Teil 1 (Anfang saec. IX bis 1300). Bearbeitet von Aloys Schmidt. XXVIII u. 663 S.

B. Im Druck befindliche Veröffentlichungen.

1. Urkundenbuch des Erzstifts Magdeburg Teil 1 (bis 1192) (Israël-Möllenberg).

2. Urkundenbuch des Hochstifts Naumburg Teil 2 (Möllenberg).

3. Album academiae Vitebergensis. Jüngere Reihe Teil 1 (1602—1660) (Weißenborn).

4. Urkundenbuch der Stadt Halle, ihrer Stifter und Klöster Teil 2 (von 1301 ab) (Bierbach).

5. Urkundenbuch des Stifts St. Johann in Halberstadt (Diestelkamp).

6. Sachsen und Anhalt. Jahrbuch der Historischen Kommission für die Provinz Sachsen und für Anhalt Band 9.

C. In Vorbereitung befindliche Veröffentlichungen.

Hierfür kann auf die früheren Berichte verwiesen werden.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0317

Verzeichnis
der Mitglieder der Historischen Kommission für die Provinz Sachsen und für Anhalt

(Stand vom 1. April 1933.)

A. Vorstand:

Staatsarchivdirektor Dr. Möllenberg, Magdeburg, Vorsitzender.
Universitätsprofessor Dr. Sommerlad, Halle a. S., stellvertretender Vorsitzender und Schriftwart, Vertreter der Geschichtsvereine im Vorstand.
Landrat Dr. Wandersleb, Querfurt, Vertreter des Provinzialausschusses.
Staatsminister a. D. Dr. h. c. Müller, Dessau, Vertreter der Anhaltischen Staatsregierung.
Universitätsprofessor Dr. W. Holtzmann, Halle a. S.
Universitätsprofessor Dr. Kaehler, Halle a. S.
Staatsarchivrat Dr. Wentz, Magdeburg.

B. Mitglieder:

Studiendirektor i. R. Dr. Adler, Salzwedel.
Oberstudiendirektor i. R. Geh. Studienrat Prof. D. Dr. Biereye, Erfurt.
Stadtarchivar Dr. Brinkmann, Mühlhausen i. Th.
Staatsarchivrat Dr. Diestelkamp, Magdeburg.
Staatsarchivdirektor i. R. Geh. Archivrat Dr. theol., jur. et phil. Friedensburg, Wernigerode.
Provinzialkonservator Dr. Giesau, Halle a. S.
Amtsgerichtsrat Grosse, Wernigerode.
Landeskonservator Dr. Grote, Dessau.
Direktor Haase, Dessau.
Universitätsprofessor Dr. Heldmann, Halle a. S.
Universitätsprofessor Dr. R. Holtzmann, Berlin.
Universitätsprofessor Dr. Kisch, Halle a. S.
Gewerberat i. R. Kuchenbuch, Stendal.
Superintendent i. R. D. Nebelsieck, Bad Wildungen.
Stadtarchivar i. R. Dr. Neubauer, Magdeburg.
Stadtarchiv- und Bibliotheksdirektor Dr. Neuß, Halle a. S.
Konrektor i. R. Rühlmann, Eisleben.
Universitätsprofessor Dr. Schlüter, Halle a. S.
Archivrat Specht, Zerbst.
Universitätsprofessor D. Dr. Voigt, Halle a. S.
Professor Dr. Waehler, Erfurt.
Studiendirektor Dr. Wütschke, Dessau.

Stadtarchivdirektor i. R. Prof. Dr. Overmann, Erfurt (auftragsweise).

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0318

Xa 266 (9)
2. Ex.



Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0321

UND ANHALT

Historischen Kommission
Provinz Sachsen
d für Anhalt

herausgegeben
von

ter Möllenberg

Band 9

agdeburg 1933
r Historischen Kommission
h Ernst Holtermann, Magdeburg

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-66968/fragment/page=0323